

Die Welt der Märchen scheint unvereinbar mit unserer nüchternen Gegenwart zu sein. In ihren wunderbaren Geschichten hat die Verfasserin diese Gegensätze aufgehoben. Sie ist der Meinung, daß das Märchen nicht der Vergangenheit angehört. Wer sich seine Märchenaugen bewahrt hat, erlebt auch heute noch, daß das Unmögliche möglich werden kann, und daß die Liebe den Tod besiegt.

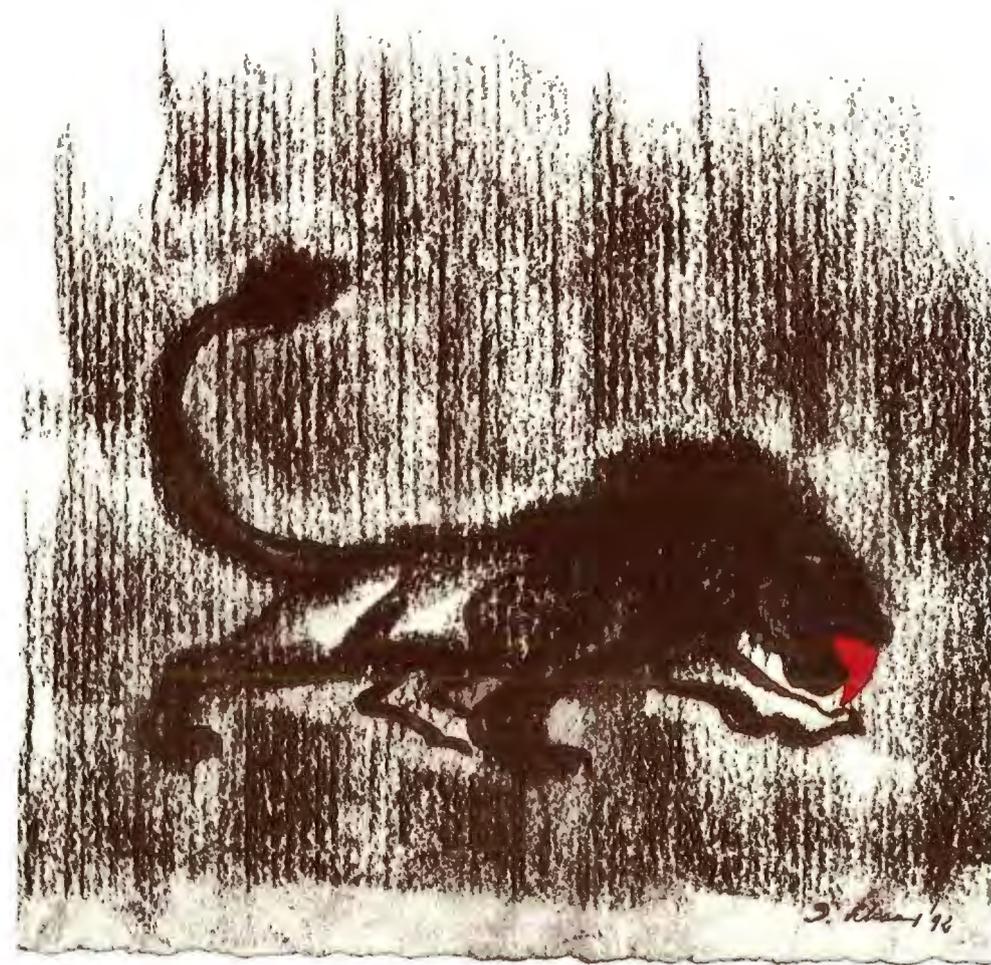
Eleonore Dörner, geb. Benary, studierte nach dem Besuch der Staatlichen Augustaschule (humanistisches Gymnasium) in Berlin an den Universitäten Freiburg, Berlin und Greifswald Germanistik, Geschichte, Archäologie und Philosophie. Promotion zum Dr. phil. in Greifswald. Verheiratet mit Friedrich Karl Dörner, Dr. phil., Professor an der Universität Münster, Forscher und Entdecker antiker Inschriften in Kleinasien. An der Seite ihres Mannes lebte sie viele Jahre im Mittelmeerraum und nahm an seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und an seinen Ausgrabungen im Osten der Türkei (Kommagene) teil. Sie lebt heute in Nürnberg als freie Schriftstellerin. Veröffentlichungen von Erlebnisberichten, Reisebeschreibungen und Übersetzungen. Daneben Vortragstätigkeit.

Eleonore Dörner · Der Berglöwe

Eleonore Dörner

Der Berglöwe
und zwölf wunderbare Geschichten

Märchen aus unserer Zeit
mit Zeichnungen von Ingrid Schaar



E.B.-Verlag Rissen

ebv
Rissen

ISBN 3-923002-67-X

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
Der Berglöwe.....	7
Der treue Bruder.....	21
Das Hermelin.....	37
Der König des Waldes.....	53
Die Zaubergeige.....	65
Die goldene Spindel.....	77
Der Ring der Königin.....	88
Vom Paradies und vom Parador.....	103
Der wundertätige Pate.....	111
Der wunderbare Garten.....	120
Ein Hirte aus Kreta.....	129
Smintek, mein Kater.....	140
Der verlorene Sohn.....	149

Vorwort

Oft bin ich gefragt worden, warum ich eigentlich Märchen schreibe. Märchen, die lange vergangene Zustände mit der modernen Wirklichkeit ineinander übergleiten lassen. Sind Märchen nicht ein ehrwürdiges, altes Kulturgut, das man nicht mit der nüchternen Gegenwart vermengen sollte?

Seit ich mich erinnern kann, sind in meinem Leben Märchenwelt und Gegenwart ineinander verwoben gewesen. Oder ist es etwa kein Märchen, wenn ein armer mecklenburgischer Kaufmannslehrling den Schatz des Priamos findet? Oder wenn eine schöne, kluge Stewardess eines Tages Königin von Schweden wird?

Die dunklen Wälder im Schwarzwald, die einsamen Schären im Nordmeer, die Olivenhaine an den südlichen Küsten, die Felsentäler in Europas Randgebirgen, alle diese Orte schienen mir von geheimnisvollen Ereignissen zu erzählen und noch heute davon erfüllt zu sein.

Das Herzstück meiner Geschichten beruht meist auf einer wahrhaftigen Begebenheit. Manchmal war es nur eine flüchtige Begegnung, die meine Anteilnahme weckte, ein Hauch der Märchenwelt, der mich streifte, und der mich weiter darüber nachdenken, den schicksalhaften Gang der Dinge ausmalen ließ.

Das Märchen gehört nicht der Vergangenheit an. Es bleibt nicht darum lebendig, weil man es immer weiter in der alten Form erzählt. Wer sich seine Märchenaugen bewahrt hat, erlebt auch heute noch in unserer Welt, daß das Unmögliche möglich werden kann, und daß die Liebe den Tod besiegt. Auch die beschwingten Zeichnungen, mit denen Ingrid Schaar dies Buch geschmückt hat, sind eine märchenhafte Kostbarkeit. Dämonisches mischt sich mit hingebendem Vertrauen, zart angedeutete Konturen zaubern doch sogleich für den Leser den rechten Hintergrund vor sein inneres Auge.

Ich danke meinen Kindern, die mich ermutigt haben, meine Märchen zu veröffentlichen und die die Verbindung zu dem Verlag schufen, der das Wagnis auf sich nahm, das Buch zu drucken. Ich danke allen, die dazu beigetragen haben, daß es nun in dieser schönen Form vorliegt.

Ich wünsche meinen wunderbaren Geschichten viele aufrichtige Freunde, die sie so gerne lesen wie ich sie geschrieben habe.

Nürnberg, im Herbst 1992

Eleonore Dörner

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Dörner, Eleonore:

Der Berglöwe und zwölf wunderbare Geschichten : Märchen aus unserer Zeit / Eleonore Dörner. Mit Zeichn. von Ingrid Schaar. – Hamburg : EB-Verl. Rissen, 1992

ISBN 3-923002-67-X

© E.B.-Verlag Rissen, Hamburg 1992

Typoscript: Andrea Oppelt
Dr. des. Konrad Maier
Erlangen

Redaktion und Layout: Peter Johannes Athmann
Nürnberg

Druck und Bindung: Lokay-Druck, Reinheim

Printed in Germany



Der Berglöwe

Wenn im Frühjahr der Schnee auf den hohen Bergen des Hindukusch schmilzt, ziehen die Nomaden aus den warmen Ebenen am Ufer des Kaspischen Meeres, wo sie den Winter verbracht haben, mit ihren Herden hinauf zu den grünen Almen im Gebirge. Es ist ein langer, mühsamer Marsch für die schwerbepackten Kamele und für die wandernden Menschen, die die Schafe und Ziegen zusammenhalten und für Rastplätze, für Wasser und Futter unterwegs sorgen müssen. Da gehört zu jedem Stamm ein umsichtiger Führer, der seine Stellung seiner Erfahrung, seinem Reichtum und dem Ansehen der Familie verdankt.

Der Scheich Ali Korksuz, das hieß Ali ohne Furcht, hatte sich in seiner Jugend diesen ehrenden Beinamen erworben, den jedermann kannte, da er einem wilden Berglöwen, der in der Nacht ein Schaf seiner Herde rauben wollte, mit einem glühenden Holzsplit entgegen sprang und ihn in die Flucht jagte. Besonders hoch rechnete man es ihm an, daß er Vater von sechs Söhnen geworden war, die sein Herz mit Stolz erfüllten. Als ihm daher seine Frau das siebente Kind schenkte und ihm ein kleines Mädchen entgegenhielt, wandte er sich um und ging aus dem Zelt. Die Mutter weinte bittere Tränen und erfuhr in der kommenden Zeit, daß sich der harte Sinn ihres Mannes nicht änderte. Solange das Mädchen an ihrer Brust trank und in der

Wiege schlief, konnte sie es noch vor dem Vater verbergen. Aber als es zu krabbeln begann, vermochte sie es nicht mehr zu verhindern, daß es dem Vater vor die Füße kam, wenn er das Zelt betrat. Schließlich rief er eines Abends ärgerlich:

"Was hat ein Mädchen im Zelt der Männer zu suchen? Schaff es mir aus den Augen!" Die Frau antwortete traurig: "So gib mir ein Maultier und unseren ältesten Sohn zum Begleiter, damit ich mit dem Kind in die Berge reite."

Im Morgengrauen sah der Sohn, wie die Mutter das Schwesterchen sorgsam vor der Kälte mit einem warmen Tuch schützte und es sich fest auf ihren Rücken band. "Ach", dachte er mitleidig, "dem Vater wäre es wohl lieber, das kleine Ding fiel in den Abgrund." Aber er sagte nichts und ritt neben der Mutter den hohen Bergen entgegen. "Wir nehmen den Nordpaß", sagte sie zu ihm, "zum Stamm meines Vaters." Der Sohn wunderte sich. Seit der Zeit, da die Mutter dem Scheich Ali Korksuz als Braut zugeführt worden war, hatte die Freundschaft zwischen den beiden Stämmen eine Abkühlung erfahren. Die Enkel hatten die Eltern ihrer Mutter nie gesehen und nur gehört, daß sie inzwischen gestorben waren. Die Mutter aber wußte, daß noch eine Schwester ihres Vaters allein als Witwe in ihrem Zelt lebte und im ganzen Stamm hohes Ansehen genoß, da keine Frau so wie sie die leuchtenden Teppiche in den altüberlieferten Mustern zu knüpfen verstand.

Zu ihr gedachte die Frau das Kind zu bringen, als sie viele Stunden durch das Gebirge ritten. Endlich hielten sie an einer Bergelehne und sahen unten im Tal die schwarzen Zelte der Nomaden. Rauch stieg auf, und die Hunde kläfften. Ein paar junge Leute ritten ihnen entgegen. Die Frau rief ihnen ein Grußwort zu, wie man es nur innerhalb des Stammes gebraucht. Trotzdem sahen die Männer noch mißtrauisch die Fremden an. "Behaltet meinen Sohn bei euch, gebt den Maultieren Wasser und führt mich und das Kind in das Zelt, in dem Elif hanim wohnt", rief die Mutter ihnen zu.

Kurze Zeit darauf stand sie vor dem Webstuhl der alten Frau, die erstaunt zu ihr aufsaß, und begann zögernd: "Sei freundlich gegrüßt nach langen Jahren von der Tochter deines Bruders, die in schwerer Not deinen Rat und deine Hilfe erbittet." Die alte Frau hatte sich erhoben: "Sei gegrüßt, Tochter meines Bruders", erwiderte sie. "Wie bist du in Not geraten, da man sich bei uns erzählt, du seist mit dem mächtigsten Mann im benachbarten Stamm verheiratet und hättest ihm sechs gesunde, schöne Söhne geboren?" Die Frau seufzte tief: "Ich habe die Achtung meines Gatten verloren, als unser siebentes Kind, diese kleine Tochter, zur Welt kam. Der Vater gönnt ihr keinen Platz in seinem Zelt und würde sie lieber tot als lebendig sehen. Er hat mir befohlen, ihm das Mädchen aus den Augen zu schaffen."

Die alte Frau betrachtete das Kind lange und aufmerksam. "Solch ein Kind gibt man nicht fort", meinte sie schließlich vorwurfsvoll.

"Es ist unter einem glücklichen Stern geboren und wird dem Namen seines Vaters Ehre machen."

Die Mutter antwortete traurig: "Bisher hat es nur den Zorn seines Vaters erregt, und ich habe viele Tränen schon um seinetwillen geweint. Ich wußte keinen anderen Ausweg, als dich zu bitten, das verachtete kleine Wesen bei dir aufzunehmen." "So gib es mir", sagte die alte Frau, "schlafe diese Nacht in meinem Zelt und kehre morgen zurück zu dem Stamm, dem du nun angehörst." Als sie zurückritten, sagte die Mutter zu ihrem Sohn: "Versprich mir, daß du niemandem den Aufenthalt deiner Schwester verraten wirst", und der Sohn gab ihr sein Wort. Es wäre aber fast nicht notwendig gewesen, ihn zum Schweigen zu verpflichten, denn sein Vater fragte nie, wohin sie geritten waren. Es war, als hätte das Kind nicht gelebt.

Das kleine Mädchen entbehrte nichts. Unter vielen Nomadenkindern wuchs es zwischen den schwarzen Zelten auf; es lief mit den Tieren auf die Alm hoch im Gebirge, es lernte bei der alten Frau, die es Großmutter nannte, schon frühzeitig die Wolle der Ziegen zu waschen und zu einem Faden zu drehen. Geschickt tanzte die Spindel in seinen kleinen Händen auf und ab. Viele Stunden saß es neben der Großmutter am Webstuhl und sah ihr bei der Knüpfarbeit zu, sah, wie auf dunklem, rotem Grund die blau-weißen Medaillons wie Edelsteine entstanden und die schwarzen Sterne dazwischen gestreut erschienen, uralte Muster, wie sie jeder Stamm zu seinen eigenen zählte, die von Generation zu Generation vererbt wurden.

"Spring nur mit den Schafen in die Berge", meinte die alte Frau freundlich, "ist die Jugend vorüber, wirst du noch lange genug am Webstuhl sitzen. Nur gib auf die Schlange acht. In jedem Jahr holt sie sich ein Opfer und sticht ein Kind in die Ferse. Schau auf deinen Weg, daß du nicht auf sie trittst, wenn sie ein Sonnenbad nimmt." "Und wo wohnt die Schlange?" fragte das Mädchen. "Hoch in den Felsen, in einer dunklen Spalte", antwortete die Großmutter. "Und warum sticht die Schlange jedes Jahr ein Kind?" fragte das Mädchen weiter. "Ich weiß es nicht", meinte die alte Frau bekümmert. "Es ist von alten Zeiten her Feindschaft zwischen den Menschen und der Schlange."

Das Mädchen mußte von da an beständig an die Schlange denken. Auch die anderen Kinder redeten von ihr und fürchteten sie. "Am besten trägt man immer einen Stein in der Tasche", sagte ein Junge. "Dann sucht man nicht lange, wenn man auf sie trifft, und zerschmettert ihr das Rückgrat." Dem Mädchen tat die Schlange leid, und sie nahm sich vor, sie selbst zu fragen, ob man nicht Frieden miteinander schließen könnte. Als die anderen Kinder nach ihrer kleinen Mittagsmahlzeit unter dem Schatten eines Baumes schliefen und die Schafe ruhig grasten, schlich sie sich davon und hastete zu den hohen Felsen hinauf. Vor der Felsplatte, auf die die Großmutter gewiesen hatte, setzte sie sich hin und flüsterte leise:

"Liebe Schlange, schöne Schlange komm zu mir,
Fürchte nichts, du liebes Tier."

So rief sie dreimal und erschrak nicht, als es neben ihr raschelte und eine große, glänzende Schlange ihren spitzen Kopf vor ihr erhob. "Hast du keine Angst vor mir?" fragte sie zischend. "Nein", sagte das Mädchen. "Ich fürchte mich vor keinem Tier, es sind alle meine Freunde."

"Und wie heißt du? Wer sind deine Eltern?" forschte die Schlange. "Ich heiße Halet, so nennt mich meine Großmutter. Ich habe keine Eltern", antwortete das Mädchen. "Auch keine Brüder?" fragte die Schlange weiter. "Nein, keine Geschwister", sagte das Mädchen. "Das ist gut", meinte die Schlange zufrieden, "denn wenn ich dich nun töte, habe ich keine Rache von deinem Vater und von deinen Brüdern zu befürchten." "Aber du wirst mich ja nicht töten", sagte das Mädchen, "denn ich bin gekommen, weil ich deine Freundin sein möchte. Ich wollte dich fragen, ob ich dir etwas schenken kann, damit du kein Kind aus unserem Stamm in die Ferse stechen wirst." Die Schlange rief klagend: "Habe ich nicht allen Grund, den Menschen zu zürnen? Nie tat ich einem etwas zu leide oder habe einem Menschen etwas geraubt. Ich wollte nur den Durst an der Quelle löschen, die doch für uns alle ihr Wasser sprudeln läßt. Aber als ich mit meinem Schlangenkind zu dem Waldbrunnen kam, erwartete uns dort eine Rotte von Hirtenbuben mit Stöcken und Steinen. Es gelang mir zu fliehen, aber mein armes Kind wurde von ihnen erschlagen. Das kann ich nie vergessen und vergeben."

"So will ich dir jeden Tag etwas zu trinken in meiner Holzschale bringen", sagte Halet voller Mitleid. "Du mußt mir sagen, ob du lieber Quellwasser oder Milch von unseren Schafen trinken möchtest." "Du bist wirklich ein gutes Kind", erwiderte die Schlange. "Ich hätte nie gedacht, daß ich mich noch einmal friedlich mit deinesgleichen unterhalten könnte." "So warte nur ein wenig", rief Halet, sprang den Berg bis zu den Schafen hinunter und kehrte zur Felsspalte mit einem Schälchen voller Milch zurück, das sie vorsichtig neben der Schlange nieder setzte. Sie sah zu, wie sie trank, nahm das Schälchen an sich und sagte: "Morgen komme ich wieder und bringe die Milch für dich gleich mit mir." Dies wiederholte sie nun alle Tage, und es gelang ihr, das Geheimnis zu wahren, bis der Herbst kam und der Stamm der Nomaden zu den Winterweiden in die Ebene hinunterzog. Es war aber in diesem Sommer kein Kind von einer Schlange gestochen worden, und darüber wunderten sich die Leute sehr. Halet nahm Abschied von der Schlange. Sie war traurig, denn sie hatte sie sehr lieb gewonnen.

"Ich danke dir", sagte sie, "du hast kein Kind aus unserem Stamm angegriffen. Ich wünsche mir sehr, daß wir uns im Frühjahr wiedersehen!" Die Schlange sah sie freundlich an: "Du bist meine erste und liebste Freundin unter den Menschen. Ob ich im nächsten Jahr noch

hier bin, das weiß ich nicht. Aber ich will dir etwas zum Andenken schenken, halte deine Schürze auf!" Halet gehorchte und sah, daß die Schlange heute ein zierliches goldenes Krönlein trug. Sie neigte ihr Haupt in die Schürze, und das Kleinod rollte Halet entgegen. "Bewahre es gut auf", rief die Schlange und glitt in den Felsen zurück. Halet legte die kleine goldene Krone in das Ledertäschchen, das sie an einer Schnur um den Hals trug, zu der blauen Perle, die ihr die Großmutter als Schutz gegen den bösen Blick geschenkt hatte. Sorgfältig zog sie ihr Kleid darüber.

Der Winter schien Halet recht lang zu sein, und sie sehnte sich nach den grünen Bergwiesen. Doch als sie wiederkehrte, kam die Schlange nicht mehr aus der Felsspalte hervor und trank nicht wieder aus ihrem Schälchen. Aber vor einem neuen Feind fürchteten sich die Hirten in diesem Sommer. Hoch oben im Himmelsblau zog ein Adler seine Kreise, und unversehens stieß er herab und trug ein Schaf aus der Herde in seinen Fängen so hoch nach oben, daß ihm die Kugel des Jägers nicht mehr erreichte. Halet dachte: "Konnte der Adler nicht einen Hasen oder ein Rebhuhn jagen? Mußte es ein schönes Tier aus der Herde sein, das dem Menschen so lieb war und ihm Wolle für seine warme Kleidung und für die bunten Teppiche schenkte?" Noch einmal stieg sie zu den hohen Felsen herauf, breitete die Arme aus und rief:

"Schöner Adler, stolzer Adler, flieg herab zu mir,
Fürchte nichts, du liebes Tier!"

Dreimal rief sie, und da rauschte es neben ihr, und ein riesiger Adler landete auf dem Felsblock an ihrer Seite. "Bist du das Mädchen, das mit der Schlange befreundet ist?" fragte der große Vogel. "Ja, das bin ich", antwortete Halet furchtlos. "Und ich wünsche mir, auch wir beide würden gute Freunde werden." "Ich halte nichts von den Menschen", krächzte der Adler. "Früher war hier mein Jagdrevier. Aber dann kamen die Menschen und schossen die Hasen, die Rehe und Rebhühner, wo sie sie nur antrafen. Was bleibt mir übrig, als ein Schaf zu rauben, damit meine Jungen nicht verhungern." "So will ich dir jeden Tag die Hälfte von dem Essen geben, das mir die Großmutter in meine Tasche eingepackt hat", rief Halet, "damit du es den jungen Adlern in den Horst tragen kannst", und sie breitete Brot und Käse neben sich aus. "Du bist ein gutes Kind", sagte der Adler überrascht, "und wenn du dein Versprechen hältst, will ich es dir danken und eure Herde in Ruhe lassen."

Tag für Tag legte ihm nun Halet die Hälfte ihrer Mahlzeit bereit, und wieder war sie traurig, als sie am Ende des Sommers ihren Freund verlassen mußte, von dem sie niemandem etwas erzählt hatte. "Bist du im nächsten Frühling wieder in den Felsen über unserm Tal?" fragte sie den Adler. Der große Vogel sträubte sein Gefieder: "Ich weiß es nicht, die Welt ist so groß und so weit. Aber ich schenke dir etwas zur Erin-

nerung, bewahre es gut auf!" Und er warf ihr einen funkelnden roten Edelstein in die Schürze. Halet umarmte den Adler und legte den Rubin in das Täschchen zu dem Amulett und der kleinen Goldkrone.

Die Wintersonne schien mild auf das Nomadenlager in der Ebene, die Schafe grasten friedlich im Umkreis der Zelte. So baute die Großmutter nicht nur einen Webstuhl für sich, sondern auch einen kleineren für Halet auf. "Aber du darfst erst meinen Teppich sehen, wenn er fertig ist", rief das Mädchen eifrig und deckte jeden Abend den geknüpften Streifen mit einem Tuch zu. Als sie nach einigen Wochen die Großmutter holte und ihr die vollendete Arbeit zeigte, rieb sich die alte Frau verwunderte die Augen. Sie hatte erwartet, daß Halet auf das Muster des Stammes geachtet und auf rotem Grund blaue, schwarze und weiße Medaillons und Sterne knüpfen würde. Aber das Mädchen hatte nur die naturfarbene Wolle, nicht die buntgefärbte gewählt und ihren Teppich in grauen, weißen, schwarzen und braunen Tönen gewirkt. Nur einen kleinen roten Fleck gab es, das war die Zunge eines mächtigen Berglöwen, der durch die obere Hälfte des Teppichs schritt, mit erhobenem Schweif und aufgerissenem Rachen. In der rechten und linken oberen Ecke schwebten zwei Adler, in das untere Feld waren Ziegen, Schafe und Kamele eingewirkt, und den unteren Rand bildeten sechs Männerfiguren, in ihrer Mitte ein Mädchen auf einem Stein, das mit ihren Armen zwei Schlangen in die Höhe hob.

Die Großmutter war verwirrt: "Woher kennst du den Löwen?" fragte sie. "Die Hirten haben mir von ihm erzählt", antwortete Halet eifrig. "Er sieht aus wie eine große Katze. Nur trägt er einen langen, langen Schwanz mit kurzen Haaren und mit einer Quaste am Ende, auf dem Schädel wächst ihm eine Mähne. Die Hirten fürchten sich sehr vor ihm. Er kommt nur des Nachts, am Tage schläft er in seinem Versteck. So sieht man ihn nicht, wenn er heranschleicht, um uns ein Schaf zu rauben. Man kann schlecht mit ihm sprechen", setzte sie zögernd hinzu, "und ihn bitten, unsere Herde zu verschonen." Da sah die Großmutter auf sie und den Teppich, und jetzt begriff sie plötzlich, daß es Halet war, die mit dem Adler und der Schlange umgehen konnte. Sie hatte die Herden geschützt. "Ich wußte es gleich", dachte sie, "als ich sie das erstemal im Arm hielt, daß es ein besonderes Kind war. Aber wie konnte sie wissen, daß ihr Vater den Löwen in die Flucht gejagt hat, und woher kommt ihr zum Bewußtsein, daß sie sechs Brüder hat, wie sie es in den Teppich einknüpft? Niemand hat ihr doch von ihrer Herkunft erzählt?" Aber sie schwieg und lobte Halet für ihre Arbeit. "Wir wollen den Teppich in unserem Zelt am Eingang aufhängen. Dann kommt bestimmt kein Löwe zu uns herein; denn er sieht schon einen bei uns, der uns beschützt." Halet freute sich, daß der Großmutter ihr Teppich gefiel.

So war der Winter mit der Arbeit rasch vergangen. Im Frühjahr zog man wieder in die Berge hinauf, und die Hirten waren fröhlich. Kein Adler schwebte über der Herde, keine Schlange raschelte im Gras.

Doch nach wenigen Wochen erzählten sie sich voller Schrecken, daß ein mächtiger Löwe in den nahen Bergen herumstreifte. Sie verdoppelten ihre Aufmerksamkeit und zündeten nachts ein Feuer an, um das sie sich lagerten. Aber der Löwe war listig und rasch. Geduckt wartete er in einer dunklen Bodensenke und sprang mit einem gewaltigen Satz mitten in die Herde, griff ein junges Lamm und verschwand mit seiner Beute in der Dunkelheit. Als sich dies in der nächsten und auch in der darauf folgenden Nacht wiederholte, kamen die Männer im Zelt des Anführers zusammen, um zu beraten, wie man den Löwen aufstöbern und erlegen könnte. Mitten in der Beratung bat die Großmutter um Eintritt und um Gehör. Es wurde ihr bei ihrem hohen Ansehen nicht verweigert. "O Scheich", begann sie. "Erlaube mir, daß ich mit meiner Enkelin zusammen noch einmal die Feuerwache übernehme. Es ist mir nicht verborgen geblieben, daß dieses Kind eine magische Gewalt über die wilden Tiere hat. Raubt der Löwe dennoch in unserem Beisein ein Tier, so bin ich bereit, es dem Eigentümer mit einem Schaf aus meiner eigenen Herde zu ersetzen." Den Männern erschien der Vorschlag ungewöhnlich; denn die Frauen blieben zur Nacht im Zelt. Aber schließlich stimmten sie zu und kamen überein, sich im Hintergrund bereit zu halten, um ein Unglück zu verhüten.

Mit ihrer Hilfe richtete die Großmutter zwei Stangen neben der Feuerstelle auf, zwischen denen sie den Teppich mit dem Berglöwen aufhing. So erwarteten sie die Nacht. Aus der tiefen Dunkelheit drang ein ärgerliches Knurren an ihr Ohr. Unwillkürlich duckten sich alle, aber Halet trat furchtlos neben den Teppich. "Wer hat den Löwen aus dem Reich der Träume gerufen, damit er eure Herde bewacht?" fauchte der Räuber. "Ich war es", antwortete ihm Halet. "So bist du das Mädchen, das mit der Schlange und dem Adler Freundschaft hält?" tönte es aus dem Dunkel. "Das ist richtig", antwortete Halet, "und ich bin bereit, mit dir Freundschaft zu schließen." "Wie soll ich Menschen trauen, die mich verfolgen, jagen und töten?" rief der Löwe. "Ich kann es dir nicht für alle Menschen versprechen", antwortete das Mädchen, "aber ich und mein Stamm werden dich in Ruhe lassen, wenn du die Tiere unserer Herde verschonst. Warte, ich werde die Männer befragen." Und sie drehte sich um und wiederholte den Hirten und Männern, die weit hinter ihr gestanden hatten, mit lauter Stimme die Worte, die sie mit dem Löwen gewechselt hatte. "Wollt ihr versprechen, Frieden zu halten?" rief sie am Schluß. "Wir versprechen es", antworteten alle feierlich. Da verschwand der Löwe in der Wildnis. Der Scheich lud die beiden Frauen in sein Zelt und ließ ihnen reich gestickte Festkleider überreichen.

Halets Ruhm und die Erzählung von ihrem mutigen Auftreten, von ihrer Macht über die wilden Tiere drang in alle Täler des hohen Gebirges und erreichte auch den Stamm ihrer Eltern. "Sollte dies Mädchen womöglich unsere Tochter sein, und hat sie den tapferen Mut ihres Vaters geerbt?" dachte die Mutter mit klopfendem Herzen. Der Scheich

Korksuz aber war ärgerlich: "Seit wann vertreiben Weiber einen Löwen? In unserem Stamm war dies Männersache, und in der Stunde der Not werden sich bei uns genug tapfere Hirten und Krieger finden, die einen Löwen in die Flucht schlagen."

Er hatte das Unglück beschworen; denn auf der Suche nach neuen Jagdgründen brach der Löwe in die Herde seines Stammes ein. Die Hirten am Feuer waren von einer ungewöhnlichen Müdigkeit befallen worden. Sie erwachten vom angstvollen Blöken der Schafe und sahen gerade noch den Löwen mit einem Lamm im Rachen in die Dunkelheit flüchten. Das wiederholte sich in drei darauffolgenden Nächten. Die Hirten, voller Furcht vor dem Zorn des Anführers, wagten zuerst den Überfall nicht zu gestehen. Schon war fast eine Woche vergangen, da kamen sie zitternd und weinend und gestanden den Raub. Der Scheich tobte vor Zorn: "Ihr seid Memmen und Feiglinge, aber meine Söhne sollen euch zeigen, wie man mit einem Löwen fertig wird!" Er rief seine drei ältesten Söhne, befahl ihnen streng, das Feuer nicht erlöschen zu lassen und ihre Gewehre bereit zu halten. Aber den Söhnen erging es wie den Hirten. Es überfiel sie eine unwiderstehliche Müdigkeit, und als sie von dem Blöken der Herde erwachten, eilte der Löwe mit einem Lamm im Rachen davon, ehe sie ihre Flinten abfeuern konnten.

Sie wagten es nicht, vor das Angesicht ihres Vaters zu treten, und saßen verzweifelt in einer Waldhöhle, einem Versteck, das nur ihre drei Brüder kannten. Diese fanden sie dort auf und sagten, daß sie den Vater gebeten hätten, den großen Brüdern zu verzeihen und die nächste Feuerwache ihnen, den drei jüngeren Brüdern zu überlassen. Aber trotz aller guten Vorsätze ging es ihnen genau so wie den älteren Brüdern und vorher den Hirten. Sie schliefen ein, und so wurde das sechste Schaf geraubt. Heimlich schlichen sie zur Mutter und klagten dort ihr Leid. Die Mutter übernahm es, dem Vater die schlechte Botschaft zu überbringen.

Wie sie gefürchtet hatten, geriet er außer sich: "Schlafmützen und Schwächlinge hast du mir geboren. Lieber wollte ich, sie wären in der Höhle des Löwen, und ich hätte an ihrer Stelle die kostbaren Tiere!" schrie er der armen Frau entgegen. Kaum hatte er das böse Wort gesagt, so erhob sich ein furchtbarer Sandsturm, der alle in die Zelte trieb. Als sich das Unwetter gelegt hatte und der Scheich sich den Sand aus den Augen rieb, standen vor seinem Zelt die sechs verlorenen Schafe, aber von seinen Söhnen war keine Spur zu entdecken. Er suchte viele Tage und fragte bei benachbarten Nomadenstämmen. Doch niemand hatte die sechs Brüder gesehen. Die Mutter weinte so bitterlich, daß am Ende keine Träne mehr aus ihren Augen floß. Der Vater war nicht wiederzuerkennen, sein Stolz war zerbrochen, sein Mund war verstummt.

Da riet ihm ein guter Freund, in ein fernes Kloster zu reiten und dort einen weisen Derwisch nach dem Verbleib seiner Söhne zu fragen.

Der Derwisch sah ihn ernst an: "Dein vorschneller Fluch hat deine Söhne verzaubert und sie in die Gewalt des Berggeistes gegeben. Du kannst dein Wort nicht zurücknehmen, und du selbst wirst deine Kinder nie wiederfinden, so viel du auch nach ihnen suchst. Nur ihre Schwester kann sie erlösen." Der Scheich gab ihm niedergeschlagen zur Antwort: "Ich habe keine Tochter. Weißt du einen anderen Rat?" Aber der Derwisch wandte sich von ihm ab: "Ich habe nur diese Antwort für dich."

Da ritt der Scheich zurück zu seiner Frau und sagte: "Allah wollte mein Verderben schon vor vielen Jahren, als er mein Herz hart machte und ich dir befahl, das kleine Mädchen fortzuschaffen. So trage ich nicht nur Schuld an der Verzauberung meiner Söhne, sondern ich selbst habe sie um ihre Erlösung gebracht." Da stand die Frau entschlossen auf und antwortete ihm: "Wenn du aufrichtig bereust, was du getan hast, so kann ich dir wenigstens die Hoffnung geben, daß unsere Tochter noch am Leben ist. Ich habe sie einer guten alten Frau aus meiner Verwandtschaft anvertraut. Seither habe ich das Kind nicht wiedergesehen und aus Furcht vor dir stets geschwiegen. Aber ich will mich auf den Weg machen und versuchen, es anzutreffen. Vielleicht verzeiht es uns und bringt uns unsere Söhne wieder." Also ritt sie diesmal ganz allein über das Gebirge zu dem Stamm ihres Vaters. Kaum wagte sie, die alte Frau zu fragen, und zum erstenmal traten ihr wieder Tränen in die Augen, als sie sie am Webstuhl traf und von ihr hörte, daß ihre Tochter noch am Leben sei. Aber diesmal waren es Freudentränen. "Habe ich dir damals nicht gesagt, daß man ein solches Kind nicht weggeben dürfte?" sagte die Großmutter. "Halet hat nichts Böses bei uns gelernt und ist für uns alle zu einem Segen geworden." Sie zeigte der Mutter den Teppich und erzählte ihr, wie die wilden Tiere dem Kind gehorchten. "Glaubst du", fragte die Mutter zögernd, "daß sie vergessen und vergeben kann und daß sie es auf sich nehmen will, ihre Brüder zu erlösen?" "Das mußt du sie selbst fragen", erwiderte die alte Frau und rief das Mädchen. "Ach, wie groß und schön ist sie geworden", dachte die Mutter, "und um die Freude an diesem Kind haben wir uns gebracht!" Sie stand stumm und still und wagte es nicht, sich dem Mädchen zu nähern. "Halet", sagte die Großmutter, "ich habe lange ein Geheimnis vor dir gehabt. Aber heute will ich nicht länger schweigen. Sieh, dort steht deine Mutter!"

Halet runzelte die Stirn: "Es ist eine fremde Frau, nur dich habe ich lieb, Großmutter!" Die alte Frau streichelte sie: "Es ist eine sehr traurige, eine sehr unglückliche Frau. Ihr Herz wird vor Leid zerbrechen, wenn du dich von ihr abwendest." Da ergriff das Mädchen die Hand der Mutter, führte sie ehrfürchtig an ihr Herz, an ihre Stirn, an ihren Mund und küßte sie: "Seid willkommen, Mutter!" flüsterte sie. Da war es der Frau des Scheichs, als sei der schwerste Teil der großen Aufgabe schon gelöst, sie umarmte ihre wiedergefundene Tochter und gestand ihr alles Leid, das sie erduldet hatte, als sie sie fortgeben mußte und ihr die



Söhne genommen wurden. "Gern will ich meine Brüder erlösen", tröstete sie Halet. "Aber wo soll ich sie finden, und was soll ich dem Berggeist geben, daß er sie freiläßt?" "Gehe zuerst zu dem weisen Derwisch, den dein Vater aufgesucht hat. Wenn er wußte, daß du sie retten kannst, weiß er vielleicht auch den Weg, der zu ihnen führt", riet die Großmutter. Die Mutter ritt zum Vater zurück, aber das Mädchen wanderte in das Kloster und bat, mit dem Derwisch sprechen zu dürfen. Dieser staunte über ihren Mut und über ihr liebevolles Herz, da sie alles Unrecht, das man ihr angetan hatte, vergessen wollte.

"Der Weg zum Schloß des Berggeistes, der deine Brüder gefangen hält, ist sehr weit", sagte er. "Es liegt auf dem Gipfel eines hohen Berges, ein Adler, ein Löwe und eine Schlange sind als Wächter davor gesetzt. Kein Mensch hat je den Weg nach dort gefunden. Aber dir ist es bestimmt, wenn du standhaft bleibst, deine Brüder nach Hause zu führen. Ich bringe dich, wenn morgen die Sonne aufgeht, bis zu einer Quelle im Wald; von dort aus mußt du bis zum späten Abend weitergehen. Dann gelangst du zu einer Hütte, in der ein einsamer alter Mann wohnt. Er kann dich für die Nacht aufnehmen und dir den Weiterweg zeigen."

Der Derwisch tat, wie er gesagt hatte. Er brachte Halet bis zu der Quelle, rastete dort eine kurze Weile mit ihr und nahm Abschied. Als seine Gestalt zwischen den Bäumen verschwand, mußte Halet allein ihren Mut zusammennehmen. Wohin sollte sie sich nun wenden, und was stand ihr bevor? Da raschelte es neben ihr im Gras, und sie erblickte voller Freude ihre Freundin, die Schlange.

"Fürchte dich nicht, Halet", sagte sie. "Ich bleibe an deiner Seite, so findest du den Weg leicht." Halet war von Herzen froh, auch wenn sie von Stunde zu Stunde müder wurde, denn die Schlange führte sie bergauf und bergab, durch ein steiniges Bachbett und durch dichtes Dornengestrüpp. Als die Sonne unterging, standen sie vor einer kleinen Hütte, aus der ein alter Mann heraustrat, der sie voller Staunen begrüßte: "Wie kommst du so allein durch den wilden Wald zu mir?" "Ich bin ausgezogen, um meine Brüder zu erlösen, und suche das Schloß des Berggeistes", erwiderte das Mädchen. "Wenn du mir helfen willst, sie zu finden, so kann ich dir etwas schenken", und sie zog den Stein aus ihrem Täschchen.

Der alte Mann wurde schneeweiß im Gesicht, er sank auf die Bank neben der Haustür nieder und fragte erschrocken: "Woher hast du dieses Kleinod?" "Mein Freund, der Adler, schenkte es mir. Kennst du es?" "O ja, nur allzu gut", rief der alte Mann unter Tränen und erzählte ihr: "Ich war der treue Diener eines mächtigen Königs, und er hatte mir den Schlüssel zu seiner Schatzkammer anvertraut. Sein größtes Kleinod war ein roter Karfunkelstein. Ich mußte ihn ihm jeden Tag einmal auf einem Samtkissen bringen, damit er sich an seinem Anblick freute. Wer aber beschreibt mein Entsetzen, als eines Morgens das

elfenbeinerne Kästchen, in dem der Stein ruhte, leer war. Zitternd gestand ich es dem König. Der aber sagte kalt und ruhig: 'Wenn der Stein in drei Tagen nicht wieder in seinem Futteral liegt, mußt du sterben.' Ich schlief zwei Tage und Nächte nicht, ließ mit Hilfe der Soldaten und der Polizei das ganze Land durchsuchen, mußte aber am dritten Morgen einsehen, daß es mir unmöglich war, das verschwundene Kleinod herbeizuschaffen. So ergriff ich die Flucht und rettete mich zuerst in den Frieden des Klosters. In dunkler Nacht brach ich von dort auf und zog in diese Wildnis, in der mich bisher noch kein Mensch gefunden hat. Ohne den Stein kann ich niemals wieder dem König unter die Augen treten. Ich fürchte, er hat den Verlust nicht verschmerzt, und seine Häscher suchen mich noch immer. Aber du wirst mich doch nicht verraten?" setzte er ängstlich hinzu. "Niemals", antwortete Halet, und sie legte dem alten Mann den Stein in die Hände. "Ach, wie soll ich dir danken, du liebes Kind", sagte der Alte. "Du hast noch einen weiten Weg vor dir, daher mußt du dich zuerst bei mir ausruhen, mußt etwas essen und trinken. Morgen zeige ich dir die Richtung, in der das Schloß des Berggeistes liegt. Ich vertraue fest darauf, daß es dir gelingen wird, deine Brüder zu erlösen. Ich will hier auf dich warten, bis du mit ihnen zurückkommst. Dann ziehe ich in meine Heimat."

In der Morgenfrühe nahm Halet Abschied und zog nun gestärkt und wieder begleitet von ihrer treuen Freundin, der Schlange, weiter in die Berge hinein. Am Abend waren ihre Füße wund und ihre Kleider von den Dornen zerrissen, aber sie gelangte auch glücklich zu der zweiten Hütte. Ein alter Mann trat heraus und war sehr erschrocken, als er sie so erschöpft und müde vor sich stehen sah. Auch er fragte: "Wie kommst du allein durch den wilden Wald zu mir?" Und wieder antwortete Halet: "Ich bin ausgezogen, um meine Brüder zu erlösen und suche das Schloß des Berggeistes. Wenn du mir helfen willst, sie zu finden, so kann ich dir etwas schenken." Und wieder geriet der alte Mann in höchste Aufregung, als sie das Krönlein hervorzog. "Woher hast du dieses kostbare Schmuckstück?" fragte er zitternd. "Meine Freundin, die Schlange, hat es mir geschenkt. Kennst du es?" erwiderte Halet. "Ach nur allzu gut", rief der Alte, und dann erzählte er ihr, daß auch er Diener an einem Königshof gewesen war. Jeden Morgen brachte er der Königin ihren Schmuck, den sie vor dem Spiegel anlegte. Eines Tages fehlte ihr ein zierliches kleines Krönlein, das sie gerne an einer Kette trug. Trotz seiner langjährigen Treue beschuldigte sie den Diener der Unachtsamkeit, ja schließlich sogar des Diebstahls und drohte ihm den Tod an, wenn er nicht in drei Tagen das Schmuckstück herbeischaffte. Nach vergeblichem Suchen ergriff der Unglückliche die Flucht und versteckte sich noch tiefer als der erste alte Mann im Dunkel des Waldes. "Aber du wirst mich doch nicht verraten?" fragte er ängstlich. "Niemals", antwortete Halet. Da führte sie der alte Mann in die Hütte, brachte ihr etwas zum Trinken und zum Essen und ließ sie sich einen ganzen Tag ausruhen. "Du wirst deine Brüder gewiß

erlösen", sagte er, "auch wenn der Weg noch einmal lang und anstrengend ist. Ich will hier auf euch warten. Ohne das Krönlein hätte ich nie zurückkehren können. Aber nun werde ich mit euch zusammen in meine Heimat ziehen."

Am zweiten Morgen führte er sie in die Richtung, die sie einschlagen mußte, und Halet nahm voller Zuversicht von ihm Abschied. Begleitet von der Schlange stieg sie immer höher in die Berge. Fast wollten sie ihre Füße nicht mehr tragen, bis sich der Wald lichtetete und der steile Felsgipfel vor ihr lag. Aber er war so hoch und so steinig, daß ihr vor dem letzten Aufstieg graute. "Wir müssen es versuchen, Halet", flüsterte ihr die Schlange zu. "Dort oben ist das Schloß, in dem der Berggeist deine Brüder gefangen hält." "Es geht nicht mehr", schluchzte das Mädchen und setzte sich auf einen Stein. Plötzlich rauschte es über ihr, und ein großer Adler ließ sich zu ihren Füßen nieder. "Steig auf meinen Rücken, Halet, und halte dich fest an meinem Gefieder. Ich trage dich sicher nach oben." Sie schloß die Augen. Nur ein paar Flügelschläge, und schon setzte der Adler sie vor einer riesigen Schloßmauer sanft zu Boden. Dankbar umarmte ihn Halet und schritt ohne zu zaudern auf das große Tor zu, obwohl es von einem grimmigen Löwen bewacht wurde. Der aber, als er das Mädchen erblickte, wedelte freudig mit seinem Schweif und stieß ein durchdringendes, triumphierendes Brüllen aus.

Da wurde innen ein Riegel zurückgeschoben, und im Türrahmen standen sechs junge Männer, die laut vor Freude jubelten und winkten. Sie wollten es kaum glauben, daß wirklich ihre liebe Schwester gekommen war, um sie zu erlösen. Aber der Älteste durfte nun reden, und er konnte den Brüdern versichern, daß er das Kind vor vielen Jahren zusammen mit der Mutter der alten Frau gebracht hatte. Nun mußte sie von ihrer mühsamen Wanderung, von der Hilfe der Schlange, von dem Flug mit dem Adler und von ihrer Freundschaft mit dem Löwen erzählen. Plötzlich stand der Berggeist unter ihnen, und sein Gesicht war so finster, daß sich Totenstille im Haus ausbreitete.

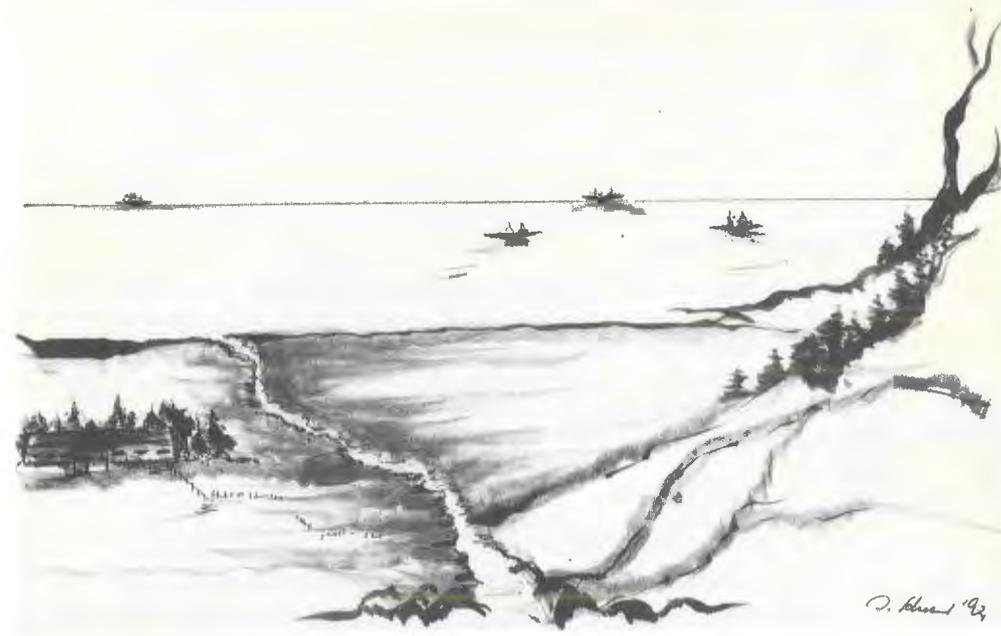
"Wie kannst du es wagen, ohne meine Erlaubnis hier einzudringen?" herrschte er das Mädchen an. "Ich kam mit der besten Absicht und geleitet durch die Hilfe der Tiere, die du dir als Wächter gesetzt hast. Unschuldige sind meine Brüder, die du den Eltern raubtest, und ich wollte sie ihnen wieder zurückbringen. Aber heimlich entführen wollte ich sie dir nicht, sondern ich scheue nicht die Begegnung mit dir. Ich möchte dich bitten, uns nach Hause ziehen zu lassen. Unser Vater ist reich, du kannst ein hohes Lösegeld fordern." Der Berggeist antwortete etwas ruhiger: "Das Geld meines Vaters brauche ich nicht. Deine Brüder mögen heimkehren, aber dafür mußt du bei mir bleiben."

Nur wenige Augenblicke schwiegen die Geschwister betroffen. Dann trat der Älteste vor: "Wenn einer von uns für eine Schuld büßen soll, so bin ich es, und nicht meine junge Schwester. Ich half der

Mutter, sie aus den Augen des Vaters zu schaffen und verschwieg die heimliche Tat. Gib sie den Eltern zurück, die sich nach ihr sehnen, und behalte mich in deinem Felsenschloß."

Rasch sprang der Jüngste an seine Seite: "Unseren ältesten Bruder verlassen wir nicht. So müssen wir alle Sieben zusammen in deiner Gewalt bleiben." Das Gesicht des Berggeistes hatte sich verwandelt. Es leuchtete vor Freude: "Ich wollte euch auf die Probe stellen, ihr habt die Probe bestanden. Zieht nun alle Sechs mit eurer tapferen Schwester zu eurem Stamm und zu euren Eltern." In großen Sprüngen, singend und lachend stürmten die Jungen den Berg hinunter, und jeder achtete auf die Schwester, half ihr, stützte sie, daß sie nicht stolperte. Schon von weitem hatte der alte Mann in der Hütte ihr Kommen gehört und trat ihnen mit weit ausgebreiteten Armen entgegen. Singend und lachend zogen sie ihn mit sich fort zu der zweiten Hütte, wo sie den anderen alten Mann in die Mitte nahmen. Einen kurzen Dank statteten sie dem Derwischkloster ab und versprachen, mit reichen Geschenken wiederzukommen.

Die Freude der Eltern war unbeschreiblich, als ihre sieben Kinder gesund und schön vor ihnen standen. Der Scheich Ali Korksuz veranstaltete ein großes Fest, zu dem auch die Großmutter und der ganze Stamm, in dessen Mitte das Mädchen seine Zeit verlebt hatte, eingeladen wurde. Feierlich schloß man ein ewiges Freundschaftsbündnis; man beschloß, sich nie um die Weideplätze zu streiten, einander in jeder Fehde beizustehen, die Söhne und Töchter wechselseitig zu verloben, doch vor allem gelobte man, den Löwen, den Adler und die Schlange dankbar zu verehren und sie niemals zu töten.



Der treue Bruder

Nicht weit von der südlichen Küste des Schwarzen Meeres, dort wo sich ein Fluß den Weg von den Waldbergen herab zum Ufer gebahnt hat, lag in einem grünen Tal das Gehöft einer glücklichen, zufriedenen Bauernfamilie. Dem jungen Paar waren drei Töchter geboren, die Freude der Mutter und der Stolz des Vaters. Er konnte sehr ärgerlich werden, wenn ein Nachbar darauf anspielte, daß der ersehnte Sohn ausgeblieben war. Auch als die Mutter einmal schüchtern sagte: "Du könntest wohl die Hilfe eines kräftigen Jungen beim Pflügen und Fischen gebrauchen", wies der Mann sie streng zurecht: "Versündige dich nicht! Wir haben ein Geschenk vom Himmel mit unseren Töchtern erhalten, das wir sorgsam hüten wollen. Es wäre ein bitteres Unrecht, mit dem Schicksal zu hadern."

Die Töchter wuchsen heran, und so mancher Bauer überlegte schon, wann er den Brautwerber für seinen Sohn machen könnte. Eines Tages wurde die ganze Gegend zu einem großen Hochzeitsfest im nahe gelegenen Dorf eingeladen. Der Vater spannte seine beiden weißen Ochsen an, belegte den Boden des Bretterwagens mit Stroh und bunten Kissen, so daß die ganze Familie fröhlich und bequem durch den Sonntagmorgen dem Hochzeitshaus entgegenfuhr.

Nach dem feierlichen Kirchgang versammelten sich die vielen Gäste im Hof und im Garten des Brautvaters. Die Reittiere wurden abgesetzt und an die vollen Krippen geführt, die Zugtiere ausgespannt und

getränkt. Die Brautmutter lud alle ein, an den reich gedeckten Tischen niederzusetzen und nach Herzenslust zu essen und zu trinken. Der Brautvater winkte den Musikanten zu, die mit der Lyra und der Flöte eine fröhliche Melodienfolge anstimmten, so daß die Lust zum Tanz allen in die Glieder fuhr und es nicht lange dauerte, bis die jungen Männer sich in einer Reihe aufstellten und auf das Kommando des Vortänzers warteten.

Der Tanz begann mit langsamen, hüpfenden Schritten, er wurde rascher und lebhafter, die Füße wirbelten und stampften, die Tänzer duckten sich am Boden, sprangen in die Höhe und brachen in einen wilden Schrei aus. Die Zuschauer klatschten den Rhythmus mit ihren Händen und feuerten mit Zurufen die jungen Männer an, bis sie schweißüberströmt wieder langsamer wurden und sich die Kette auflöste.

Jetzt kam die Reihe der Mädchen aus dem Hintergrund des Gartens. Allen voran hatten sich die drei Töchter des Flußbauern an der Hand gefaßt, ihnen folgten mehr als zwanzig Freundinnen. Alle trugen ihre schönsten Festkleider, gestickte Blusen und Schürzen, ein buntes, seidenes Kopftuch leicht über den dunklen Haarflechten befestigt. Auch sie begannen den Tanz mit langsamen, kunstvollen Schritten, die hin und her, vor und zurück führten.

Aber ehe die gemessene Bewegung in eine eilige, fliegende Tanzform hinüberglied, trat unvermutet eine Störung ein. Donnernde Hufschläge auf der Dorfstraße kündeten eine Reitergruppe an. Sechs Männer ritten in den Hof ein, sprangen von ihren Pferden, und während drei Reitknechte bei den schnaubenden Tieren warteten, gingen drei hohe, mächtige Gestalten auf die Festversammlung zu und verbeugten sich vor dem Gastgeber. Dann warfen sie den Musikanten eine Handvoll Geld zu und forderten sie mit herrischer Gebärde auf, weiter zu spielen. Vor der erstarrten Reihe der jungen Mädchen begannen nun die drei Männer einen so wilden, mitreißenden Tanz aufzuführen, wie ihn noch keiner gesehen hatte. Die hüpfenden Tanzschritte wandelten sich in wirbelnde Sprünge, in ein Drehen und Kreiseln der Körper, die sich am Boden duckten und wie eine Feder sofort wieder hochschnellten. Alle Gäste blickten wie gebannt auf die dunklen Gestalten im schwarzen Hemd, in hohen schwarzen Stiefeln, die ihre Patronengürtel nicht abgelegt hatten, aber kein Gewicht zu spüren schienen. Immer gellender, immer rascher spielte die Musik, dazu schwirrten die wilden Schreie der Tanzenden durch den Hof.

Plötzlich fuhren sie auseinander, und ehe die erschrockenen Zuschauer es recht begreifen konnten, hatte jeder der drei Männer eine der Töchter des Flußbauern am Handgelenk gepackt und riß sie mit stürmischer Hast dem Hoftor zu. Die Reitknechte, die dort bei den Pferden warteten, hoben mit ihnen zusammen die halb bewußtlosen Mädchen in den Sattel, alle Männer sprangen auf, drei von ihnen hiel-



ten ihr erbeutetes Mädchen fest in ihrem linken Arm, ergriffen mit der rechten Hand den Zügel, spornten mit lautem Ruf die Pferde an und jagten wie der Sturmwind davon.

Hinter ihnen schrien die Männer und weinten die Frauen. Einige der Gäste suchten ihnen, so schnell sie laufen konnten, zu folgen. Doch das war eine vergebliche Anstrengung! Ein junger Bauer hatte sein Pferd aus dem Stall gezogen und schwang sich ungesattelt auf den Rücken des Tieres. In rasendem Galopp folgte er den Räufern. Aber er entdeckte sie nur noch in der Ferne, und bevor sie das nächste Dorf erreicht hatten, glaubte er zu sehen, wie ein Pferd mit seinem Reiter im Erdboden verschwand, ein zweites dem offenen Meer zujagte und das dritte zu den Wolken aufstieg. Die drei Begleitpferde lösten sich wie ein leichter Nebel auf. Bleich und zitternd ritt der junge Bauer zurück. Als er aufgeregt und stotternd das Erlebte schilderte, schüttelten die Älteren den Kopf, und einer führte den Finger an die Stirn.

Gewissenhaft begann man die ganze Umgebung abzusuchen und in allen Dörfern der Umgebung nach den unbekanntem Entführern zu fragen. Aber niemand hatte die sechs Männer bemerkt, als sie auf das Hochzeitshaus zuritten, niemand außer den Gästen hatte die dunklen Männer und die Mädchen vor ihnen im Sattel fortjagen sehen.

Zu Tode betrübt kehrten die unglücklichen Eltern heim. Schweigend und freudlos nahm der Vater die gewohnte Feldarbeit auf, mechanisch erfüllte die Mutter ihre Pflichten im Haus. Kein Singen, kein Lachen erklang so wie einst in den Stuben. Ein Jahr war vergangen, so empfingen die Eltern unerwarteten Trost: Es wurde ihnen ein Sohn geboren, den sie wie ihren Augapfel hüteten. Von seinen Schwestern erzählten sie ihm nie. Alecko wuchs zu einem schönen, kräftigen Jungen heran, der den Vater auf Schritt und Tritt begleitete und ihm zur Hand ging, so weit er es nur konnte.

Als der Bauer eines Tages in die Stadt geritten war, klopfte es an die Haustür, und ein alter Mann mit seinem Enkel bat um eine kurze Rast. Die Mutter empfing ihn freundlich, denn sie kannte den Fischer, der ihnen früher manchen frischen Fang gebracht hatte, nun aber zu alt für die schwere Arbeit geworden war. Sogleich brachte sie Wein und Brot, Milch, Käse und Oliven und lud beide zum Essen ein. Sie selbst entschuldigte sich, da sie im Garten zu tun hatte. Alecko, mit dem Schnitzen an einem Hirtenstab beschäftigt, saß in der angrenzenden Kammer, dicht neben der offenen Tür, aber keiner hatte auf ihn geachtet. So konnte er die Gäste sehen und hören, was sie miteinander sprachen.

"Das ist ein schönes Haus und eine sehr liebe Hausfrau", sagte der kleine Enkel. "O ja", antwortete der Großvater, "ich bin schon oft hier eingekehrt, und man hat mich immer gastfreundlich empfangen. Es ist nur ein großes Unglück, daß es so ein trauriges Haus geworden ist.

Du solltest es etwa zehn Jahre vorher erlebt haben. Da wollte das Lachen und Singen nicht aufhören, wenn die drei schönen Töchter durch die Stuben liefen."

"Aber wo sind sie denn geblieben?" rief das Kind. Der alte Fischer schüttelte den Kopf und flüsterte geheimnisvoll: "Wo sie jetzt sind, vermag niemand zu sagen. Es war auf einem großen Hochzeitsfest, als..." Hier unterbrach er sich erschrocken, denn die Hausfrau trat zur Tür herein.

"Habt ihr Alecko nicht gesehen?" rief sie. "Hier bin ich Mutter", antwortete der Junge und umarmte sie ungestüm. Die Worte des Fischers hatten ihn tief erschreckt. Kaum, daß er mit seinem Enkel das Haus verlassen hatte, bestürmte er seine Mutter mit Fragen. Diese brach sogleich in ein bitterliches Weinen aus und strich ihm über die Haare: "Mein kleiner Alecko, laß uns nie davon sprechen, es bricht mir das Herz!" Schluchzend ging sie in ihre Schlafkammer und schloß die Türe hinter sich. Aber Alecko fand keine Ruhe. Ungeduldig wartete er auf die Rückkehr des Vaters. Als dieser die Mahlzeit, die ihm die Mutter schon vorbereitet hatte, verzehrte, stellte sich Alecko neben ihn und wiederholte noch einmal die Frage nach den drei Schwestern. Der Vater wurde sehr ernst, als er sagte: "Du bist jetzt wohl groß genug, daß du das dunkle Schicksal erfahren kannst, das unser Haus und unser Leben überschattet", und er erzählte ihm wahrheitsgetreu alles. "Wir haben viele Tage, ja Wochen und Monate nach unsern lieben Kindern gesucht", schloß er traurig. "Es können keine Menschen, es müssen Dämonen gewesen sein, die deine Schwestern geraubt haben."

"So bin ich jetzt auf der Welt", rief Alecko. "Ich werde in alle Dörfer und Städte gehen, um meine lieben Schwestern zu suchen, und ich werde nicht damit aufhören, bis ich sie wieder zu euch zurückbringe."

Der Vater wollte nichts davon hören, und die Mutter brach erneut in Tränen aus: "Du bist der einzige Schatz, der uns geblieben ist. Sollen wir dich auch noch verlieren?" Aber Aleckos Entschluß war unumstößlich: "Ich muß meine Bruderpflicht erfüllen. Sonst werde ich mein Leben lang nicht wieder froh. Der Vater hat mich schon oft genug auf seinen Wanderungen in die Berge mitgenommen. Meine Füße werden so rasch nicht müde, und meine Augen sind scharf wie die Augen eines Vogels. Ihr müßt mir nur ein Erkennungszeichen mitgeben, damit meine Schwestern wissen, daß ihr Bruder kommt, um sie zu erlösen."

Da packte ihm die Mutter ein Ledersäckchen mit einem Mundvorrat für seinen langen Weg und holte aus ihrer Truhe drei Gegenstände heraus, die sie ihm anvertraute: "Diesen Silberbecher bekam deine älteste Schwester Sophia von ihrer Patin. Sie hat täglich daraus getrunken. Dieses bunte Kopftuch hat deine zweite Schwester Anna verloren, als der Räuber sie auf sein Pferd riß. Ich habe viele Tränen seither darein geweint. Diesen kleinen, hölzernen Stempel gebrauchte deine jüngste

Schwester Eleni, wenn sie mir beim Brotbacken half. Ein frommer Mönch, der auf dem Weg aus seinem Kloster in Konstantinopel zu dem Sumelakloster bei Trapezunt pilgerte, schenkte ihm dem Kind, als er sah, wie ihre kleinen Hände den Brotlaib formten: »Wer auch immer von dem Brot ißt, in das du diesen Stempel mit dem heiligen Kreuzeszeichen gedrückt hast, der wird gesund werden und gesund bleiben.« Da wir manches Jahr mit Dank gegen Gott dieses Brot gebacken und gegessen haben, so kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß deine Schwestern noch gesund und am Leben sind."

Alecko küßte den Eltern die Hände und machte sich voll Mut und Zuversicht auf den Weg. Er lief, so lange ihn seine Füße trugen, und war er müde, klopfte er vertrauensvoll an eine Haustüre und bat um ein Nachtlager. Überall nahm man ihn freundlich auf. Noch im Umkreis von drei Tagen kannte man seine Eltern und wußte von der vergeblichen Suche nach den drei entführten Töchtern. Doch als er weiter wanderte und fragte, schüttelten die Leute nur ungläubig den Kopf. Eines Abends gelangte Alecko in ein Haselnußgehölz, aus dem ein leises Stöhnen zu ihm drang. Furchtlos ging er ihm nach und fand unter einem mächtigen Busch eine alte Frau mit geschlossenen Augen, die leise wimmerte. Mitleidig kniete er neben ihr nieder: "Kann ich dir helfen, Großmütterchen?" flüsterte er ihr ins Ohr. "Ach, du gutes Kind", seufzte die alte Frau, "ich habe mir den rechten Fuß verletzt. Er schmerzt mich so beim Gehen, daß ich die Quelle nicht erreichen kann, die doch ganz in der Nähe fließt. Es ist mir, als müßte ich verdursten." Alecko ließ sich die Richtung zu der Felsenquelle weisen, eilte so rasch er konnte dorthin, füllte den Silberbecher mit dem klaren Wasser und setzte ihn der alten Frau an die Lippen.

Kaum hatte sie daraus getrunken, schienen ihre Lebensgeister wieder zu erwachen: "Ich will mich etwas auf deine Schultern stützen. Dann können wir zusammen zu meinem kleinen Haus gehen und das Abendbrot miteinander essen." Alecko biß die Zähne aufeinander, denn das Gewicht der alten Frau schien ihm unheimlich schwer zu sein. Doch er lächelte tapfer.

In der Dämmerung erreichten sie eine Waldhütte und saßen bald müde, aber glücklich bei Milch und Brot am gedeckten Tisch. Noch bevor sie sich zum Schlaf niederlegten, hatte Alecko der alten Frau seine Sorgen berichtet. "Schlafe nur ruhig", sagte sie zu ihm. "Du bist bei mir gut aufgehoben. Ich bin die Haselnußfrau. Morgen früh werde ich dir helfen können."

Auf einer Bank machte sie dem Jungen sein Lager zurecht. In seinen Träumen schien es ihm, als redete die Haselnußfrau mit einem großen Vogel, der auf der Fensterbank saß. War es eine Eule oder war es ein Rabe?

Früh am Morgen erwachte er. Ein Imbiß stand schon auf dem Tisch bereit, und die Haselnußfrau sah in aufmunternd an: "Es ist so, wie deine Eltern es befürchtet haben. Deine drei Schwestern wurden von drei mächtigen Dämonen entführt, die in der Luft, im Meer und in der Unterwelt herrschen. Sie gehorchen alle Drei der uralten Großen Mutter, die ein strenges Regiment über ihre Söhne führt. Im Sommer lebt sie bei ihrem ältesten Sohn hoch in den Bergen auf einem Felsenschloß. Dann scheint für die Menschen die Sonne und segnet ihre Fluren. Doch ist die Große Mutter zornig, dann sengen und brennen die Sonnenstrahlen unbarmherzig auf die Erde herab. Ist die Mutter im Felsenschloß des Sommers überdrüssig, so zieht sie zu ihrem zweiten Sohn in seinen Kristallpalast im tiefen Meer. Ihre Söhne jagt sie auf grauen Wolkenrossen über die große Wasserwüste zu den Ländern der Menschen. Dann beginnt bei uns der Herbstregen. Schließlich verläßt die Mutter auch das Wasserschloß und steigt zu dem dritten Sohn in die Unterwelt hinab. Dann wird es bei uns Winter."

"Und wo sind meine Schwestern?" fragte Alecko ängstlich. "Warte nur", sagte die alte Frau, "ich bin noch nicht am Ende. Das Herrschen fällt der Großen Mutter nicht schwer, aber das Arbeiten verachtet sie. Und so müssen die Söhne ihr Dienerinnen herbeischaffen. Dabei halten sie Ausschau nach fleißigen, schönen Mädchen, die noch nicht verlobt sind und die keinen Bruder haben, damit sie niemand ernstlich suchen und wieder heimführen kann. So manches Mädchen ist seither geraubt und niemals wieder nach Hause gekommen. Deine Schwestern haben aber vom gesegneten Brot gegessen. Daher sind sie noch am Leben und warten auf ihre Erlösung, die Älteste in der Unterwelt, die Zweite im Kristallpalast, die Jüngste im Felsenschloß. Du mußt zuerst in die Unterwelt steigen und zu dem Wasserschloß hinabtauchen, ehe die Große Mutter mit dem Ende des Sommers das Felsenschloß verläßt. Dann triffst du Sophia und Anna alleine an, und sie wissen wohl, wie sie befreit werden können."

Alecko lächelte glücklich und dankbar: "Du hast das Rätsel gelöst", sagte er. "Nur muß ich jetzt den Weg finden." "Du hast mir geholfen", antwortete die Haselnußfrau, "so helfe ich dir auch. Meine Vögel kennen alle Wege. Sie werden dich begleiten und vor dir herfliegen. Folge zuerst dem Raben, er zeigt dir den Eingang in die Unterwelt. Und hast du dort die älteste Schwester gefunden und zu den Eltern gebracht, so komme wieder zu mir, und ich werde dir weiterhelfen."

Sie schloß die Türe auf und rief den Raben. Der setzte sich zuerst auf Aleckos Schulter und flog dann langsam einen Waldweg voraus, der in eine tiefe Schlucht führte. Alecko winkte noch einmal der Haselnußfrau zu und folgte mutig dem schwarzen Vogel, der vor Freude krächzte und mit den Flügeln schlug.

Immer steiler wurden die Felswände zu beiden Seiten der Schlucht. Unheimlich rauschte der Wildbach, der Gesang der Vögel war ver-

stummt. Alecko rief zu mehreren Malen: "Wo bist du mein Rabe?" Dann flog der Vogel auf seine Schulter und rieb den Kopf an seinem Gesicht. Endlich schoben sich die Felswände so dicht zusammen, daß kaum ein Zwischenraum für einen Durchgang blieb. Der Rabe flog auf einen Spalt zu und schlug mit den Flügeln gegen die Steine. Da wichen sie lautlos auseinander, so daß Alecko eine breite Treppe wahrte, die in die Tiefe führte.

"Wo bist du, mein Rabe?" rief er noch einmal. Aber der Vogel konnte ihn nicht mehr weiter in das Reich der Unterwelt begleiten, und rückwärts blickend sah er ihn im langsamen Flug davongleiten. Da sein Weg bisher so glücklich verlaufen war, nahm Alecko allen Mut zusammen und stieg die Stufen vorsichtig hinab, die in eine ungeheure Höhle führten. Salamander huschten an ihm vorbei, Fledermäuse flatterten über seinen Kopf, doch Glühwürmchen leuchteten ihm, so daß er nicht im Dunkeln tappte, bis sich seine Augen an die Dämmerung gewöhnten.

Es rauschte wie von einem unsichtbaren Fluß, und es war dem Jungen, als hörte er einen leisen, traurigen Gesang. Er lief in der Höhle umher und entdeckte schließlich in einer Nische ein junges Mädchen, das auf einem Dreifuß neben einer riesigen Amphore saß und eine Spindel auf und ab tanzen ließ. Dazu sang es eine monotone, dunkle Melodie.

"Sophia!" rief Alecko unwillkürlich, denn er meinte nichts anderes, als sei sie seine liebe Schwester. Das Mädchen ließ die Spindel fallen und sah den Jungen fassungslos an: "Mein Gott, wie kommst du in diese Höhle, die noch nie ein menschlicher Fuß betrat, seit ich hier gefangen bin. Wer bist du, der du meinen Namen kennst?" "Sophia, ich bin dein Bruder!" Sie schüttelte traurig den Kopf: "Ich habe keinen Bruder, du willst mich betrügen!"

"Glaube mir, Sophia!" rief Alecko. "Erst, als man dich geraubt hatte, wurde den Eltern ein Sohn geboren. Ich bin gekommen, um dich zu erlösen. Sieh her, die Mutter schickt dir diesen silbernen Becher, damit du weißt, daß ich die Wahrheit spreche."

Da stand das Mädchen auf, umarmte und küßte ihn. "Kannst du mir folgen?" wollte Alecko sogleich wissen. "O nein", antwortete Sophia traurig. "Ich weiß wohl, daß das große Felsentor mir verschlossen bleibt, ehe ich nicht eine schwere Aufgabe gelöst habe. Wenn ich am Morgen, am Mittag und am Abend Durst habe, so steht ein Krüglein voll Wasser vor mir. Kaum habe ich daraus getrunken, so ist es verschwunden. Doch darf ich erst heimkehren, wenn ich dieses große Tongefäß neben mir mit dem Wasser gefüllt habe, das ich aus dem Fluß, der in der Tiefe der Höhle rauscht, geschöpft habe. Es ist der Fluß Lethe, der Fluß der Vergessenheit. Mit meinen Händen habe ich viel hundertmal versucht, das Wasser in den Krug zu tragen, doch es waren immer nur Tropfen, die in ihn fielen. Die Aufgabe ist unlösbar."

Aleckos Augen leuchteten auf: "Schwester, wir haben jetzt den Silberbecher. Abwechselnd wollen wir uns im raschen Lauf teilen, das Wasser mit ihm aus dem Fluß schöpfen und in den Krug tragen." Und so liefen sie Stunde um Stunde zwischen dem Fluß und der Amphora hin und her, bis das Gefäß gefüllt war.

Kaum hatten sie die Arbeit beendet und wollten sich aufatmend ausruhen, als ein Donnerschlag sie zusammenfahren ließ und der Geist der Unterwelt vor ihnen stand. Aber Sophia war jetzt von aller Angst befreit: "Die Stunde ist gekommen, da ich diese Höhle verlassen darf. Dies ist mein Bruder, der mir geholfen hat, die von mir geforderte Aufgabe zu lösen. Sieh hier das volle Gefäß! Ich habe deiner Mutter treu gedient, ich habe viele Stunden gesponnen und gewebt. Jetzt müßt ihr mir die Heimkehr erlauben!"

Da wich der Geist der Unterwelt wie ein Schatten in den Hintergrund der Höhle zurück, die Felsspalte öffnete sich, und die Geschwister schritten Hand in Hand die Treppe hinauf dem Sonnenlicht entgegen.

"Wo bist du, mein Rabe?" rief Alecko. Und es rauschte über ihnen. Mit lautem Krächzen flog der Vogel ihnen voraus, und wie von wunderbarer Geisterhand geführt, gingen die Geschwister nur wenige Stunden durch den dichten Wald, bis er sich lichtete, und bis das heimliche Flußtal mit dem väterlichen Hof vor ihnen lag. "Kennst du das Haus unserer Eltern?" fragte Alecko. Sophia blickte ihn freudig an: "Tag und Nacht stand es vor meinen Augen! Laß uns, so rasch wir können, zu Vater und Mutter gehen!" "Höre zu, Sophia", sagte Alecko ernst. "Mein Weg ist noch nicht zu Ende. Anna und Eleni warten, daß ich sie erlöse. Geh du allein in unser Elternhaus, umarme und küsse die Mutter und grüße sie vielmals von mir. Aber hüte dich, auch dem Vater einen Kuß zu geben. Wenn du es dennoch tust, so hast du mich augenblicklich vergessen, und niemand im Haus wird sich an mich erinnern." "O mein lieber Bruder", rief Sophia, "wie könnte das jemals geschehen. Tausend gute Wünsche auf deinen Weg!"

Damit lief sie hinab ins Tal und winkte ihm noch viele Male zurück. Freude und Jubel über die heimgekehrte Tochter wollten kein Ende nehmen. Zum erstenmal nach langen Jahren weinte die Mutter Tränen der Freude. Dann trat der Vater hinzu und sagte vorwurfsvoll: "Und mir gönnt mein liebes Kind keinen Kuß?" Da vergaß Sophia die Warnung des Bruders und küßte auch voller Liebe den Vater. Im gleichen Augenblick war die Erinnerung an Alecko ausgelöscht, und als die Eltern mit Fragen in Sophia drangen, wo sie so lange gewesen sei und wer sie heimgebracht hätte, antwortete sie ängstlich und sehr langsam: "Wir wollen nie darüber sprechen. Ich war lange in der Dunkelheit gefangen. Und wie ich zu euch gefunden habe? Ich bin fast bewußtlos durch einen großen Wald gelaufen. Aber ein schwarzer Rabe flog vor mir her, der zeigte mir den Weg."

Alecko umging die Dörfer an der Meeresküste und folgte auf kleinen Pfaden durch die Haselnußgärten den krächzenden Rufen des treuen Vogels. Erschöpft kam er nach der nächtlichen Wanderung an der Hütte an, vor der ihn die Haselnußfrau bereits erwartete: "Brav hast du dich gehalten", lobte sie ihn. "Bleibe bei mir diesen Tag und die nächste Nacht, so will ich dir Helfer für deinen Weg zum Wasserschloß herbeirufen."

Aus langem Schlaf erwachte der Junge erfrischt und fröhlich. Die Haselnußfrau hatte schon die Morgenmahlzeit auf den Tisch gestellt und wies zum Fensterbrett, auf dem eine weiße Möwe sie mit klugen Augen betrachtete. "Die Möwe wir dir ans Meer zu einer stillen Bucht vorausfliegen. Aber über die Wellen kann sie dich nicht tragen. Stelle dich auf einen großen Stein am Ufer, klatsche dreimal in die Hände und rufe:

»Delphin, lieber Bruder, komm rasch hierher,
Trag mich auf deinem Rücken durchs Meer!«

Der Delphin, der beste Freund der Menschen, wird dich sicher in das Kristallschloß tragen."

Da bedankte sich Alecko bei der hilfreichen Haselnußfrau und folgte getrost dem Flug der weißen Möwe. Um die Mittagsstunde stand er an dem tiefblauen Meer. Das Verschen hatte er auf dem Weg immer leise vor sich hergesagt, nun rief er laut über die große Wasserfläche:

"Delphin, lieber Bruder, komm rasch hierher,
Trag mich auf deinem Rücken durchs Meer!"

Da teilten sich die Wogen, und aus ihrer Mitte tauchte ein Delphin auf. Er legte sich dicht ans Ufer nieder und ließ den Jungen auf seinen Rücken steigen. Jetzt drehte er um und schoß wie ein Pfeil auf der goldenen Sonnenbahn entlang durch die kühle Meeresflut. Als die Sonne sank, rief er: "Schließe die Augen! Ich tauche in die Tiefe!"

Für wenige Minuten rauschte es um sie, dann rief der Delphin: "Schau um Dich, wir sind am Ziel!", und ehe der Junge es sich versah, hatte er ihn hinabgleiten lassen und war davongeschwommen. Alecko stand vor einer hohen Kristallmauer, die wie aus einem Schliff glänzte und funkelte, aber keine Spur von einem Eingang sehen ließ. Der Junge ging an der Wand entlang, da bog sie um zu einer neuen Wand, und so ging es fort, so daß er einen riesengroßen, achteckigen Kristallpalast umwanderte, an dem er keine Fenster und keine Türen entdecken konnte. Da half auch kein Klopfen und Rufen. Schließlich dachte Alecko an das Tuch, das ihm die Mutter mitgegeben hatte, zog es aus der Ledertasche und schlug damit gegen die Glaswand. Sie sprang auf mit leisem Klingeln und ließ ihn in einen hellen Saal eintreten, der in ein sanftes, grünliches Licht getaucht war. An den Glaswänden zogen die schönsten bunten Fische vorbei und schaukelten Seepferdchen und

Meerespflanzen in den Wellen. Wieder hörte Alecko den gleichen traurigen Gesang wie in der dunklen Berghöhle. Wieder sah er in der Nische ein junges Mädchen sitzen, vor sich einen Tisch mit Tellern und Bechern aus Kristall, die es mit einem Tuch zum Glänzen brachte. Es mußte seine liebe Schwester sein: "Anna!" rief Alecko leise. Das Mädchen ließ das Tuch fallen und stieß einen Schrei aus: "Mein Gott, wie kommst du lebendig in dieses Schloß? Wer bist du?" "Anna, ich bin dein Bruder", antwortete Alecko: "Ich bin gekommen, um dich zu erlösen." Doch genau wie Sophia wollte sie ihm nicht glauben. Da holte er das Tuch hervor, das die Mutter ihm mitgegeben hatte. Anna erkannte es wohl, sie umarmte und küßte den Bruder. "Komm mit mir nach Hause!" rief Alecko.

Anna wurde sehr traurig: "Ich weiß wohl, daß der Kristallpalast mir verschlossen bleibt, wenn ich nicht diesen Spiegel blank geputzt habe. Die Große Mutter gab ihn mir, aber so viel ich ihn auch mit dem Tuch reibe, den ich für das Kristallgeschirr benutze, er bleibt trübe." "So versuche es nun mit dem Tuch, das ich dir mitgebracht habe!" riet ihr Alecko. Anna sah ihn zweifelnd an, aber dann entfuhr ihr ein Jubelruf, denn schon nach dem ersten Versuch glänzte der Spiegel wie die Sonnenscheibe, und alle dunklen Flecken waren verschwunden. Der Bruder nahm sie bei der Hand: "So wollen wir uns eilen!"

Doch ein starkes Brausen und Rauschen ließ sie zusammenfahren. Der Herrscher des Meeres stand vor ihnen. Anna fühlte sich frei von aller Furcht. Sie hielt ihm den Spiegel entgegen: "Sage deiner Mutter, daß ihr Spiegel glänzt wie die Sonne. Ich habe viele Stunden die Wände des Palastes und das Geschirr des Hauses rein und klar gerieben. Jetzt müßt ihr mir die Heimkehr erlauben." Da wich der Geist zurück. Mit dem Tuch schlug Alecko gegen die Wand. Sie teilte sich, und er rief durch die Meeresflut:

"Delphin, lieber Bruder, komm wieder hierher,
Trag uns auf deinem Rücken durchs Meer!"

Sogleich schwamm der Delphin herbei, ließ die Geschwister aufsitzen und brachte sie glücklich an die Oberfläche und in die Meeresbucht. Auf dem großen Stein saß die Möwe und hob sich vor den Geschwistern in die Lüfte. Hand in Hand folgten ihr Bruder und Schwester auf sandigen Wegen entlang der Küste, bis sie das heimatische Tal erreichten.

Wieder fragte Alecko: "Kennst du noch das Haus unserer Eltern?" Und auch Anna erwiderte: "Tag und Nacht stand es vor meinen Augen! Jetzt wollen wir, so rasch wir können, zu Vater und Mutter gehen!" Diesmal fiel es Alecko noch schwerer zu sagen: "Höre zu, Anna. Mein Weg ist noch nicht zu Ende. Eleni wartet auf mich, damit ich sie erlöse. Gehe du allein voraus, grüße mir Sophia, umarme und küsse die liebe Mutter, aber hüte Dich, dem Vater einen Kuß zu geben. Tust du es dennoch, so hast du mich augenblicklich vergessen, und

niemand im Haus wird sich meiner erinnern." "Oh, mein lieber Bruder!" rief Anna aus. "Wie könnte das jemals geschehen! Tausend gute Wünsche auf deinen Weg!" Damit lief sie dem Haus zu.

Die Mutter wollte sie nicht aus den Armen lassen, bis der Vater sagte: "Aber ich bekomme doch wohl auch einen Kuß von meinem lieben Kind!" Da vergaß Anna die Warnung ihres Bruders und küßte auch den Vater. Im gleichen Augenblick war die Erinnerung an Alecko ausgelöscht. Auch Anna wurde ängstlich und unglücklich, als die Eltern fragten, wo sie denn so lange gewesen sei und wer sie heimgeführt hätte. "Wir wollen nie mehr darüber sprechen", antwortete sie, "ich war immer traurig und hatte in weiter Ferne großes Heimweh. Ich bin wie bewußtlos Tag und Nacht gelaufen. Eine weiße Möwe hat mir den Weg gezeigt."

Inzwischen langte Alecko in dem Häuschen der Haselnußfrau an und berichtete ihr, was er erlebt hatte. "Jetzt bleibt nur noch eines zu tun", sagte er zuversichtlich. "Ach, du armes Kind", erwiderte die Haselnußfrau. "Dies wird dein schwerster Weg werden. Die Dornen werden deine Kleider zerreißen. Noch dazu mußt du dich vor dem Steinschlag in den Bergen hüten, der von den Felsen herunterdonnert. Noch ist die Große Mutter in ihrem Bergschloß und verwehrt jedem Menschen den Zutritt. Diesmal gebe ich dir meinen Falken mit, er kennt die schmalen Felsensteige und die schützenden Höhlen im Berg, er warnt dich vor jeder Gefahr."

Der Falke flog dem Jungen voraus, und er sah dankbar zu ihm auf, wenn er sich auf einem Felsvorsprung oder in einer Spalte niederließ, um ihm den besten Einstieg zu zeigen und ihm Mut zu machen. Einmal stieß er einen heiseren Schrei aus, da preßte sich Alecko fest gegen eine steile Wand und ließ die Steinlawine neben sich hinunterrollen. Nach vielen Stunden erreichten sie einen hohen Gipfel und gewahrten in der Ferne das Meer und den Küstenstreifen mit den Dörfern und mit der großen Stadt Trapezunt. Alecko blickte sich staunend um, bis er den Falken hoch im Himmelsblau seine Kreise ziehen sah.

Dorthin konnte er ihm nicht mehr folgen. Aber wo war das Schloß? Nur scharfe Felszacken krönten den Gipfel, in denen keine Höhle, keine Treppe zu erkennen war. Alecko zog das Tuch hervor, das ihm den Eingang zum Kristallpalast geöffnet hatte. Auch hier versagte es ihm nicht den Dienst. Der Fels öffnete sich zu einem schmalen Spalt und zu einem Gang in eine Felsenkammer, in die durch eine Öffnung etwas Sonnenlicht fiel und ein junges Mädchen beleuchtete, das neben sich einen Korb mit Pilzen stehen hatte, die es zum Trocknen aufzog. Es sang aber nicht wie seine Schwestern, Tränen liefen aus seinen Augen und tropften auf seine Schürze.

Es war totenstill, so daß Alecko unwillkürlich flüsterte: "Eleni, weine nicht mehr! Ich bin dein Bruder und bin viele Stunden durch das Gebirge gestiegen, um dich zu erlösen." Doch wie die älteren Schwe-

stern erschrak auch die jüngste und glaubte erst dann den Worten des Jungen, als er ihr den hölzernen Brotstempel vorwies.

"Ach wir Armen", schluchzte sie, "meine Herrin wird dich hier finden und uns beide töten. Sie ist am Ende des Sommers ermüdet und ungnädig. Kein Essen, das ich ihr zubereite, will ihr schmecken. Einmal fehlt ihr ein bestimmtes Gewürz, ein andermal schilt sie, daß das Brot zu hart gebacken ist." "Sorge dich nicht", tröstete sie der Bruder, "mit dem Stempel des Klosterbruders wurde unser Brot daheim gesegnet. Versuche es auch hier."

Da öffnete die Schwester die Tür zu der danebenliegenden Backstube, in der der rundgeformte Brotteig im Korb darauf wartete, in den Ofen geschoben zu werden. Eleni drückte den Stempel darauf und schob den Teig mit der Schaufel auf die heißen Steine. "Versteck dich in der Mehltruhe", flüsterte sie dem Bruder zu. "Sobald das Essen gekocht und das Brot gebacken ist, bringe ich es der Großen Mutter... Vielleicht ist sie heute gnädig gestimmt und freundlich zu mir, wenn es ihr gut geschmeckt hat. Dann werde ich sie nach meiner Heimkehr fragen."

Es mochten zwei Stunden vergangen sein, da holte die Schwester den Bruder aus der Truhe, bürstete den Mehlstaub aus seinen Kleidern und nahm ihn bei der Hand: "Ich habe die Wahrheit gestanden, denn die Lüge hat keinen Platz in den durchdringenden Strahlengaugen der Großen Mutter. Sie hat mir befohlen, dich zu ihr zu führen." Alecko folgte ihr in einen großen Saal und vor einen hohen Thron, auf dem die Große Mutter saß. Fast konnte es der Junge nicht glauben, daß sie eine so harte Herrschaft über seine jüngste Schwester geführt hatte, denn sie lächelte überaus freundlich, als sie sich ihm zuwandte: "Du hast keine Anstrengung gescheut, deine Schwestern zu erlösen", begann sie. "Die Vögel unter dem Himmel und der Delphin im Meer haben dir geholfen. Vor allem wußtest du dir auch immer selbst zu helfen. Deiner Schwester hast du ein kostbares Andenken aus dem Elternhaus gebracht, das seinen Segen auch mir weitergab. Das Brot, das sie mit dem heiligen Zeichen versah, schenkte mir neue Leuchtkraft. Meine Söhne haben die beiden älteren Schwestern aus ihrem Dienst entlassen, so will ich auch euch den Abschied geben. Nur glaube ich, deine Schwester wird sich vor dem steilen Abstieg fürchten und ihr Fuß wird stolpern. Auch deine Kleider und Schuhe sind von der langen Wanderung zerfetzt und zerrissen. Mein Sohn, der Bergegeist, soll euch durch die Lüfte tragen bis vor eures Vaters Haus."

Schon trat ein gewaltiger Riese herein, der einen großen, grauen Wolkenmantel trug. Sanft hob er mit der Rechten Bruder und Schwester in die Beuge seines linken Armes, schlug den Mantel um sie und fuhr wie ein Sturmwind mit ihnen in die Tiefe und weit nach Westen durch die Wälder. An der gleichen Stelle setzte er sie nieder, an der Alecko die ältere Schwester entlassen hatte.

Und wieder sagte jetzt Alecko zu Eleni: "Kennst du noch das Haus unserer Eltern?" Eleni gab ihm die gleiche Antwort: "Tag und Nacht stand es vor meinen Augen! Jetzt wollen wir, so rasch wir können, zu Vater und Mutter gehen." Der Bruder wurde sehr traurig: "Nie im Leben bin ich so erschöpft und müde gewesen. Meine Füße brennen, meine Augen schmerzen, ich vermag keinen Schritt weiter zu gehen. Lauf du voraus, begrüße die großen Schwestern, küsse und umarme sie ebenso wie die liebe Mutter. Nur dem Vater darfst du keinen Kuß geben, sonst hast du mich in dem gleichen Augenblick vergessen. Ich will mich hier an der Waldquelle waschen und danach eine kleine Weile im Schatten des Haselnußstrauches schlafen. Aber nach einer Stunde mußt du mich holen und die Mutter bitten, daß sie dir meine Sonntagsschuhe und ein frisches Hemd mitgibt, damit ich ihr ausgeruht und rein angezogen unter die Augen treten kann."

Da umarmte ihn die Schwester und antwortete: "Alles, was du mir gesagt hast, will ich behalten und ausrichten. Ach mein lieber Bruder, wie könnte ich dich je vergessen!" Schon lief sie leicht wie ein Vogel den Weg zum Elternhaus und winkte viele Male zu ihm zurück. Es war aber dem Vater zur Gewohnheit geworden, daß er alle Tage am Hoftor Ausschau nach seiner jüngsten Tochter hielt, seit die älteren Schwestern wieder zu Hause waren, denn sie vor allem fehlte ihm an allen Ecken und Enden. So kam es, daß Eleni ihm geradewegs in die Arme lief, als sie den Hof erreicht hatte. Als er sie übergelücklich umarmte, da erwiderte sie seinen Kuß und hatte im gleichen Augenblick ihren Bruder vergessen.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als Alecko erwachte. Er erschrak heftig, denn eine Stunde mußte schon lange vergangen sein. Eifrig spähte er den Weg entlang, aber nichts rührte sich, niemand kam, um ihn zu holen. Doch hinter ihm im Wald ließen sich Schritte hören. Es war ein kleiner Junge, der ein Säckchen Haselnüsse gepflückt hatte und sie zur Nacht nach Hause tragen wollte. "Höre, kleiner Bruder", rief ihn Alecko an. "Tu mir einen Gefallen!" Der Kleine kam zögernd herbei, es war ein armes, barfüßiges Kind. Rasch nahm Alecko sein Messer und schnitt einen silbernen Knopf von seiner Jacke: "Dies ist für dich, wenn du mit meiner jüngsten Schwester Eleni dort unten auf dem Hof sprichst und ihr sagst: 'Dein Bruder wartet am Waldrand auf dich. Tu, wie du ihm versprochen hast.'" Der Kleine lief wie der Wind davon, und es dauerte gar nicht lange, so kam er atemlos, aber allein zurück: "Eleni sagt, sie weiß von keinem Bruder, und sie geht zu keinem fremden Mann an den Waldrand."

Da wurde Alecko sehr traurig und schnitt den zweiten blanken Knopf von seiner Jacke ab: "Frage diesmal meine Schwester Anna, ob sie ihren Bruder heimholt in das Haus seines Vaters. Er wartet am Waldrand auf sie." Der Junge nahm den schönen Knopf in Empfang und lief abermals wie der Wind davon. Es dauerte nicht lange, so kam er wie beim ersten Mal atemlos, aber allein zurück: "Anna sagt, sie

weiß von keinem Bruder, und sie geht zu keinem fremden Mann an den Waldrand." Da wurde Alecko noch viel trauriger, aber er trennte auch noch den dritten silbernen Knopf als Geschenk von seiner Jacke und trug dem Kleinen auf: "Nun mußt du noch die älteste Schwester fragen: 'Sophia, hast du deinen Bruder vergessen? Hole ihn heim! Er wartet auf dich am Waldrand!'"

Aber so sehr Alecko auch seine Schwester herbeiwünschte, der Junge kam wieder allein und mit dem gleichen abschlägigen Bescheid zurück. Da wußte Alecko, daß keine der drei Schwestern ihm gehorcht hatte, und daß er im Haus seiner Eltern vergessen war. Er kannte jetzt nur noch eine Heimstatt: die kleine Hütte der Haselnußfrau.

Mit schmerzenden Füßen wanderte er die ganze Nacht, bis er bei ihr anlangte. Weinend legte er den Kopf auf ihren Tisch und klagte ihr sein Leid. Die alte Frau tröstete ihn: "Noch war die Verzauberung, die über deinen Schwestern lag, nicht gewichen. Aber du darfst nicht glauben, daß alle deine Mühe umsonst war, und darfst jetzt nicht davonlaufen. Nur du kannst alles zum guten Ende führen, und ich will dich gern begleiten. Vor allem mußt du jetzt schlafen." Sie kochte ihm einen Schlaftrunk und legte ihm ein weißes Hemd zurecht. Die Jacke bürstete sie aus und nähte neue Silberknöpfe daran.

"Du siehst aus wie ein Prinz", sagte sie, als sie sich auf den Weg zu Aleckos Elternhaus machten. Dort schickte man sich an, ein großes Fest zu Ehren der heimgekehrten Töchter zu feiern. Der Vater hatte in seiner Herzensfreude alle Nachbarn eingeladen. Man saß schon an langen Tischen und griff zu den vollen Schüsseln, während die Diener umhergingen und Wein einschenkten.

"Warte unter dem Feigenbaum an der Hofmauer", sagte die Haselnußfrau zu Alecko, als sie sich dem Elternhaus näherten. Sie glich nun nicht mehr einem alten Kräuterweiblein, sie schritt hochaufgerichtet wie eine Fürstin in strenger, schwarzer Witwentracht, aber geschmückt mit einer breiten Silberkette, die aus silbernen Nüssen gefertigt schien, auf den Sitz des Hausherrn zu. Dieser hatte sich ehrerbietig erhoben und begrüßte sie: "Seid willkommen, wenn ich auch Euren Namen nicht kenne!" Die Haselnußfrau entgegnete: "Die Geschichte von der glücklichen Heimkehr eurer Töchter und von dem großen Gastmahl ihnen zu Ehren hat sich überall herumgesprochen. Und so bin auch ich gekommen und habe euch Geschenke mitgebracht, die ich gleich vor aller Augen aufstellen möchte. Nur verwundert es mich sehr, daß dieses schöne Fest ohne die Hauptperson gefeiert wird."

Betroffen sahen sich die Eltern und die Schwestern an und fragten, wen sie wohl gemeint haben könnte. Mit lauter Stimme fuhr diese fort: "Ja, wer hat eure Töchter erlöst? Wer hat sie euch aus Nacht und Dunkel, über das Meer und vom Felsengipfel herab zu euch gebracht?" Dabei legte sie Aleckos Reisetasche mitten auf den Tisch. Da erkannten sie die Eltern und riefen: "Das ist die Tasche, die wir unserm Sohn mit

auf den Weg gegeben haben! Wo ist er? Wo ist unser Alecko?" Aber die Haselnußfrau hieß sie schweigen: "Wartet, bis sich auch seine Schwestern an ihn erinnern!" Damit zog sie den Silberbecher aus der Tasche.

"Mein Becher!" rief Sophia. "Ach, mein Bruder brachte ihn mir in die Welt des Todes und half mir damit, meine Verzauberung zu lösen. Wie konnte ich ihn vergessen! Wo mag er jetzt sein?" Noch sahen sie die beiden Schwestern verständnislos an. Aber dann erblickte Anna das Tuch, das die Haselnußfrau vor ihr auf den Tisch legte: "Mein Tuch!" rief sie. "Mein Bruder brachte es mir in das Schloß von Kristall und half mir damit, meine Verzauberung zu lösen. Wie konnte ich ihn vergessen! Wo mag er jetzt sein?"

Zuletzt erinnerte sich Eleni an den treuen Bruder, kaum daß der kleine Brotstempel auf dem Tisch lag: "Mein Stempel!" rief sie. "Bis an den Thron der großen Mutter brachte ihn mein Bruder, und ich erlangte dadurch meine Befreiung. Mein lieber Bruder, wie konnte ich ihn vergessen! Wer bringt ihn uns zurück?" Die Haselnußfrau sah sie alle streng an: "Groß war das Opfer und die Anstrengung eures jungen Bruders und klein dagegen seine Bitte an euch, den Vater nicht mit einem Kuß zu begrüßen. Hättet ihr seinen Worten gehorcht, hättet ihr ihm viel Leid erspart. Da ihr aber aus Liebe gefehlt habt, sei euch euer Bruder wiedergegeben, und daher führe ich ihn zu euch zurück, und die Dämonen haben keine Macht mehr über dieses Haus."

Sie öffnete die Tür, und größer und schöner als damals, als er die Eltern verlassen hatte, trat Alecko in den Saal. Da war alles Schwere und Dunkle vergessen, und sie freuten sich und liebten einander so lange sie lebten.



Das Hermelin

Hoch im Norden von Asien herrschte ein Stammesfürst über eine Schar tapferer Männer, die ihren Lebensunterhalt vor allem als Pelzjäger erwarben, im ständigen Kampf mit der eisigen Kälte und den Schneestürmen, die über die Steppe fegten. Umsichtig wußte der Fürst die Handelsbeziehungen zu den Nachbarstaaten zu unterhalten und seinem kleinen Land die Freiheit zu sichern. In seiner Jugend fröhlich und zuversichtlich, war er zu einem ernsten, verschlossenen Mann geworden, da seine schöne, junge Frau starb, als sie ihm einen Sohn geboren hatte. Die Großmutter zog das Kind auf. Es war stiller und verschlossener als seine gleichaltrigen Spielgefährten, aber der Vater bemerkte mit Freude, daß der Junge Ausdauer und Gewandtheit besaß. Am liebsten vertrieb er sich die Zeit mit einem zahmen Hermelin, das ihm ein Jäger gebracht hatte. Er lief mit ihm um die Wette und spielte Verstecken und Fangen mit dem zutraulichen, geschmeidigen Tier.

Der Fürst besaß seit seiner Jugendzeit einen treuen Freund, den Beherrscher einer Sonneninsel, weit entfernt im blauen Mittelmeer. Die beiden Prinzen hatten zusammen in Padua die Rechte studiert und waren seither nicht wieder zusammengetroffen. Aber alle drei Jahre sandte der König der Sonneninsel Boten an den Fürsten im Land der Eiskristalle, die seine Grüße und Geschenke überbrachten. Sie wurden ehrenvoll empfangen und mit reichen Geschenken wieder entlassen.

Kaum war der kleine Fürstensohn sieben Jahre alt, stand er zum erstenmal neben dem Vater, als die Gesandten aus dem Süden eintrafen, und er erhielt aus ihrer Hand zwei schöne Geschenke: einen geflochtenen Korb, in dem auf dunkelgrünen Blättern leuchtende, goldene Früchte lagen, und eine Dose aus Porzellan, die mit süßen Mandeln gefüllt war. Als er die Gaben aufmerksam und doch etwas ratlos betrachtete, lächelte der Anführer der Gesandtschaft und sagte: "Dies schickt dir unser Prinz, der ebenso alt ist wie du. Wohl hundert Orangenbäume wachsen um unser Schloß, und der Duft ihrer Blüten weht durch alle Gemächer. Unser Prinz spielt fröhlich in den Gärten, und er ißt mit den Kindern, die ihn besuchen, von den schönen Früchten." Damit zog der Bote ein silbernes Messerchen heraus, schälte eine Orange, teilte sie in Scheiben und reichte sie dem Fürsten und dem Prinzen auf einer grünen Blätterunterlage. "Und die Mandeln", fuhr er fort, "nehmen wir zum süßen Backwerk. Die Mandelbäume, von denen wir sie pflücken, blühen vor allen anderen Obstbäumen noch im Winter, und ihre zarten, rosa Blütenkronen säumen unsere blauen Berge." Die Augen des Prinzen leuchteten: "Vater", rief er, "können wir nicht die gleichen Frucht bäume dicht bei unseren Zelten pflanzen?" Der Vater seufzte: "Ich kann die Sonne nicht bitten, länger für uns zu scheinen, ich kann dem Nordwind nicht verbieten, über unsere Weide zu blasen. Solche Bäume brauchen Licht und Wärme." "Und wir können nicht in die schönen Gärten zu dem Prinzen auf der Sonneninsel reisen?" fragte der Junge sehnsüchtig. "Du mußt noch eine Weile warten, bis du groß bist", antwortete der Vater, "dann sollst du die ferneren Länder sehen und kannst mit dem Prinzen Freundschaft schließen. Aber dafür", setzte er tröstend hinzu, "übersenden wir unserem königlichen Freund eine Gabe, wie er sie in seinem Inselreich nicht gewinnen kann." Er ließ einen weiten Mantel aus erlesenen weißen Hermelfellen, geziert mit schwarzen Schwanzspitzen, bringen. "Dieses Pelzwerk soll euer Herrscher zu großen Festen tragen, oder wenn er im Thronsaal fremde Gesandte empfängt", sagte er zu den Boten, die ehrfurchtsvoll das kostbare Geschenk bestaunten.

Der kleine Prinz aber war verstummt, und da er zur Nacht von seiner Großmutter zu seinem Lager gebracht wurde, brach er in ein so bitterliches Weinen aus, daß sie ihn nicht beruhigen konnte. Endlich gestand er ihr unter Schluchzen, wie er bei dem Anblick des weißen Pelzmantels an seinen liebsten Freund, an das Hermelin, gedacht hatte, und daran, daß viele ebenso zierliche, zutrauliche Tiere grausam gejagt und umgebracht worden waren, damit ein solcher Mantel angefertigt werden konnte. Die Großmutter kochte ihrem Enkel einen beruhigenden Tee und streichelte sein fieberheißes Gesicht, bis er eingeschlafen war. Und doch wachte er auf, als er den Vater eintreten hörte. "Man sagte mir", sprach dieser zu der Großmutter, "der Prinz wäre erkrankt, sein Weinen drang aus den Zeltwänden." Die Großmutter erwiderte: "Sprich leise, er ist vor kurzem eingeschlafen", und mit einer Kerze betrachtete sie den Jungen, der sich nicht regte. Als sie aber dem Vater



den Grund seines tiefen Kummers sagte, wurde dieser sehr ärgerlich und flüsterte ihr zu: "Es ist Zeit, daß der Prinz eine strengere Erziehung erhält. Er ist verträumt und verspielt. Künftig soll er im Männerzelt schlafen und statt des Hermelins ein Pferd zum Kameraden bekommen. Ein Hermelin taugt zum Mantel eines Königs, aber nicht zum Spielzeug eines Fürstensonnes. Wer hier im Norden herrschen will, muß ein festes Herz besitzen." Die Großmutter senkte den Kopf, schon lange hatte sie befürchtet, daß man ihr das Kind nehmen würde. Sorgenvoll legte sie sich zur Ruhe und löschte das Licht.

Der kleine Prinz aber konnte nicht einschlafen. Er hatte das Hermelin, das gewöhnlich zu seinen Füßen schlief, fest an sich gedrückt und flüsterte leise in sein Ohr: "Was sollen wir machen? Wie wollen wir uns wehren? Sie wollen uns trennen, sie werden dich womöglich töten!" Das Hermelin wisperte zurück: "Folge mir, zieh deine Pelzstiefel und den Mantel an, so leise du nur kannst. Krieche mit mir unter der Zeltwand durch, aber leise und rasch, wir müssen fliehen."

Draußen vor dem Zelt fiel der Schnee in dichten Flocken. Der Prinz tastete sich zu dem Vorbau, in dem seine Skier standen, und schnallte sie an den Stiefeln fest. "Es ist gut, daß es schneit", dachte er, "dann wird unsere Spur verwischt." Das Hermelin saß auf seiner Schulter, ungeduldig strebte er dem schützenden Wald zu. Es hatte aufgehört zu schneien, und der Mond beleuchtete seinen Weg. Aber als der Wald hinter ihm lag und er wieder eine weite Ebene in der Morgendämmerung vor sich liegen sah, erhob sich ein heftiger Schneesturm, so daß er sich nur mühsam Meter um Meter vorwärtskämpfte. Endlich tauchte wieder ein schützender Wald und an seinem Rand ein Zelt, eine große Jurte, auf. Keuchend blieb der Prinz stehen. "Ach, liebes Hermelin", stöhnte er, "ich kann nicht mehr laufen. Laß uns in diesem Zelt ausruhen!" Doch das kleine Tier flüsterte ängstlich: "Versuche es noch einmal, halte hier nicht an. In diesem Zelt erwartet uns nichts Gutes. Nur noch einmal strenge dich an und gib dir Mühe, durch den Wald zu kommen. Dann sind wir in Sicherheit." Aber der Prinz klagte: "Es geht wirklich nicht mehr, ich bin zu müde, und meine Augen sind schneeblind", dabei hatte er den ledernen Vorhang des Zeltes angerührt. "Ich warte draußen in einem hohlen Baum auf dich", flüsterte ihm das Hermelin zu und war wie ein Blitz verschwunden.

Eine alte Frau trat aus dem Zelt auf den verängstigten Jungen zu: "Sei herzlich willkommen, mein kleiner Freund", rief sie fröhlich und streichelte ihm über die kalten Backen. "Komm herein, wärme dich an meinem Feuer, ich will dir einen guten Brei und einen heißen Tee kochen." Aufatmend streifte der Prinz die Skier ab und zog auch die Pelzstiefel aus, die er gleich neben den Eingang stellte. Auf weichen Teppichen ging er auf die Feuerstelle zu, ließ sich auf ein Sitzkissen nieder und sah wie im Traum den Hantierungen der alten Frau zu. Der Tee löste seine erstarrten Glieder, und es umgab ihn eine wohlige, unwiderstehliche Müdigkeit, so daß er kaum merkte, wie die alte Frau

ihm eine Matratze unterlegte und ihn mit einer Felldecke warm zudeckte. "Das Hermelin hatte doch Unrecht", dachte er noch beim Einschlafen.

Er wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, aber er wachte erfrischt auf und sah die alte Frau am Herd herumwirtschaften. Er sprang auf, bedankte sich auf das höflichste für ihre Gastfreundschaft und ging zum Eingang, um seine Stiefel anzuziehen. Aber vergeblich suchte er sie und wandte sich fragend an die alte Frau. Die aber sah ihn nicht mehr so freundlich wie am Vorabend an. Ihre Augen funkelten boshaft, und ihre Stimme war scharf: "Das könnte einem verwöhnten Jungen so passen, eine alte Frau für ihn arbeiten zu lassen, ihren Brei zu essen und in ihrem Bett zu schlafen. Undankbar ist die Jugend! Ich muß mit meinem Schlitten in den Wald, um Holz zu holen. Da kann ich wohl erwarten, daß ich ein sauberes, warmes Zelt betrete, wenn ich abends nach Hause komme, und daß eine Mahlzeit vorbereitet ist. Du bist ein kräftiger Junge. Da kannst du mir einen Sack voll Körner in der Steinmühle mahlen. Und achte dabei auf das Feuer, damit es nicht verlischt!" Ehe der Prinz sich von seinem Schrecken erholt hatte, war sie aus dem Zelt herausgetreten. Der Junge blickte sich verzweifelt um. Noch nie hatte er einen Besen in der Hand gehabt, noch nie eine Steinmühle gedreht. Er dachte an Flucht. Draußen lag hoher Schnee. Wie sollte er ohne seine Stiefel weiterwandern? Er begann sie im Zelt zu suchen, er kramte in allen Zelttaschen, in Beuteln und Kästen, kroch in alle Ecken, aber er fand sie nicht. So waren gewiß zwei Stunden vergangen, und mit Schrecken bemerkte er, daß das Feuer auszugehen drohte. Es dauerte lange, bis er kleines Holz zubereitet hatte und die Flamme wieder lustig aufflackerte. Durch seine heftiges Pusten war die Asche im ganzen Zelt verstreut worden, verzweifelt suchte er mit dem einzigen kleinen, abgenutzten Handbesen, den er neben dem Herd fand, die Teppiche sauber zu fegen. Sobald er aber den großen Sack mit Korn und die Steinmühle betrachtete, stiegen ihm die Tränen in die Augen. Solche Arbeit hatten nur die Frauen im Zelt seines Vaters verrichtet. In seiner Not rief er laut: "Ach, mein liebes Hermelin, hätte ich doch auf dich gehört! Ach, komm mir doch zu Hilfe!"

Da rieb sich ein weicher Tierkörper an seinem Knie. Das Hermelin war bei ihm. Mit klugen Augen blickte es ihn an und fuhr dann mit seinem Schwanz im Umsehn über sämtliche Gegenstände und Teppiche im Zelt, bis alles blitzte und blinkte. "Schütte das Korn in die Steinmulde", sagte es und begann mit den beiden Pfötchen so rasch den schweren Mühlstein zu drehen, daß die gelben Körner im Nu in weißes Mehl verwandelt wurden. "Rasch", flüsterte es, "ich höre die alte Frau zurückkommen", und schon war es aus dem Zelt geglitten. Die Alte schaute prüfend um sich: "Ei, ei, da habe ich ja einen fleißigen Diener gefunden. Ich muß dich loben, mein Söhnchen. Jetzt hast du gewiß Hunger und Durst. Da koche ich dir wieder den guten Brei und schenke dir den warmen Tee in den Becher."

Der Junge aß und trank und fiel danach wie am Vorabend in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Als er erwachte, stand die alte Frau vor dem Lager und stieß heftig mit ihrem Stock auf den Boden: "Aufstehn! Aufstehn, du Langschläfer, sonst wirst du nicht bis zum Abend mit der Kornmühle fertig! Laß mir nicht das Feuer ausgehn und halte mir die Teppiche sauber!" Damit humpelte sie aus dem Zelt, und so viel der Junge auch hinter ihr herrief: "Ich möchte fort, gib mir meine Stiefel wieder!", sie drehte sich nicht mehr nach ihm um.

Erbittert und zornig fing der kleine Prinz zu weinen an. Doch wieder schmiegte sich das Hermelin an sein Knie: "Weine nicht", sagte es, "ich helfe dir auch heute noch einmal." "Aber wie soll es weiter gehen?" schluchzte der Junge. "Wird die alte Hexe mich hier für immer gefangen halten?" "Hüte dich vor ihrem Tee", riet ihm das Hermelin. "Schütte ihn heimlich in die Asche und stell dich so an, als wärest du todmüde und auch fest eingeschlafen. Aber paß gut auf, was sich dann ereignet!" Als die alte Frau nach Hause kam, hatte das Hermelin wieder alle Arbeit gemacht und war aus dem Zelt herausgeschlüpft. Die Hexe meckerte zufrieden und drückte dem Jungen einen großen Becher Tee in die Hand: "Trinke, trinke, mein Söhnchen. Du hast brav gearbeitet!" Doch als sie sich anschickte, das Matratzenlager für die Nacht zurechtzumachen, schüttete der Junge unbemerkt die Flüssigkeit in die Asche. Nun war er nicht mehr müde und konnte vor Aufregung kaum erwarten, was geschehen würde. Ein paarmal beugte sich die alte Frau über ihn und zupfte an seiner Decke, doch er rührte sich nicht.

Es brannte nur ein schwaches Öllicht im Zelt, und doch sah der Junge, wie sich der Vorhang am Eingang des Zeltes zur Seite schob und ein riesiger, bärtiger Mann hereintrat. "Leise, leise, mein Sohn", flüsterte die alte Frau. "Ich habe einen feinen Vogel gefangen, der darf dich nicht hören." "Nanu, Mutter", gab der Riese zurück, "wer ist dir denn da ins Garn gegangen?" "Es ist der Prinz Turgut, der Sohn unseres neidischen Nachbarn. Zwar hat er das mir nicht verraten, aber auf seinem Gürtel steht es gestickt 'Turgut, Sohn des Orhan'." "Und was willst du mit ihm anfangen?" "Ein Weilchen behalte ich ihn noch hier und laß den Vater und die Diener suchen, bis sie keine Hoffnung mehr haben, ihn zu finden. Dann bringe ich ihn zurück und laß mir eine Belohnung auszahlen." "Und wo ist das Hermelin?" fragte der Riese. "Ich sah es nicht", entgegnete mürrisch die alte Frau. "Das sind Dummheiten", gab ihr der Sohn heftig zur Antwort. "Das Hermelin muß in der Nähe sein, denn der Junge und das Hermelin sind unzertrennlich. Ich muß es aber in meine Gewalt bekommen. Bald ist die Zeit seiner Verzauberung zu Ende, und bekomme ich es nicht zu fassen, kehrt es zu seinem Vater zurück. Der wird seine Leute auf mich und dich hetzen, so sind wir verloren. Doch sage mir nur, was hast du denn mit dem Jungen angestellt, seitdem du ihn eingefangen hast?" "Fein habe ich es gemacht", flüsterte die Alte außerordentlich wichtig. "Das

Herrensöhnchen mußte sich bequemen, den Hausknecht zu spielen. Seine Stiefel hat mir mein Rabe hoch unter dem Zeltdach festgebunden, die suchte der Junge vergeblich und konnte deshalb nicht weglaufen. Die Teppiche hat er gefegt, die Mühle gedreht und das Feuer unterhalten." "Dummheiten", zischte der Riese. "Nichts wie Dummheiten! Glaubst du denn, der Junge hätte das alles allein fertig gebracht? Der hat noch nie in seinem Leben den Hausknecht gespielt. Da muß ihm jemand geholfen haben, und das kann niemand anderes als das Hermelin gewesen sein. Ich werde jedenfalls das Zelt nicht verlassen und erst einmal alles durchsuchen, ob es sich hier versteckt hält." "Das ist nicht gerade schlau von dir", zischte die Alte böse. "Solch einem kleinen Tier ist es nur geringe Mühe, aus dem Zelt zu kriechen, wenn es weiß, daß du hier bist. Wenn es nicht schon lange entwischt ist, schlüpft es aus der einen in die andere Ecke, wenn du es suchst. Laß uns eine bessere Lösung überlegen: Wir sagen dem Jungen, wenn er morgen aufwacht, daß er nur frei kommt, wenn er uns das Hermelin überläßt. Und nun iß und trink erstmal in Ruhe. Du bist ein mächtiger Zauberer und wirst dich wohl nicht vor einem dummen Jungen und einem kleinen Tier fürchten." Mutter und Sohn aßen und tranken. Aber die alte Frau hatte vergessen, daß sie in dem Teekessel einen lange wirkenden Schlaftrunk gebraut hatte. So fielen beide bald in einen tiefen Schlaf und schnarchten, als wollten sie den Wald umsägen.

Der Prinz hatte alles mit angehört und zitterte vor Zorn am ganzen Körper. Da fühlte er das weiche Fell des Hermelin an seinem Gesicht: "Rasch", flüsterte es, "ich habe dir die Stiefel von oben herabgeholt, nimm sie, schleiche heraus, so leise du kannst und schnalle die Skier an, die draußen stehen. Ich springe auf deine Schulter, damit man meine Spur nicht sieht. Laufe so schnell es dir möglich ist, daß wir aus dem Zauberwald herauskommen!" Der Junge nahm all seinen Mut zusammen und kroch an den Schlafenden vorbei. Der Schnee fiel in dichten Flocken, aber das Hermelin gab ihm die Richtung an, so lief er Stunde um Stunde. Plötzlich hörte er in der Stille des Winterwaldes ein heftiges Keuchen und Schnauben. "Der Zauberer verfolgt uns", rief er entsetzt, "er läuft schneller als wir!" "Wirf deinen linken Handschuh hinter dich", riet ihm das Hermelin. Der Prinz gehorchte, und ein Sturmwind erhob sich. Hinter ihnen wirbelte er eine viel Meter hohe Schneewand empor. "Jetzt ist der Riese erstmal tief eingeschneit und braucht lange Zeit, bis er sich durch die Schneemauer durchgearbeitet hat. Aber du darfst nicht langsamer werden, noch sind wir in seinem Zauberbereich." Der Junge lief um sein Leben, die Tränen flossen ihm über das Gesicht, und seine linke Hand drohte ohne den Handschuh zu erfrieren. Aber das Hermelin rieb sie mit seinem Fell und fuhr ihm mit der kleinen, roten Zunge tröstend über die Backen. "Ich kann nicht mehr", stöhnte der Prinz, und zu seinem Entsetzen hörte er wieder das Keuchen und Schnauben des Riesen, dazu das Zetern und Keifen der alten Hexe. "Wirf deinen rechten Handschuh hinter dich und fürchte dich nicht", befahl das Hermelin, und der Junge gehorchte sogleich. Als

er sich umblickte, lag nicht mehr der verschneite Waldweg, sondern eine große, glitzernde Eisfläche, glatt wie ein Spiegel, hinter ihm. Voller Schrecken sah er zwei Gestalten darauf zulaufen. Schon hatten sie den See erreicht und schienen noch rascher als vorher auf der glatten Eisfläche voranzukommen. Aber plötzlich ertönte ein lauter Donnerschlag. Mit einem gewaltigen Krachen brach die Eisfläche auseinander, und der Zauberer mitsamt der alten Hexe versank schreiend in der Flut des tiefen Waldsees.

Der Prinz hatte das Bewußtsein verloren. Als er aufwachte, lag er auf einem Rasenhügel, über dem junge, grüne Birken wehten. Weit vor ihm erstreckten sich die Felder mit der ersten aufsprießenden Saat, eine Lerche stieg jubelnd in die Luft. Der Junge atmete tief und sah voller Staunen um sich. Das Hermelin saß zu seinen Füßen. "Du bist nun frei", sagte es, "und hast den Zauberbann gebrochen. Es sind aber nicht drei Tage vergangen, seit du deines Vaters Zelt verlassen hast, sondern dreimal drei Jahre. Jetzt bist du groß und stark geworden und wirst alle anderen Jungen aus deinem Stamm an Ausdauer und Geschicklichkeit übertreffen. Dein Vater hat dich sehr betrauert und wird sich freuen, wenn du zu ihm zurückkehrst!" Aber der Prinz schüttelte den Kopf: "Auch mein Vater ist in die weite Welt gezogen, als er jung war. Nur einmal möchte ich die fröhlichen Menschen auf der Sonneninsel sehen, ich möchte den Duft der Orangenblüten spüren, die goldenen Früchte pflücken und mit einem weißen Segel über das blaue Meer fahren. Ich möchte den Prinzen, den alle lieb haben, zum Freund gewinnen. Den dunklen Weg durch Eis und Kälte laufe ich nicht gleich wieder zurück." Das Hermelin sah ihn traurig an: "So müssen wir uns hier trennen. Meine Heimat ist in den verschneiten Wäldern und in der freien, weiten Steppe. Unter einer heißen Sonne und in lauten Städten kann ich nicht wohnen." Der Prinz erschrak: "Wie soll ich ohne dich leben? Wir gehören auf immer zusammen. Aber gib mir nur ein wenig Urlaub, warte hier auf mich, ich bitte dich! Über eine kurze Weile kehre ich wieder zurück, und dann sollst du mich nach Hause begleiten!" Das Hermelin seufzte: "Die Sonneninsel ist noch sehr weit von hier. Du wirst lange bis dorthin wandern müssen, und wenn du am Ziel bist, hast du mich rasch vergessen!" "Niemals", rief der Junge heftig, "ich verspreche dir, daß ich zurückkomme!" "Gut", antwortete das Hermelin. "Drei Jahre will ich auf dich warten. Kommst du aber später, so wird es schwer für dich sein, mich wieder zu finden. Weil ich dir auf deinem Weg nicht mehr selbst helfen kann, gebe ich dir drei Nüsse. Bist du in Not, zerbrich die Schale und sprich einen Wunsch aus. Aber jedesmal wird damit die Sehnsucht nach der Heimat mehr und mehr verschwinden. Wenn du die dritte Nußschale zerbrichst, wirst du mich ganz vergessen haben." "Das soll nie geschehen", versicherte der Prinz. "Nur wenn ich in große Not gerate, werde ich zwei Nüsse zerbrechen, aber die dritte will ich ungeöffnet bei mir behalten." Damit umarmte er den kleinen, treuen Freund. Doch wurde ihm der Abschied nicht schwer. Zu verlockend erschien ihm die Ferne, mit leichtem, frohem

Herzen schlug er seinen Weg nach Süden ein. Als der Abend dämmerte, lag ein großes Dorf vor ihm, und gleich in dem ersten Haus bat er um Herberge. Von seines Vaters Zelt war er gewohnt, daß jeder fremde Gast mit Freuden aufgenommen und bewirtet wurde. Er hatte es gut getroffen. In einem großen, kinderreichen Familienkreis hieß man ihn herzlich willkommen, stellte ihm ein reichliches Abendbrot auf den Tisch und machte ihm ein Bett im Zimmer der Söhne. Am nächsten Abend dagegen ging es nicht mehr so gastfreundlich zu. Mürrisch schob ihm der Bauer einen Teller mit Essensresten zu und wies ihm ein Nachtlager im Stall an. Als der Prinz am dritten Abend dann an eine Tür klopfte, steckte eine hagere Frau den Kopf zum Fenster heraus und fing gleich zu schimpfen an: "Landstreicher, Faulpelze, die sich auf Kosten der fleißigen Leute einen guten Tag machen! Gibt es nicht Herbergen genug, wo man für sein ehrlich erworbenes Geld essen und schlafen kann? Hat es ein junger, kräftiger Junge nötig zu betteln?"

Da setzte sich der Prinz traurig an einen Brunnenrand nieder und bedachte, daß er in der Fremde war. Niemand kannte hier den Namen seines Vaters, keiner fragte nach seinem Woher und Wohin, keiner wußte von den reichen Herden seines Stammes auf der weiten Steppe. Unter den seßhaften Leuten regierte allein das Geld. Ängstlich hütete jeder seinen Besitz und mißtraute dem Nachbarn. Zum erstenmal befahl den Jungen Furcht vor seiner langen Wanderung, denn er hatte keine einzige Münze in seiner Tasche. Sollte er bettelnd durch die Lande ziehen und am Ende arm und zerlumpt vor dem König der Sonneninsel stehen? Da entsann er sich der Nüsse, die ihm das Hermelin gegeben hatte. "So wünsche ich mir", sagte er, "ein Beutelchen aus Leder, in dem ich jeden Tag ein Goldstück finde." Er zerschlug mit einem Stein die harte Nußschale, und schon lag ein feines, rotes Beutelchen vor ihm, das mit einem funkelnden Goldstück gefüllt war. Wie das Hermelin prophezeit hatte, verblaßte von nun an seine Erinnerung an die Sitten seines Stammes, in dem es als Schande galt, wenn der Hungerige das Brot bezahlte, das der Nachbar mit ihm geteilt hatte. Rasch lernte er wie seine Umgebung zu denken: "Umsonst ist nur der Tod!", und er erkaufte sich alles, was er zum Leben brauchte, mit der Hilfe seines wundertätigen Beutelchens. Den warmen Wintermantel, die Pelzmütze und die hohen Stiefel ließ er einem Trödler und schaffte sich Sommerkleidung und Sandalen an. Nur den Gürtel behielt er, auf dem die Großmutter seinen Namen mit Perlen gestickt hatte. So schritt er mit fröhlichem Herzen und leichtem Gepäck auf sein Ziel zu, bewunderte die festen Burgen, die reichen Städte und die steinernen Brücken, fuhr auf den Planwagen der Kaufleute und ritt auf dem Rücken eines Maultieres über den hohen Gebirgspaß. Endlich sah er vom Krönstreifen aus die Sonneninsel im blauen Meer aufsteigen und fand für Geld und gute Worte ein Fischerboot, das ihn herübertrug. Mit klopfendem Herzen näherte er sich der Hauptstadt und erwartete unter dem blauen Himmel einen heiteren Empfang durch frohe, singende

Menschen, wie es ihm die Boten geschildert hatten. Aber wie groß war seine Enttäuschung, als er nur trübselige Gestalten und traurige Gesichter in den Straßen sah! Die Fenster des Schlosses waren verhängt, die Tore geschlossen, eine Wache verwehrte ihm den Eingang. Niedergeschlagen setzte er sich unter einen Feigenbaum in der Nähe eines kleinen Hauses und vergrub sein Gesicht in den Händen.

Eine freundliche Stimme rief ihn an: "Warum bist du so verzweifelt? Bist du fremd in unserer Stadt?" Ein alter weißhaariger Mann beugte sich zu ihm nieder. Der Prinz sah ihn bekümmert an: "Ich bin ja nicht der einzige Traurige in dieser Stadt. Ich suchte hier die Freude und fand nur Tränen, aber ich weiß nicht warum!" "Der Sohn unseres Königs ist schwer erkrankt", erwiderte ihm der alte Mann. "Seit sieben Tagen liegt er ohne Besinnung, und kein Arzt vermag ihm zu helfen. Daher sind die Menschen so traurig. Denn wenn er in unserer Stadt umherging, zauberte er Sonnenschein auf ihre Gesichter. Alle liebten ihn, nicht nur seine Eltern. Ich bin sein Lehrer und grüble vergeblich, wie ich ihn gesund machen kann." "So muß ich wieder heimkehren", seufzte der Prinz, "denn das Schloß ist für mich verödet, wenn der Prinz nicht darin lebt. So groß war meine Sehnsucht, zu ihm zu kommen. Könnte ich nur wenigstens einmal sein Gesicht sehen, damit ich für immer sein Bild vor Augen habe." Der alte Mann blickte ihn freundlich an: "Ist dir der Königssohn so lieb, dann will ich dich an sein Bett führen, denn mir öffnen sich alle Türen." Dankbar folgte ihm der Junge und stand bald darauf am Lager des Kranken, der still und teilnahmslos darauf ruhte. Die Eltern saßen an seiner Seite und blickten kaum auf, als der Lehrer mit der Gast aus dem fernen Norden in den Saal trat. Dieser betrachtete unverwandt das stille Gesicht des Königssohnes, und es schien ihm, als sei es das Antlitz seines Bruders, das er immer gekannt hatte. "Ach, wäre er doch gesund und liebte mich so wie ich ihn", dachte er. Plötzlich fielen ihm die Nüsse ein. Rasch ging er zur Tür und legte die zweite Nuß unter die Angel. Mit einem leisen Knacken zerbarst sie unter seinem Druck. Im gleichen Augenblick richtete sich der Kranke auf: "Mein Bruder", rief er, "bist du endlich gekommen? Bleibst du jetzt auch bei mir?" Die beiden Prinzen umarmten sich, und die Eltern weinten vor Freude: "Wie können wir dir danken? Wer bist du? Woher bist du zu uns gekommen?" Doch der Junge schwieg. Es war, als sei mit dem Erwachen des Königssohnes jede Erinnerung an seine Heimat verblaßt. Er hörte nur voller Freude die Worte des Kranken: "Wir wollen in den Garten gehen, wir wollen zusammen ausreiten, wir wollen zusammen essen und trinken!" Der Königssohn war nun gesund, und mit ihm erwachte das Schloß und die ganze Stadt zu neuem Leben. Der fremde Prinz fühlte sich hier wie zu Hause. Glücklicherweise bei dem neuen Bruder, mit dem er alle Stunden des Tages teilte, den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, die Unterweisung im Gebrauch der Waffen, die Ausflüge zu Pferde durch die reiche, blühende Insel. Die Tage und die Monate schienen zu verfliegen.

Drei Jahre waren fast vergangen, da veranstalteten die königlichen Eltern ein großes Fest. Sie luden die Vornehmen des Reiches und den König der Nachbarinsel mit seiner wunderschönen Tochter ein. Als alle, die geladen waren, an der langen Tafel Platz genommen hatten, erhob sich der König und verkündete die Verlobung seines Sohnes mit der schönen Prinzessin, die an seiner Seite saß. Dann wandte er sich an den Prinzen aus dem Norden: "Da wir dir das Leben unseres Sohnes verdanken und er dich wie seinen Bruder liebt, möchten wir dich für immer an uns binden. Ich will dich zum Erben in einer Grafschaft einsetzen, und du sollst dir unter den Töchtern des Landes eine Gemahlin nach deinem Herzen wählen." Überrascht und glücklich wollte der Prinz ihm danken, als in diesem Augenblick unerwartete Gäste in den Saal traten. Es waren sechs Boten aus dem hohen Norden, die nach einer langen Gesandtschaftsreise von den Zelten seines Vaters zurückkehrten. In ihrer Mitte führten sie zwei weiße Hirsche mit goldenem Halsband als Geschenk des Fürsten. Die Zuschauer jubelten und staunten. Der König ließ den Boten einen Becher mit Wein reichen und fragte sie nach dem Ergehen seines Freundes. "O König", antworteten sie, "der Sinn des Fürsten ist traurig und sein Herz ist schwer. Fast zwölf Jahre sind vergangen, seit sein einziger Sohn verschwunden ist und niemand eine Spur von ihm finden konnte. Jetzt bedrängen ihn seine Untertanen, er solle einen würdigen Nachfolger bestimmen und den Besten aus dem Stamm wählen, damit der Fortbestand des Reiches gesichert bleibt. Dein fürstlicher Freund hat nach langem Zögern eingewilligt und die tüchtigsten Männer zu einem Wettkampf aufgerufen, der vor aller Augen bei nächsten Vollmond ausgetragen werden soll." Der Prinz aus dem Norden hatte mit wachsender Erregung zugehört, dann bat er, reden zu dürfen: "Lange habe ich meine Herkunft verschwiegen, aber nun muß ich die Wahrheit bekennen, da ich vor einer schweren Entscheidung stehe. Ich bin Turgut, Orhans Sohn, der Sohn, den mein Vater mit großen Schmerzen sucht. Dreimal drei Jahre hielt mich ein böser Zauber gefangen, dann war ich frei und wählte aus Sehnsucht und Neigung eure Insel zu einer neuen Heimat. Den Freund konnte ich retten, aber meine Sohnespflicht habe ich verletzt. Es darf nicht sein, daß mein Vater glaubt, ohne Sohn und Erben aus dem Leben zu scheiden. Ich danke euch für alle Liebe, aber ich muß in mein fernes Land ziehen und mein Erbe antreten, ehe es mir ein anderer raubt." Ungern ließen ihn die Freunde Abschied nehmen, und der König übergab ihm beim Scheiden einen Ring: "Dein Vater schenkte ihn mir, als wir jung waren. Wer immer den Ring zu mir bringt, sagte er, den will ich aufnehmen, als wäre es mein eigener Bruder. Du warst lange fort aus deinem Heimatland, der Ring wird dir helfen, daß du als Sohn von deinem Vater erkannt wirst." Eilig brach der Prinz auf, denn es dauerte nicht mehr lange bis zum nächsten Vollmond.

Doch so rasch und so glücklich er zu der Sonneninsel gelangt war, so viel Hindernisse stellten sich ihm jetzt entgegen. Der Sturm heulte und tobte, kein Fischer wagte sich auf das Meer, um ihn zum Festland

herüberzubringen. Nach drei Tagen glätteten sich die hohen Wellen, doch kostbare Zeit war vergangen. Es schien dem Prinzen unmöglich, am Tag des Wettkampfs im Zelt seines Vaters anzukommen. In seiner Not klagte er: "O, hätte ich doch ein schnelles Pferd, ein Zauberpferd, das mich über Täler und Berge tragen könnte!" Da fiel ihm die dritte, die letzte Nuß ein, die er noch in der Tasche aufbewahrte. "Hatte ich doch", dachte er, "meine Heimat nur kurze Zeit vergessen, als ich die ersten Nüsse öffnete. Kam die Erinnerung nicht mit voller Stärke beim Anblick der Boten zurück? Ist es überhaupt möglich, daß ich dem Hermelin, meinem liebsten Freund, untreu werde? Soll mich nicht gerade ein Zauberpferd zu ihm so rasch wie möglich tragen?"

Und er zerbrach die harte Schale der Wundernuß. Schon wieherte es in seinem Rücken, und als er sich umdrehte, stand ein prächtig aufgezäumter Rappe hinter ihm, der ungeduldig mit den Hufen scharrte. Der Prinz sprang in den Sattel, er brauchte nur leicht in die Zügel zu greifen, das Tier schien über die Felder und durch die Wälder wie ein Pfeil zu gleiten, so daß die warmen, sonnigen Länder bald verschwunden waren. Nur einmal hielt der Prinz an und vertauschte diesmal die südliche Kleidung mit den warmen, dunklen Gewändern, wie man sie in seinem Stamm trug. Als sie an dem Frühlingshügel eintrafen, glich er ganz dem Prinzen, der hier Abschied genommen hatte, mit der Pelzmütze, den hohen Stiefeln und mit dem langen gürteten Mantel.

Aber jede Erinnerung an diesen Tag war bei ihm verschwunden, er sah sich nicht einmal nach dem Hermelin um, dem er doch hier das Wiederkommen versprochen hatte. Auch der Zauberwald schien ihm ganz gewöhnlich und ohne Schrecken zu sein. Noch war es Sommer, und nichts mahnte ihn an seine beschwerliche Wanderung durch Eis und Schnee.

Doch von ferne erkannte er die Zelte seines Vaters, und der Anblick erfüllte ihn mit Freude und mit einem brennenden Ehrgeiz. Das Tal wimmelte von Reitern, die zum Wettkampf bereit waren oder ihn als Zuschauer miterleben wollten. Der Prinz war nur einer von den vielen Gästen, die man willkommen hieß und freigebig bewirtete. Seine vornehme Kleidung, sein auffallend schöner Hengst trugen ihm überall bewundernde Blicke ein, wenn es auch die Höflichkeit gebot, daß man ihn nicht sogleich nach seinem Namen und nach seiner Herkunft fragte. Das Herz klopfte ihm laut, als sein Vater ihn begrüßte und ihn, ohne ihn wiederzuerkennen, zum Wettkampf einlud. Die Diener brachten aus der Waffenkammer eine Anzahl hochgeschwungener Bogen und einen Köcher mit Pfeilen. Zwölf stolze junge Männer spannten die Sehne, legten das Geschoß auf und sandten es gegen die Scheibe am Tor des Hofes. Lauter Beifall begleitete den Pfeil des Prinzen, der genau in die Mitte traf. Aber auch drei andere junge Männer lenkten ihr Geschoß in das Zentrum, so daß der erste Gang des Kampfes unentschieden endete.

Nun stiegen sie alle Zwölf in den Sattel ihrer Pferde. Der Fürst wies mit der Hand auf eine Birkengruppe fern am Horizont: "Diese Bäume gilt es zu umkreisen und wieder zurückzukehren. Sieger ist der von euch, der nicht nur als erster bei mir eintrifft, sondern der mir die Feder meines Falken bringt, den ich jetzt auffliegen lasse." Er löste die Fessel des Vogels, den er auf seinem Handschuh trug, und der Falke stieg hoch in die Luft. Er flog über das Feld auf die Birken zu und kehrte auf die Hand seines Herrn zurück. Auf ein Zeichen des Fürsten stürmte die Schar der Reiter der Baumgruppe entgegen. Rasch hatte der Rappe des Prinzen die Führung übernommen. Er schien keine Weisung zu gebrauchen, denn sein Herr hatte nicht das ferne Ziel im Auge, sondern heftete seine Blicke auf die Grasnarbe unter ihm. Vielleicht hätte er selbst die unscheinbare Feder kaum entdeckt, aber sein Pferd wieherte hell auf; er ließ sich weit zur Seite fallen und ergriff den Siegespreis. Dabei hatte er unwillkürlich den raschen Ritt ein wenig verlangsamt. Die Masse der Reiter hinter ihm blickte nur nach vorn, von dem Wunsch beseelt, dem fremden Reiter keinen Vorsprung zu geben. So jagten sie mit Geschrei und lautem Peitschenknallen an ihm vorbei. Doch angekommen an der Birkengruppe, fiel es ihnen ein, daß sie nicht auf die Feder geachtet hatten. Ärgerlich verfielen sie beim Rückritt in eine schleppende Gangart und suchten den Boden mit den Blicken ab. Da sprengte der Prinz in vollem Galopp an ihnen vorbei, laut stieß er einen Jubelschrei aus und hielt die Feder hoch in der Hand. Keiner vermochte jetzt seinem Ritt Einhalt zu gebieten, in weitem Abstand trafen die übrigen Reiter nach ihm bei den Zelten ein. Der Prinz war schon abgestiegen und überreichte kniend dem Fürsten die Feder des Falken.

"Du hast im Wettkampf der Reiter gesiegt", lobte ihn der Fürst, "und damit die beiden ersten Bedingungen, die ich stellte, erfüllt. Doch noch eine Prüfung möchte ich euch auferlegen", und er winkte einem Diener, der eine reichgeschnitzte Holzrolle herbeitrug. Der Fürst entnahm ihr eine Urkunde mit vielen Siegeln und mit altertümlichen Schriftzeichen bedeckt. Ärgerlich wandten sich einige der zwölf Wettkämpfer sogleich ab; sie konnten weder lesen noch schreiben. Andere schüttelten den Kopf, es gelang ihnen trotz aller Mühe nicht, die Schrift zu entziffern. Der Prinz aber verneigte sich vor dem Fürsten und sagte: "Dies ist ein sehr altes, wertvolles Dokument, ein Vertrag zwischen mehreren Stämmen, in dem uns das Weideland für unsere Herden zugesichert wird und mit dem wir ein gegenseitiges Freundschafts- und Verteidigungsbündnis beschwören." Der Fürst antwortete freundlich: "Du hast richtig gelesen. Der Führer eines Stammes soll sich nicht nur im Gebrauch der Waffen und im Sattel vor den anderen auszeichnen, er soll auch die Rechte und die Pflichten seines Stammes kennen und wahren. Doch zögere ich noch, dich zu meinem Nachfolger zu ernennen, da du uns völlig unbekannt bist, so gut du auch zu aller Erstaunen deine Sache geführt hast."

Da erhob der Prinz laut seine Stimme: "Nicht länger will ich dir und euch allen unbekannt und fremd bleiben. Ich bin dein Sohn Turgut, den du 12 Jahre lang betrauert hast, und bin nun endlich heimgekehrt, um mein Erbe anzutreten. Nicht nur meiner hohen Geburt wegen dachte ich die Führung des Stammes zu beanspruchen, sondern ich wollte dir auch zeigen, daß du keinen unwürdigen Nachfolger erwählt hast. Gegen meinen Willen hielt mich lange ein böser Zauber gefangen. Als ich mich aus ihm befreite, suchte ich Schutz und Geborgenheit bei dem Freund deiner Jugend, dem König der Sonneninsel. Du sandtest ihm vor wenigen Wochen seine Boten mit dem Geschenk der beiden weißen Hirsche zurück. Da erwachte bei ihren Erzählungen mein Heimweh, und der König entließ mich mit diesem Ring, der mir zum Erkennungszeichen dienen soll. Dafür soll auch der Gürtel zeugen, in den meine verehrungswürdige Großmutter, die nun nicht mehr am Leben ist, meinen Namen stickte. Ich trug ihn in der Fremde alle Tage."

Freude und Erstaunen ergriff den Vater und die Versammlung. Die Männer drängten sich so stürmisch heran, daß der Fürst um Ruhe bitten mußte. Jeder, der seinen Sohn gekannt hatte und ihn begrüßen wollte, trat nun einzeln hervor. Ein alter Mann machte den Anfang: "Sei willkommen, mein Prinz, erinnerst du dich, daß ich dir die ersten Schneebretter anfertigte und das Skilaufen mit dir übte? Zuerst hast du dich nur langsam voranschieben können, aber dein kleiner Begleiter, das Hermelin, lief uns voran, so daß du eiltest, um es einzuholen." Als der Prinz das Hermelin nennen hörte, durchzuckte ihn ein Gedanke. Aber er flog vorüber. Er schüttelte dem Alten die Hand: "Dank für dein Willkommen! Ich kenne dich wohl. Du bist Mehmet, der Sohn des Osman. Hättest du mich nicht die Kunst des Skilaufens gelehrt, wäre ich der Gewalt des Zauberers nie entronnen."

Eine alte Frau kam danach zum Hochsitz des Fürsten: "Sei willkommen, mein Prinz! Erinnerst du dich an die warme Morgenmilch, die ich dir an jedem kalten Wintermorgen brachte? Du wolltest nicht nur deinen Becher trinken, ich sollte auch ein Schälchen für deinen treuen Begleiter, das Hermelin, bringen." Wieder durchzuckte den Prinzen ein Gedanke, als sie das Hermelin nannte, aber wieder verflog er rasch. "Ich kenne dich wohl, Fatma hanım. So süß die Früchte in der Fremde auch waren, sie konnten mich nicht die Milch der Kinderzeit auf immer vergessen lassen. Habe Dank für deine Treue und bringe mir wieder jeden Morgen einen Becher mit Milch!"

Ein hoher, kräftiger Mann suchte dem Prinzen die Hand zu drücken: "Ich brachte dir deinen liebsten Spielgefährten, von dem du dich nie trennen wolltest. Ich fing für dich das Hermelin. Wo ist es seither geblieben?" Da erschrak der Prinz, und plötzlich tauchte der Frühlingshügel vor seinen Augen auf, wo er von dem Hermelin Abschied genommen und ihm das Wiederkommen fest versprochen hatte. Ihm verdankte er seine Freiheit, seine Reise, seine glückliche Heimkehr. Und doch war er achtlos an dem verabredeten Treffpunkt vorüber-

geritten, denn entgegen der Warnung des Hermelins hatte er die dritte Zaubernuß geöffnet und es damit vergessen. Hatte es womöglich vergeblich am Waldrand auf ihn gewartet? Traurig sah er den Jäger an: "Das Hermelin konnte nicht bei mir bleiben, ich habe seine Spur verloren. Aber du, der du alle Wege im Wald kennst, hilf mir, es wiederzufinden." Der Fürst ließ ihn nicht lange seinen Gedanken nachhängen. Dem Wettkampf folgte ein großes Festessen, und der Prinz mußte so viel von seinen Erlebnissen erzählen, daß er spät in der Nacht vor Müdigkeit umfiel. Auch in den folgenden Tagen nahm das Wiedererkennen und Erzählen kein Ende. Doch die erste Freude des Prinzen war getrübt. Schon vor Sonnenaufgang erhob er sich, strich in der Umgebung der Zelte herum und besuchte alle die vertrauten Plätze, auf denen er mit dem Hermelin gespielt hatte. Es fand sich keine Spur. Auch der Jäger, den er gebeten hatte, ihm zu helfen, kehrte jeden Abend mit leeren Händen zurück.

So verging der Herbst und der Winter. Der Fürst bemerkte mit wachsender Sorge den Trübsinn seines Sohnes. "Er hat Heimweh nach den südlichen Ländern", dachte er traurig. "Er ist nur zu stolz, um es zu zeigen." Schließlich hoffte er den Prinzen zu zerstreuen und wieder aufzuheitern. Er lud die Märchen- und Geschichtenerzähler von weither ein, um ihnen abends am Feuer zuzuhören. Doch so viele Merkwürdigkeiten und Schnurren die fremden Männer auch vorbrachten, so sehr sie damit alle Zuhörer zum Staunen und Lachen brachten, der Prinz konnte nur mit Mühe sein Interesse und kaum ein Lächeln zeigen. Doch plötzlich schien er aus seinen schweren Gedanken zu erwachen, als ein alter Mann zu reden begann: "Ich bin nicht in die warmen Länder des Südens gereist, o König, aber fern in den Osten, viele Tage und Nächte lang ohne Unterbrechung, bis ich in ein Land kam, das dem unsern wohl ähnlich, aber noch reicher ist. Man stellt dort kostbare Seidenstoffe und feines, dünnwandiges Geschirr her. Der König des Landes hat eine einzige wunderschöne Tochter mit dem Namen Melina. Sein Schicksal ist dem deinen ähnlich, denn diese Tochter verschwand im zarten Kindesalter auf rätselhafte Weise, und der Vater suchte sie vergeblich. Im vergangenen Herbst fanden seine Jäger ein zauberhaft schönes Mädchen schlafend unter einem Baum. Sie bat, zu ihrem Vater, dem König, gebracht zu werden, und dieser erkannte sie gleich an der sprechenden Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, seiner frühverstorbenen Gemahlin, und an einem Amulett, das sie um den Hals trug. So nahm er sie mit größter Freude und Zärtlichkeit bei sich auf. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Ruf von der Schönheit der Prinzessin in alle Lande drang, und die Bewerber um ihre Hand von weither anreisten. Es waren reiche und stattliche junge Männer darunter, aber die Prinzessin erhörte keinen von ihnen. Sie sagte, sie sei verlobt gewesen und ihr Bräutigam habe sie verlassen. Nun wollte sie keinem anderen Mann vertrauen und ihr Herz schenken. Allmählich wurde der Vater ärgerlich, denn er hoffte auf einen Enkel, auf einen Erben. Er verlangte ihre sofortige Entscheidung, andernfalls würde er

selbst den zukünftigen Schwiegersohn bestimmen. Da bat die Tochter ihn flehentlich, sie noch eine kleine Weile gewähren zu lassen. Sie wollte demjenigen Bewerber ihre Hand reichen, der sie bei dem Namen rief, den sie während der Verzauberung getragen hätte. Und wieder trafen viele heiratslustige junge Männer am Königshof ein. Sie hatten die seltsamsten Namen erfunden, die sie der Prinzessin andichteten: 'Verzauberte Lilie', 'Heimliche Rosenblüte' oder 'Tränendes Herz'. Doch niemand traf das Rechte, und alle kehrten unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurück."

Der Prinz war während dieser Erzählung immer unruhiger geworden: "Wie lautet der Name der Prinzessin, mit dem sie heute gerufen wird?" "Melina!" "Melina? Aber das Rätsel ist ja ganz leicht, kinderleicht! Vater erlaube, daß ich mich auf den Weg in das Land im fernen Osten mache. Ich kehre wieder und führe die Braut mit mir. Ich muß eilen, damit mir niemand zuvorkommt, denn das Rätsel ist wahrhaftig kinderleicht!" Niemand konnte ihn aufhalten, er verließ sich auf sein Zauberpferd, das ihn schneller als alle anderen Bewerber zuvor zum Schloß des Königs, fern im Osten, brachte. Dieser empfing ihn außerordentlich gnädig: "Wie gern würde ich einen solchen stattlichen, schönen Prinzen wie dich als meinen Schwiegersohn sogleich umarmen. Ich bin ein schwacher Vater, darum, daß ich meiner Tochter nachgegeben habe und sie eine so lächerliche Bedingung stellen ließ. So wird mir immer wieder die Hoffnung auf eine glückliche Brautwahl genommen. Aber du wirst sie ja sehen, wir sind alle im Bann ihrer Schönheit, und keiner vermag ihr eine Bitte abzuschlagen." Der Prinz brauchte nicht lange zu warten. Als die Prinzessin eintrat, ergriff ihn ein Schwindel, so schön war sie. Doch als er sich faßte und ihr in die Augen blickte, war es ihm, als hätte sie ihn wohl schon oft so tief und leuchtend angesehen. "Du kennst die Bedingung", sagte sie. "Wie wurde ich gerufen, als ich verzaubert war?" Der Prinz lächelte sie glücklich an: "Melina", antwortete er, "dein Rätsel scheint mir leicht zu sein. Nur drei kleine Buchstaben setze ich vor deinen jetzigen Namen, und es wird der Name, mit dem ich dich viel hundertmal gerufen habe, als du verzaubert warst, der mir so lieb und teuer ist wie kein anderer: Hermelin!"

Da breitete die Prinzessin weit ihre Arme aus, stieg von ihrem Thron und umarmte den Prinzen: "Du bist mein Bräutigam, auf den ich gewartet habe, und nichts auf der Welt soll uns noch einmal trennen!" Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert. Danach reisten die Vermählten zu dem Vater des Prinzen. Melina schenkte ihrem Gatten zwei Söhne, von denen der eine das Reich im Norden, der andere das Reich im fernen Osten erbt.



Der König des Waldes

In den weiten Gebirgszügen, die von der spanischen Südküste her auf nach Sevilla führen, lag das Gutshaus eines reichen spanischen Edelmannes, der dort, schon lange verwitwet, mit drei schönen Töchtern lebte. Man sah sie an hohen Festtagen, wenn sie mit dem Vater zur Messe nach Ronda ritten, und erzählte in allen Dörfern von ihrer Anmut, ihrer Kunstfertigkeit und ihrer Klugheit. Auch hörte man an stillen Abenden den Gesang der jungen Stimmen aus dem dunklen Garten.

Der Vater liebte seine drei Töchter über alles und ließ sie ungenügend allein im Hause zurück, wenn er nach Sevilla reisen mußte. Als eines Tages seine Geschäfte ihn wiederum in die Stadt riefen und die Mädchen traurig von ihm Abschied nahmen, fragte er sie: "Und was soll ich euch von der Reise mitbringen?" Da antwortete die Älteste: "Ich wünsche mir eine Gitarre, die unseren Gesang begleiten kann." Und die Zweite rief: "Bitte, bringe mir einen schwarzen Spitzenfächer mit, damit ich mir an heißen Tagen Kühlung zufächeln kann." Die Jüngste sagte leise: "Hebe für mich die Feder einer weißen Taube auf." Der Vater küßte die drei Schwestern und versprach, alles wohl zu besorgen.

Ein alter Instrumentenbauer verkaufte ihm eine herrlich tönende Gitarre aus dunklem Holz, mit Perlmutterverzierung. Eine junge, elegante Verkäuferin holte ihm den schönsten Fächer aus ihrer Schublade.

Zufrieden packte der Edelmann seine Einkäufe ein. Da fiel ihm die Bitte seiner jüngsten Tochter aufs Herz. Wo sollte er die Feder einer weißen Taube finden? Er beschloß, noch einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Aber weder in den Parkanlagen noch auf dem Weg am Fluß entlang konnte er die Spur einer weißen Taube entdecken. Schließlich gelangte er in den Schloßhof des Alcazar, und hier, als es schon dämmrig wurde, sah er eine weiße Feder zu seinen Füßen liegen.

Rasch ritt er noch in der Nacht zu seinem Landgut zurück. Die drei Töchter hatten schon lange nach ihm Ausschau gehalten, nun umdrängten sie ihn, küßten ihn und fragten nach seinen Erlebnissen. Die Geschenke wurden mit Freude in Empfang genommen. Die Älteste begann bei einer alten Dienerin das Spiel auf der Gitarre zu erlernen. Nach einigen Wochen hatte sie darin solche Fertigkeit erlangt, daß niemand in der Landschaft schöner zu spielen vermochte, die Schwestern hörten ihr zu, die Zweite bewegte leise die Luft mit ihrem kostbaren Spitzenfächer, die Jüngste klöppelte auf einem kleinen Kissen die feinsten Spitzen. Die weiße Feder ruhte unter ihrem Kopfkissen.

Eines Tages hatte sich der Sohn des Königs in den Wäldern verirrt. Als er aus dem dunklen Baumschatten heraustrat, sah er das Haus des Edelmannes mondübergeläutert in einem Tal zwischen Rebgrärten und Olivenbäumen und hörte den zauberischen Klang einer Gitarre durch die stille Nacht. Er ging auf das Gebäude zu und ließ den schweren Metallklopfer an die Türe fallen. Die Musik verstummte, es näherten sich Schritte, ein vergittertes Fenster über dem Tor öffnete sich und ein alter Diener fragte nach seinem Begehrt. Der Königssohn bat um ein einfaches Nachtlager, um einen Trank und um einen Bissen Brot. "Dieses Haus hat noch niemals einen Gast von seiner Schwelle gewiesen", antwortete ihm stolz der Alte und ließ ihn ein. Der große Flur war menschenleer, am Ende des langen Ganges schloß der Diener ein Zimmer auf, wies dem Fremden einen bequemen Stuhl an einem breiten Tisch an, worauf er eine Kerze stellte, und brachte einen Krug mit Wein, Brot und Oliven. Der Königssohn aß und trank, bis sein Hunger gestillt war. Dann sah er sich nach dem Bett um. Es war schon für einen Gast gerüstet, mit einem reinlichen Leintuch und einer Wolldecke bereit. Der Königssohn schlief sogleich ein und erwachte erst am hellen Morgen, als der Diener an die Zimmertür klopfte und ihm heiße Milch, dazu weißes Brot brachte. Und wieder hörte er, als sich die Tür öffnete, die feinen, zarten Klänge der Gitarre, wie er sie am Waldrand vernommen hatte. Er bat den Diener, dem Hausherrn seinen Dank abstellen zu dürfen, dieser führte ihn in einen hohen Raum, an dessen Wänden kostbare Wandteppiche hingen und hohe Lehnstühle standen. Der Graf erhob sich hinter seinem Schreibtisch, reichte dem Gast die Hand, der ihm aufrichtig dankte und sich ihm als Sohn des Königs zu erkennen gab. Darauf verneigte sich der Graf und fragte ihn, ob er ihm noch einen Dienst erweisen könnte.



"Da mir diese Gegend völlig unbekannt ist, wäre ich für einen Knecht, der mich auf den richtigen Weg führt, sehr dankbar. Doch außerdem habe ich noch eine wichtige Frage. Ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber des Gitarrenspiels. Nie zuvor hörte ich ein Instrument so herrlich erklingen wie in der gestrigen Nacht, als ich mich Eurem Hause näherte. Wer ist der Künstler, der die Saiten schlug?" Der Graf lächelte: "Ich will Euch zu ihm führen. Es ist kein Musikant, es ist meine älteste Tochter, der Ihr zugehört habt." Darauf begaben sich die beiden Männer in den Innenhof des Hauses, in dem Orangenbäume Schatten spendeten und ein Springbrunnen sprudelte. Die drei Töchter erhoben sich von ihren Sitzen, als der Vater mit dem Fremden kam, der sie ehrerbietig begrüßte.

"Wir wollen dich bitten, Maria", sprach der Graf zu der Ältesten, "dem Sohn unseres Königs eines deiner schönsten Lieder auf der Gitarre vorzutragen." Das Mädchen hub sogleich an zu spielen, und der Königssohn konnte voll Bewunderung kein Auge von ihr wenden. Als sie geendet hatte, rief er leidenschaftlich aus: "Nie hörte ich ein so wunderbares Instrument. Kummer und Sorgen müßte es mir zu jeder Zeit vertreiben, wenn ich darauf spielen könnte. Nehmt alles, was ich bei mir trage, nehmt diesen Beutel voll Gold, diese goldene Kette und diesen Ring an meiner Hand, aber überlaßt mir Eure Gitarre!" Das Mädchen schüttelte lächelnd den Kopf: "Kein Gold der Welt kann mich verlocken, die Gitarre herzugeben, in der die Freude meiner Seele, der Trost meines Herzens beschlossen ist."

Der Königssohn erblaßte, seine Stimme klang scharf wie ein Schwert, als er erwiderte: "Ich habe es nicht nötig, wie ein Bettler um dieses Instrument zu bitten. Wohl aber kann ich Euch befehlen, mir die Gitarre zu übergeben. Ich kann sie mir auch mit Gewalt zueigen machen." Das Mädchen sah ihn fest an: "Gewiß könnt Ihr das, doch wäre es für immer ein Fleck auf Eurer Königshöhre." Erschrocken waren der Vater und die Schwestern dem Wortwechsel gefolgt und erwarteten einen heftigen Zornesausbruch des Gastes. Aber der Königssohn wußte sich zu beherrschen. So scharf er vorher gesprochen hatte, so freundlich wandte er sich jetzt an den Grafen: "Eure Tochter ist nicht nur ungewöhnlich schön und spielt auf ihrem Instrument wie eine große Künstlerin, sie hat auch einen freien und stolzen Sinn, wie er nur eine Königin auszeichnet. Deshalb bitte ich Euch jetzt noch einmal um die wunderbare Gitarre, zugleich aber um die Hand Eurer ältesten Tochter. In drei Tagen werde ich sie, falls Ihr zustimmt, mit fürstlichem Geleit auf mein Schloß holen und Euch und ihre Schwestern zum Hochzeitsfest einladen."

Überraschung und Freude wechselten miteinander. Der Königssohn umarmte seine schöne Braut, bevor er auf das Pferd stieg, das vor dem Tor mit dem Reitknecht auf ihn wartete. Wie versprochen kehrte er nach drei Tagen mit einem großen Gefolge wieder. Die Hochzeitsfeier und das Festgepränge auf dem königlichen Schloß erschienen den

Bewohnern des stillen Landgutes wie ein Traum. Dann kehrte die Ruhe wieder bei ihnen ein, aber zugleich auch die Sehnsucht nach der ältesten Schwester und nach den Klängen ihrer Musik. Die jüngeren Schwestern saßen oft schweigend im schattigen Orangerhof über ihre Handarbeit gebeugt, und wenn der Vater sie bat zu singen, brachen sie in Tränen aus.

"Ich muß sie über den Verlust ihrer Schwester trösten", dachte der Graf und kam auf den Gedanken, sie zum Stierkampf in die Arena von Sevilla mitzunehmen. Die beiden Mädchen gerieten in große Aufregung, sie holten ihre kostbarsten Kleider, ihre hohen Käpfe und Spitzenschleier hervor, und natürlich durfte der Fächer nicht fehlen.

Der Graf erregte Aufsehen, als er mit diesen wunderschönen Töchtern die Arena betrat. Beide Schwestern waren fast betäubt von dem Lärm der Volksmenge, von dem Dröhnen der Musik und schauten gebannt auf den Einzug der Stierkämpfer. Allen voran schritt ein schlanker, dunkler Torero in einem knappen, silberbestickten Jäckchen, der schon viele Siege errungen hatte. Die Menschen in der Arena erhoben sich, jubelten und winkten ihm zu. Es schien aber der zweiten Tochter, als hätten seine aufmerksamen Blicke, seine eleganten Verbeugungen nur ihr gegolten, und obwohl sie vor dem blutigen Schauspiel schauderte, verfolgte sie jede Phase des Kampfes mit steigender Aufregung und Anteilnahme. Der Stier brach in den Knien zusammen, der tödliche Stahl des siegreichen Toreros blitzte über seinem Nacken auf, und dröhnender Beifall erfüllte die Arena. Den Kopf lächelnd zurückgeworfen, die Arme weit ausgebreitet, umschritt der Torero die Kampfbahn. Die Zuschauer jubelten, und die Frauen warfen ihm Blumen, Tücher, ja ihre Schuhe zu. Als er an dem Grafen und seinen Töchtern vorüberschritt, ließ Inez, die zweite der Schwestern, den Fächer zu seinen Füßen niederfallen. Der Torero bückte sich, hob den Fächer auf, drückte ihn an die Lippen und warf dem Mädchen eine Kußhand zu. Das Volk lachte und klatschte in die Hände.

Doch der Graf war erschrocken und verlegen, als er so seine Tochter im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit sah. Rasch zog er die beiden Mädchen aus den Sitzreihen, wies einen Knecht an, ihnen den Weg durch die Menge zu bahnen und brachte sie glücklich zu dem Haus seines Veters, der ihnen in diesen Tagen seine Gastfreundschaft gewährt hatte. Er machte aber seiner Tochter keinen Vorwurf und erwähnte den Torero mit keinem Wort, da er hoffte, die Sache geriete damit am besten in Vergessenheit.

Doch Inez verlor ihren Schlaf, ihre Munterkeit und ihren Appetit. Stumm ritt sie an der Seite ihres Vaters nach Hause und müßig saß sie im Orangerhof neben der Schwester, die vergeblich versuchte, sie zum Klöppeln zu bewegen. Sie wußte nicht, daß auch der Torero still und niedergeschlagen die Glückwünsche der Freunde über sich ergehen ließ und nur danach trachtete, die schöne, unbekannt Besizerin des

Fächers wiederzufinden. Niemand hatte die beiden jungen Mädchen zuvor gesehen, niemand kannte ihre Namen. Den hartnäckigen Fragen und Nachforschungen des jungen Mannes gelang es schließlich, einen Diener jenes Veters ausfindig zu machen, bei dem der Graf mit seinen Töchtern zu Gast gewesen war. Er ließ sich sogleich bei ihm melden und bat ihn flehentlich um seine Vermittlung. Nur ungern ließ der Vetter sich bewegen, zusammen mit dem Torero auf das einsame Landgut zu reiten, denn er hatte sich seinen Vers auf den fluchtartigen Aufbruch des Edelmanns gemacht.

Dort angekommen, wurden sie auf das höflichste empfangen, doch sahen sie nur den Hausherrn. Während der Abendmahlzeit saßen die drei Männer allein am Tisch, und es blieb still im Haus, als hätte man nie ein Mädchen lachen darin gehört. Als die letzte Schüssel fortgetragen wurde, konnte sich der Torero nicht länger beherrschen. Er sprang auf, schob seinen Stuhl zurück und rief errötend: "Ich kann den Grund meines Besuches unmöglich verschweigen! Niemals sah ich ein Mädchen, das an Schönheit Eurer zweiten Tochter geglichen hätte. Wenn mich nicht alles trügt, so sind sich unsere Blicke und unsere Herzen begegnet und wünschen sich auf immer zu vereinen. Ich kann meiner Braut kein Königreich, ja nicht einmal ein stilles Heim bieten. Unruhe und Kämpfe erfüllen mein Leben, aber Ehre und Ruhm sind mit meinem Namen verbunden. Tausende kennen mich und jubeln mir zu. Manches Mädchen würde gern mit mir die Ringe tauschen, aber ich wünsche mir nur Eure Tochter als Gattin, die meine Siege und Triumphe mit mir teilen soll."

Der Graf sah ihn bekümmert an: "Sie haben ehrlich und mannhaft gesprochen. Ich fürchte, meine Tochter, die ich für ein zurückgezogenes, häusliches Leben erzogen habe, wird den Verlockungen eines bewegten Daseins, wie sie es in der Arena vor Augen geführt bekommen hat, nicht widerstehen können. Ich habe versucht, sie aus dem Bannkreis des Stierkampfes fortzuführen, ich habe sie so rasch wie möglich wieder in unsere Waldeinsamkeit zurückgebracht. Aber ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß sie seither so niedergeschlagen und traurig ist, wie ich sie vorher nicht kannte. Da ich von Ihnen nun höre, wie mächtig der Anblick meines Kindes auf Sie gewirkt hat, kann ich es Ihnen nicht verbieten, mit ihr selbst zu sprechen, und da mein Vetter Ihre Partei ergriffen und Sie selbst hierhergeleitet hat, darf ich an dem Ernst Ihres Antrags nicht zweifeln."

Die Töchter wurden gerufen, die Tür zum Saal öffnete sich, und Inez, die nichts von dem Besuch des fernen Geliebten geahnt hatte, stand ihm völlig überrascht gegenüber. Die beiden jungen Menschen fanden keine Worte, sondern fielen einander, hingerissen vor Freude, in die Arme. Es war, als gehörten sie seit Anbeginn ihres Lebens zusammen. So wurde die zweite Tochter mit einem glänzenden Hochzeitszug aus dem Vaterhaus geholt, und zurück blieb nur die Jüngste, die dem Vater von Tag zu Tag lieber und unentbehrlicher wurde.

Ängstlich fragte er sie oftmals: "Können es deine Schwestern besser haben als du? Hast du nicht meine stete Liebe und Fürsorge um dich, Dienerschaft zu deiner Bequemlichkeit, in deinen Ruhestunden den Gesang der Vögel, das Plätschern des Springbrunnens und den Duft der Orangenblüten?" Täglich ersann er neue Abwechslungen für sie, las ihr Reiseabenteuer und Ritterromane vor und lehrte sie das Schachspiel am abendlichen Kaminfeuer.

Doch wußte er nicht, daß sie des Nachts stundenlang am offenen Fenster saß und sehnsüchtig in den Wald blickte. Dann stand das Liebesglück der Schwestern vor ihren Augen, und sie fragte sich erschrocken, ob sie es ihnen neidete. Doch wünschte sie sich keinen zum Gemahl, der über die Menschen mit ihren Leidenschaften und über die Reichtümer der Welt herrschte. Ihr Wunschbild war ein Mann, dem die Tiere des Waldes folgten, dem die Vögel unter dem Himmel ein Lied sangen. In fernen Kindertagen hatte sie von einem Märchenkönig erzählen gehört, dem die Geschöpfe des Waldes untertan waren und der jedes einzelne kannte und liebte. Von klein auf hatte sie das Leid der Kreatur mit Kummer betrachtet, den Esel, der die schweren Säcke zur Mühle schleppte und mit Stockhieben zu einer schnelleren Gangart angetrieben wurde, den Hund an der Kette, auf den die Buben ungestraft mit Steinen warfen, die Schafe, die zur Schlachtbank geführt wurden, die Kühe, denen man das Kälbchen fortnahm, die Vögel, die gegen die Käfigstäbe flatterten. Auch die sanften Tauben waren vor dem Würgegriff des Menschen nicht sicher.

Sinnend strich sie über die weiße Feder und führte sie an ihre Lippen. Doch kaum hatte sie dies getan, hörte sie einen raschen Flügelschlag, und eine weiße Taube ließ sich vor ihr auf dem Fensterbrett nieder. "Du hast mich gerufen", sagte sie. Gisella schüttelte den Kopf: "Ich tat es ganz unbewußt. Ich kenne dich nicht. Woher hast du deinen Weg zu mir gefunden?" "Ich bin ein Bote, den der Herr des Waldes dir schickt. Nur du kannst ihn erlösen. Er ist im Felsengefängnis eines gewaltigen Berggeistes eingeschlossen, vor dessen eisigem Hauch die Tiere des Waldes sterben." "Und wie soll ich ihn finden, wie kann ich ihm helfen?" "Ich will vor dir herfliegen, hoch in den Norden, nicht nach Süden oder nach Westen, wo wir bald an das Meer gelangen würden. Aber hoch in den Norden zu dem mächtigen Gebirgswall mußst du wandern, dreimal drei Wochen und dreimal drei Tage, bis ein Monat endet. Mit keinem Menschen darfst du unterwegs reden, und niemals darf dein Mund lachen. Mit der weißen Feder wirst du an den harten Felsen schlagen, und er wird zurückweichen. In der Mitte des Berges tritt dir dein Bräutigam entgegen. In der Einsamkeit der Almen und Bergwälder werdet ihr mit den Bäumen, mit den Pflanzen und Tieren wie im Paradies leben, keines Mensch Jagdfieber, kein Flintenschuß, keine Vogelschwinge stört dort den Frieden der Natur."

"Und mein Vater, meine Schwestern? Muß ich sie auf immer verlassen?" "Du mußt wählen zwischen Freiheit und Fessel, einer Fessel, die

dir lieb geworden ist. Der Vater und die Schwestern werden dich betrauern, aber sie werden sich trösten, denn sie wählen, was den Menschen vor allem gefällt. Ihnen ist es vergönnt, die Herzen zu lenken und über große Reichtümer zu gebieten. Deine Gedanken gingen von Anbeginn an nicht die gleichen Wege. Sag, warum wähltest du die weiße Feder?" "Ich weiß es selber nicht", sagte Gisella leise, "ich folgte der Stimme meines Herzens." "So sei bereit", drängte die Taube, "triff deine Vorbereitungen für eine lange Wanderung. Sobald du die Feder an die Lippen führst, werde ich bei dir sein und dir helfen."

Als Gisella am anderen Morgen erwachte, war ein Bote angekommen, der den Grafen zur Schlichtung eines Rechtshandels in die Stadt lud. Der Vater ließ sein Pferd satteln, übergab dem Hausmeister die Schlüssel und die Tochter der Obhut einer alten treuen Kinderfrau. Er versprach, bald wiederzukommen. Fieberhaft überlegte Gisella. Alles schien für ihren Fluchtplan günstig zu verlaufen. Sie schlug der Magd einen Gang zur Mühle vor. Dort pflegte sie von Zeit zu Zeit der Müllerin Garn abzukaufen, die eine fleißige Spinnerin war. Es war nichts Auffallendes an dem Besuch. Die junge Gutsherrin wurde in allen Ehren aufgenommen, und man bat sie, zum Essen zu bleiben und den Heimweg nicht in der Mittagshitze anzutreten. Aber als Gisella mit den Hausgenossen die Mahlzeit eingenommen hatte, und als sich alle zu einer kurzen Siesta niederlegten, schlich sie sich durch den Garten und lief im Schatten der Olivenbäume, so schnell sie es in der Hitze vermochte, auf einen alten Sarazenturm zu, der auf dem nächsten Hügel das Land beherrschte.

Gerade in diesem auffallenden Bauwerk, dachte sie, würde man sie am allerwenigsten vermuten. Sorgfältig suchte sie beim Eintreten ihre Spuren zu verwischen und das geknickte Gras wieder aufzurichten. Als sie das morsche Holztor aufgestoßen und sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, schloß sie es von innen und wälzte einen Stein davor. Geschickt kletterte sie auf einen hohen Dachbalken und löste von dort aus einen Stein in der Mauer. So konnte sie zu der Mühle hinüber sehen, in der wohl eine Stunde später ein aufgeregtes Hin- und Herlaufen begann. Sie wurde vermißt. Knechte und Mägde stürzten aus der Tür, liefen durch den Garten und suchten am Bachufer. Zwei Reiter verließen den Hof und galoppierten in die Richtung ihres väterlichen Gutes. Zum Sarazenturm kam noch niemand. Aber sie verließ ihn nicht. Die Reiter kehrten zurück und schlugen die Richtung nach dem nächsten Dorf ein. Schon fiel die Dämmerung über das Land, da gingen drei Männer auf ihren Turm zu. Sie traten mit den Füßen gegen die Tür, konnten sie aber nicht gleich zum Einsturz bringen. "Es müssen Räuber unser Fräulein entführt haben", sagte der eine. "Ans Meer, zum Hafen werden sie geritten sein oder in ein Räubernest in der Sierra Nevada. Sie werden sie doch sicher nicht in diesem alten Gemäuer gefangen halten. Ihr werdet sehen, sie werden bald ein hohes Lösegeld fordern." "Du redest, wie du es verstehst", sagte der andere.

"Keiner hat einen Reiter gesehen, und keiner hat auch nur eine Hufspur entdeckt. Das Fräulein muß im Bach ertrunken sein." Der dritte meinte trocken: "Fortgelaufen ist das Mädchen. Heiraten wollte sie und nicht ihr Leben lang bei ihrem alten Vater bleiben. Laßt doch einmal sehen, ob sie sich nicht doch in diesem Turm versteckt hält."

Gisella schlug das Herz. Zitternd hielt sie sich an dem Balken fest. Das Tor gab nach, die Drei stolpterten über den Stein, den sie davorgeschoben hatte, fielen hin, und ein paar aufgeschreckte Fledermäuse flogen über ihre Köpfe. Mit zornigem Brummen standen sie auf, flüchtig schauten sie in die Ecken und beschlossen: "Hier mag kein Christenmensch übernachten." Dann traten sie den Rückweg an.

Eine halbe Stunde später glitt Gisella von ihrem Balken, hüllte sich in ein großes Umschlagtuch und nahm das kleine Bündel mit ihren Habseligkeiten fest in die Hand. Die Angst vertrieb ihr die Müdigkeit, und sie lief, so weit sie ihre Füße trugen, nach Norden, bis sie sich in dem Schutz eines dichten Gebüschs zum Schlaf niederlegte. Hart war der Boden, kein Kissen lag unter ihrem Kopf, unter das sie wie gewohnt die weiße Feder legen konnte. So blieb sie an ihrer Brust.

Als sie beim ersten Morgenstrahl erwachte, war ihr erster Griff nach dem Herzen. Die Feder war noch da. Leise strich sie über sie hin und küßte sie. Da rauschte es neben ihr, und die weiße Taube flog auf ihren Schoß. Sie hielt einen Zweig mit reifen Brombeeren im Schnabel. "Gut hast du es begonnen", lobte sie. "Von nun an kannst du ruhig weiter wandern. Noch einmal wird dein Vater, wenn er zurückkommt, die Verfolgung aufnehmen. Aber dann sind wir schon weit. Die Städte und Dörfer mußt du meiden, keinen Menschen nach dem Weg fragen, keinem Kind zulächeln. Aber ich werde dich zu frischen Quellen, zu den Früchten des Waldes oder zu einem Maisfeld führen. Wie die Vögel unter dem Himmel sollst du ohne Sorgen, ohne Durst und ohne Hunger leben." Gisella führte ein kleines Messer bei sich. Sie schnitt damit einen Wanderstab und beschloß, jeden Tag eine Kerbe einzuritzen, damit sie die Zahl der Tage übersehen konnte.

So zog sie eine um die andere Woche durch die stillen Felder und schlief nur wenige Stunden unter einem Baum oder unter einem Strauch. Die Taube war ihr immer vorausgeflogen und ließ sich von Zeit zu Zeit auf ihrer Schulter nieder. Allmählich hatte sie es gelernt, auf jedes Geräusch zu achten, allen Begegnungen mit Waldarbeitern, Holzfallern und Wanderern auszuweichen, sich sicher zu verstecken. Zu ihrer Freude wurde sie gewahr: der Wald zog sie mehr und mehr in sein geheimnisvolles Leben und Weben. War sie früher singend und lachend mit den Schwestern unter den Bäumen entlang gelaufen, hatten sie schwatzend Beeren und Pilze gesucht, dann waren die Vögel vor ihnen aufgefliegen, die scheuen Waldtiere blieben in ihrem Versteck, nur selten sprang ein Häschen vor ihnen auf. Doch jetzt schien es ihr, als ob die Vögel ihr zur Freude in den Zweigen ihr Lied anstimm-

ten. Die Rehe traten aus dem Gebüsch und schauten sie an, die Eichhörnchen zeigten ihre Kletterkünste. Alle Tiere waren ihre Freunde geworden, seit sie schweigend und mit leisen Schritten den Wald durchwanderte.

Als die dritte Woche vergangen war, hörte sie Kirchenglocken. "Ach nur noch einmal", dachte sie, "möchte ich zur Messe gehen und vor dem Bild der Jungfrau Maria niederknien." "Tu es nicht, tu es nicht", rief die Taube. Aber Gisellas Sehnsucht war zu groß. Es mußte eine große Stadt mit einem hochragendem Dom sein, die sie am Flußufer liegen sah. "Vielleicht Saragossa?" dachte sie. "Bin ich schon so weit im Norden und fern von meiner Heimat? So wird mich keiner hier kennen und verfolgen." Im Frühlicht trat sie vor einen Seitenaltar und kniete betend nieder. Ihre Andacht wurde durch eine Bäuerin gestört, die sich mit ihrem kleinen Sohn neben ihr zum Gebet niederließ und ihm zuflüsterte: "Bet' Bub, und denke nicht nur an den Stierkampf heute nachmittag. Oder bet' auch für den Torero, daß die Madonna ihn beschützt." Gisella erschrak, unwillkürlich dachte sie an den Mann ihrer Schwester. Stierkampf? Da würden alle Anfahrtswege voller Menschen, Wagen und Reiter sein. Die Taube hatte sie mit Recht gewarnt, sie mußte so schnell wie möglich wieder aus dem Stadttor herauskommen. Als sie das Kirchenportal verließ, sah sie ein schlankes, junges Paar die Treppen hinaufsteigen. Eine wahnsinnige Angst durchzuckte sie: ihre Schwester, ihr Schwager! Rasch wickelte sie sich in ihr Tuch und kauerte neben der Tür nieder, den Kopf tief auf die Knie gebeugt.

Schon hörte sie die ärgerliche Stimme des Mannes: "Nicht einmal am frühen Morgen ist man vor dem Bettelvolk sicher. Eine alte Frau bringt Unglück, wenn sie einem vor dem Stierkampf in den Weg läuft." Seine Frau antwortete ihm sanft: "Ich kenne dich gar nicht wieder. So hart sprichst du doch sonst nie? Wir wollen zu Beginn des Kampftages gleich eine gute Tat tun und der armen Frau ein Goldstück schenken." Mitleidig beugte sie sich nieder und legte Gisella ihre Gabe in den Schoß, die nicht aufzublicken und nicht zu sprechen wagte. "Siehst du", sagte der Torero zu ihr, "nicht einmal einen Dank bekommst du von dieser Zigeunerin." Aber Inez antwortete ruhig: "Sie ist gewiß sehr unglücklich. Mir ist, als hörte ich sie weinen, und mehr als sonst muß ich an meine arme, verschollene Schwester denken."

Zitternd versuchte Gisella sich zu erheben, als die beiden in der Kirche verschwunden waren, und begann langsam die Straßen zu durchwandern, damit niemand ihre Hast verdächtig war. Doch von nun an blieb sie auf den stillen Waldwegen. Sie blickte auf ihren Stab. Schon neigte der Monat sich dem Ende zu, der Weg stieg durch waldige Schluchten und Vorberge zum hohen Wall der Pyrenäen hinan. Am Abend wurde es empfindlich kälter, der Herbst war nahe. So sank sie am Abend eines mühsamen Wandertages vor Frost zitternd und leise weinend in eine kleine Grube voll welkem Laub und zog das

Tuch fest um ihren Körper. Aber die Kälte wollte nicht weichen. Plötzlich hörte sie ein sanftes Schnauben, ein warmer Tierkörper legte sich vorsichtig schützend über sie. Eine Hirschkuh hatte sich ihrer erbarmt, die das leise Wimmern eines Menschen an ein schutzbedürftiges Junges gemahnt hatte. Über Gisellas verweintes Gesicht senkte sich der ersehnte Schlaf.

Schrecklich war das Erwachen am Morgen. Hunde kläfften durch das Gebirge, es klang wie das Gebell der Meute ihres Vaters, mit denen er zur Jagd durch die Wälder zog. War er es selbst? Verfolgte er sie? Zitternd war die Hirschkuh aufgesprungen und suchte zu flüchten, schon brachen die Hunde durch die Büsche. Es war zu spät. Gisella richtete sich auf und umschlang das Muttertier schützend mit ihren Armen. Schon meinte sie die Gestalt des Jägers am nächsten hohen Eichenbaum zu erkennen, der das Gewehr in Anschlag brachte. Ein Schrei wollte aus ihr hervorbrechen: "Vater, du darfst nicht auf uns schießen." Doch dann durchfuhr es sie: "Erst morgen ist dir erlaubt zu sprechen, sonst war alle Anstrengung umsonst!" Hastig riß sie die weiße Feder unter ihrem Brusttuch hervor und drückte sie an ihre Lippen. Ihre Angst wich, die weiße Taube war auf ihre Schulter geflogen. Ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Berge, der Blitz fuhr in die Eiche. Der Jäger erkannte in panischem Schrecken die hochauferichtete Gestalt eines Mädchens, auf ihrer Schulter eine weiße Taube, eine Hirschkuh dicht an sie geschmiegt. Ohnmächtig stürzte er zu Boden.

Gisella zitterte am ganzen Körper. War es der Vater, oder hatte sie ein Trugbild erschreckt? Lebte er noch, oder würde er sich zu neuer Verfolgung wieder aufrichten? "Lauf' so rasch du kannst!" rief ihr die Taube zu, "steige höher hinauf durch die Bergschlucht zu der Felswand!" Gisella lief um ihr Leben. Nichts fürchtete sie mehr als die blutgerigen Jagdhunde. Doch sie blieben heulend bei ihrem Herrn zurück. Als die dunklen Gewitterwolken vorbeigezogen waren und die Sonne über den Bergen glänzte, hatte Gisella den Wald hinter sich gelassen und stieg nun langsam über die grünen Almwiesen zu den hohen Felsen hinan. Noch war sie von so großer Furcht erfüllt, daß ihr kaum zu Bewußtsein kam, daß ihre lange Wanderung nun ein Ende haben würde, daß sie am Ziel war. Halb bewußtlos kauerte sie nach der aufgeregten Flucht unter einem Felsvorsprung nieder.

Es war noch Nacht, als ihr die weiße Taube vorsichtig mit dem Flügel das Gesicht streifte. Der Vollmond glänzte über ihr. "Es ist Zeit!" rief die Taube, "der König erwartet dich!" Gisella schüttelte das Laub und die Tannennadeln von ihrem Kleid, schlug das Tuch zurück und kämmte ihr langes, dunkles Haar. Zum erstenmal nach dreißig Tagen lächelte sie voll Glück, als sie mit der weißen Feder an die starre Felswand schlug.

Nach dem Schrecken des gestrigen Tages konnte sie nichts mehr erschüttern. Auch nicht das dumpfe Grollen, unter dem sich die Steine auseinanderschoben und ihr einen schmalen Durchgang freigaben. Glühwürmchen umflogen sie und zeigten ihr den Weg. Langsam, sehr langsam schritt sie über Kiesel und Geröll einem schwachen Lichtschein entgegen. Noch einmal küßte sie die Feder und hob sie hoch in ihrer Hand empor. Da ertönte eine sanfte Musik, fast lautlos öffneten sich die Türflügel zu einem großen Saal, und der König des Waldes, einen Goldreif im Haar, begleitet von zwei Hirschen, trat ihr im Schein von hundert Kerzen entgegen. In seinen Händen trug er einen goldenen Becher. Beide tranken sie daraus den roten Wein, den Zaubersaft, der ihnen ewige Jugend und immerwährende Freude im Reich der Geister schenkte, fern von dem Lärm der Welt und fern von dem Haß der Menschen.

Die Zaubergeige

Der alte Dorfschulmeister war gestorben, und da er keine Kinder und Verwandte hinterließ, verteilte man seine bescheidene Habe unter die Armen des Dorfes. In dem Geigenkasten lag ein Zettel: "Mein Instrument soll der Besenbinder-Toni erben." Dieser Junge war nun der Allerärmste in der ganzen Gemeinde, und als ihm der Ortsvorsteher den letzten Willen des alten Lehrers vorlas, konnte er sein Glück kaum fassen.

Zu Hause angelangt, nahm er vorsichtig die Geige und den Bogen aus dem Kasten und fing an zu spielen, wie er es in der Schulstunde mit viel Aufmerksamkeit beobachtet hatte. Aber rasch merkte er, wie schwer es war, den rechten Ton zu treffen und den Bogen zu führen, damit der nicht kratzte. Stunde um Stunde übte er, die Mutter seufzte und nannte sein Spiel eine Katzenmusik und eine Zeitverschwendung. Doch zu Tonis Glück kam eine Zigeunertruppe ins Dorf. Neugierig, in geziemender Entfernung umstanden die Dorfjungen das Lager am Waldrand. Wenn aber die meisten der Buben auf den zahmen Bären und auf das schwarze Mädchen schauten, die mit fünf Tellern spielte, verwandte Toni kein Auge von dem dunklen, schlanken Burschen, der auf seiner Geige die feurigsten Melodien hervorlockte.

Toni stand noch, als die Schulbuben gegangen waren, so daß er schließlich dem Zigeuner auffiel: "He, junger Freund!" rief er. "Du möchtest wohl auch so eine Geige haben?" Toni schüttelte den Kopf: "Die Geige hätte ich schon, aber spielen kann ich nicht wie du!" "So bring deine Geige einmal her und zeig mir, wie du es anstellst." Toni rannte nach Haus, kam atemlos mit seinem Geigenkasten wieder, packte das Instrument aus und fing zaghaft ein Volkslied zu spielen an, das er in der Schule gelernt hatte. Der Zigeuner lachte: "Die Töne triffst du schon ganz gut, aber die Sache klingt noch nicht. Schau, du hältst deine Geige nicht richtig. Mit dem Kinn mußt du fest auf ihr liegen, die linke Hand soll frei und leicht über die Saiten laufen. Und der rechte Arm darf nicht so zaghaft den Bogen führen, frisch ausstreichen vom Frosch, so heißt man das untere Ende, bis zur Spitze! Komm, ich will dir einmal den Arm führen!"

Dem Toni war es, als hätte ihn ein elektrischer Schlag durchfahren. Plötzlich fing die alte Geige zu singen an. "Übe nur fleißig", ermunterte ihn der Zigeuner. "Hast du denn deine Melodien in einem Notenbüchlein stehen?" Toni antwortete aufrichtig: "Ich kann nicht nach Noten spielen. Ich habe auch kein Liederbuch, ich spiele die Lieder, wie wir sie in der Schule gelernt haben und wie sie die Mutter singt." Der

Zigeuner nickte: "Mir geht es genauso. Ich spiele, wie mein Vater und mein Großvater es mich gelehrt haben. Die kannten auch keine Noten. Aber die weite Welt hat uns viele schöne Melodien gelehrt. Da heißt es halt die Ohren aufmachen." Und gutmütig setzte er hinzu: "Wir bleiben noch drei Tage hier, und dann spiele ich im Nachbardorf auf einer großen Hochzeit. Wenn du morgen wiederkommst und die beiden anderen Tage ebenso und mich dann auch noch auf die Hochzeit begleitest, dann kannst du schon etwas dazu lernen." Der Toni sah in ängstlich an: "Und kostet das viel?" Der Zigeuner lachte: "Ein Huhn aus eurem Stall und eine Wurst aus eurem Rauchfang, das würde mich freuen."

Der Toni lief nach Hause und bettelte unter Tränen der Mutter die Geschenke für den Zigeuner ab: "Ich will viele Wochen lang nur Trockenbrot essen", versicherte er. Danach kamen herrliche Tage für den Toni. Ein Reichtum nie gehörter Melodien klang aus der alten Geige, Melodien, die den Leuten in die Füße fuhren, daß sie tanzen mußten. Als die Zigeuner fortgezogen waren, übte der Toni Stunde um Stunde. "Geh in die Gartenlaube mit deiner Fidel", seufzte die Mutter. "Ich kann das nicht mehr aushalten." Doch nun hörte die Nachbarin Tonis Geigenspiel und sie sagte zur Mutter: "So wie der Toni spielt, so kann es niemand weit und breit. Laß ihn auf der Kirchweih und auf der Hochzeit spielen, da wird er ein schönes Stück Geld nach Hause bringen."

Und wirklich legte die Nachbarin ein gutes Wort bei dem reichsten Bauern im Dorf für den Toni ein, so daß der Junge als Musikant zur Hochzeitsfeier seiner Tochter geholt wurde. Unermüdlich spielte er zum Tanz, und von allen Seiten ertete er Lob und klingende Münzen. Somit war auch die Mutter mit dem Üben auf der Geige ausgesöhnt. Diesem ersten Auftreten folgten andere Einladungen in die Dörfer der Nachbarschaft. Allerdings war es kein leichtes Brotverdienen. Der Tabaksqualm, das dröhnende Gelächter der Bauern, das Stimmengewirr, gegen das der Junge mit seiner armseligen Geige ankämpfen mußte, machten ihm schwer zu schaffen. Oftmals stolperte er todmüde nach einer durchspielten Nacht nach Hause.

So auch in der Johannisnacht, als der Morgen dämmerte. Sein Weg führte durch den Wald, in dem schon die Vögel zu singen begannen. Doch plötzlich hörte er andere Töne, ganz deutlich konnte er ein Geigenspiel erkennen. Er verließ seinen Weg, folgte den Klängen und stand schließlich an einem Wasserfall. Das Wasser rauschte und sprühte um eine Felsklippe mitten in den Wellen, und hier auf dem höchsten Stein saß der Wassermann und spielte, als ob er die Engel vom Himmel herabholen wollte. Sein Gesicht war häßlich, bis zu seinem breiten Froschmaul hingen tiefende grüne Haare herunter. Aber das sah der Toni nicht. Er schaute nur auf die funkelnde Geige und stand wie angewurzelt, verzaubert von dem überirdisch schönen Spiel. Der Wassermann ließ die Geige sinken und rief zu ihm herüber:

"Junge, warum weinst du?" "Ich weine, weil ich nun schon 14 Jahre alt geworden bin und noch nie ein so schönes Geigenspiel gehört habe. Ich weine, weil all mein Üben umsonst war, denn niemals werde ich so spielen können."

Das hörte der Wassermann gern, und wohlgefällig sagte er: "Gib mir deine alte Geige und nimm die meine dafür. Du sollst darauf schöner spielen als alle anderen Menschen. Du wirst ein berühmter, reicher Künstler werden." Aber der Toni wollte ihm das nicht glauben: "Du treibst deinen Spaß mit mir", sagte er verzagt. "Womit habe ich das verdient, daß du mir deine Zaubergeige schenken willst?" "Nicht schenken", antwortete der Wassermann, "ich leihe sie dir nur für sieben Jahre. Dann mußt du wiederkommen und meine Tochter heiraten." "Und dann?" fragte der Toni verwundert. "Und dann, und dann", rief der Wassermann ärgerlich, "dann bleibst du für immer bei uns in unserem Zauberschloß und hast dort das allerschönste Leben." Dem Toni kam der Handel sehr wunderbar vor, aber da er bisher noch kein Mädchen und immer nur seine Geige im Sinn gehabt hatte, und weil er von dem Spiel des Wassermanns vollständig verzaubert war, reichte er ihm die Schulmeistergeige auf seinen Sitz im Wasser herüber und empfing die kostbare Zaubergeige als Gegengabe. Im gleichen Augenblick vergingen ihm die Sinne, und er erwachte im vollen Sonnenschein am Waldrand. Es war ihm, als hätte er nur geträumt, aber dann öffnete er seinen Geigenkasten. Da leuchtete ihm eine so wunderbar geformtes Instrument entgegen, daß er mit der Hand nur ganz vorsichtig und andächtig über den schimmernden Lack und über die silbernen Saiten strich.

Jetzt fing ein neues Spielen an. Es gab kein Fest weit und breit, zu dem man nicht den Toni holte. Das ganze Dorf lief zusammen, sowie der erste Geigenton erklang, und die Gastwirte hatten noch niemals so einen Zulauf gehabt, als wenn der Toni zum Tanz aufspielte. Eines Abends kamen drei fremde Herren aus der Stadt in den Saal und sahen dem lustigen Treiben zu. Als der Toni zu spielen begann, sahen sie sich betroffen an, und als er die Geige niedergelegt hatte, gingen sie auf ihn zu und fragten: "Junge, bei wem hast du das gelernt?" Toni antwortete ruhig: "Als ich in die Schule kam, achtete ich auf das Spiel unseres Lehrers, und als er gestorben war, erbt ich seine Geige. Dann kam ein Zigeuner in unser Dorf. Drei Tage lang zeigte er mir, wie man die Töne besser greift und den Bogen führt." Die Herren starrten ihn ungläubig an. Schließlich sagte der eine: "Ich will dich zu dem ersten Künstler in unserer Stadt bringen, er soll dein Spiel beurteilen, denn keiner spielt zur Zeit besser auf der Geige als er. Aber ich glaube, es fehlt nicht viel, und die Menschen hören dir nicht mehr auf dem Tanzboden im Dorf zu, sondern in den großen Konzertsälen in allen Städten."

Der Toni nahm Abschied von seiner Mutter, packte seine Kleider und sein erspartes Geld in einen Rucksack, nahm die Geige unter den Arm und folgte den drei Herren in die Stadt. Am nächsten Morgen



mußte er dem berühmten Professor vorspielen. Er begann mit einem Ländler. Die Töne stiegen und fielen wie lustige Federbälle. Ein Walzer folgte mit hinreißendem Schwung. Der Professor nickte ihm freundlich zu: "Nun noch etwas Ernstes." "Etwas Ernstes?" dachte der Toni erstaunt, und dann spielte er den Choral, den der alte Lehrer immer zum Wochenbeginn mit ihnen zusammen gesungen hatte. Der Professor strich ihm über das Haar: "Das war sehr schön, mein Kind. Aber ich dachte eigentlich an die Musik unserer großen Meister, an eine Violinsonate von Bach oder von Beethoven." Toni sah verständnislos zu ihm auf. "Wie schauen denn deine Noten zu Hause aus?" forschte der Professor. "Ich besitze keine Notenbücher und kann auch keine Noten lesen", antwortete Toni verlegen. Der Professor schweig eine Weile. Dann winkte er einen der Herren zu sich, setzte ihn ans Klavier und schlug ein großes Notenbuch vor ihm auf. Er selbst nahm seine Geige aus dem Kasten, trat vor einen Notenständer, und nun begannen die beiden eine Melodie zu spielen, die mit ihren süßen Tönen das ganze Zimmer erfüllte. Toni lauschte andächtig. Der Professor legte die Geige nieder: "Das war eine Sonatine von Schubert. Gefiel sie dir?" Toni nickte. "Sobald du Noten lesen kannst", fuhr der Professor fort, "wirst du sie ebenso schön spielen und für immer behalten, dazu noch viele, viele andere herrliche Musikstücke. Aber es braucht Zeit, bis du sie studiert und eingeübt hast. Willst du bei mir bleiben und fleißig arbeiten?" Toni wurde ganz rot vor Freude. "Du kannst in meinem Haus wohnen", fiel der eine der Herren ein. "Wir wollen dir helfen, damit du bald ein großer Künstler wirst." Tonis Lehrzeit dauerte nicht lange. Sein Lehrer staunte, wie die Musik von ihm Besitz ergriff, es schien keine Schwierigkeit für ihn zu geben. Ebenso bewunderte er das herrliche Instrument. "Wie kam diese Meistergeige in euer kleines Dorf?" fragte er den Jungen. "Der alte Lehrer wußte gewiß nicht, welchen Schatz er besaß." Toni blickte zu Boden, und plötzlich stieg die Angst vor seinem Versprechen auf. Nach sieben Jahren sollte er ja mit der Geige zu dem Wassermann zurückkehren und seine Tochter heiraten. Aber er verdrängte die Furcht: "Kommt Zeit, kommt Rat", dachte er. "Ich kann den Wassermann sicher umstimmen."

Sein Geigenspiel nahm ihn fürs erste vollkommen gefangen. Sein ganzes Leben änderte sich. Bald stand er auf dem Podium der Konzertsäle. Die Menschen strömten herbei und überschütteten ihn mit Beifall, Blumen und Geschenken, erbaten sein Autogramm und luden ihn zu Gast. Toni nannte sich nun Tonio, und niemand sah dem großen, schlanken Künstler den armen Dorfjungen an. Energisch wehrte er die Zeitungsleute, die Einladungen ab. "Ich muß mich ausruhen, neue Kräfte schöpfen und üben", sagte er ruhig. Am Stadtrand mietete er ein Haus mit einem großen Garten und holte die Mutter, die sich der Bitte des Sohnes fügte, keine Gäste einzuladen. Das zurückgezogene Leben gefiel ihr anfangs nicht schlecht, die Einrichtung des neuen Hauswesens, besonders die Anlage des großen Gartens nahmen sie vollständig in Anspruch. Es war ihr Stolz, wenn sich Tonio fröhlich zum Essen

an ihren Tisch setzte oder die Rosen im Garten bewunderte. Doch da er oftmals eine kürzere oder längere Konzertreise unternahm, wurde es ihr einsam in dem leeren Haus, und sie sehnte sich immer mehr danach, unter Menschen zu sein.

Eines Tages kam ihr der gute Gedanke, die Lieferanten, die ihr die Lebensmittel ins Haus brachten, abzuweisen und selbst auf den Markt zu gehen, um einzukaufen. Dies wurde nun ihr bescheidenes Vergnügen. Bald kannte sie jeden Verkaufsstand, den Holländer, der den Käse ausgelegt hatte, den Imker, der seinen Honig feilbot, den Fisch- und Geflügelhändler. Vor allem gefiel ihr eine saubere, freundliche Landfrau, die ihre frischen Eier, auch oftmals selbst gesammelten Pilze und Waldbeeren zu verkaufen hatte.

An einem heißen Sommertag, als sie eine Weile vor diesem Stand gewartet hatte, überfiel sie ein plötzlicher Schwindel. Sie sank auf eine leere Kiste nieder und fühlte zugleich tröstlich, wie jemand sie stützte und ihr die Stirn mit Wasser kühlte. Als sie die Augen öffnete, sah sie ein junges Mädchen, das sich liebevoll über sie beugte: "Der Korb ist zu schwer für Sie", sagte es ruhig, "Sie müssen mir erlauben, daß ich ihn trage und Sie nach Hause bringe." Die Mutter nickte dankbar, und so gingen sie beide langsam fort aus dem Marktgewühl. An Tonios Haus angekommen, stellte das Mädchen den Korb ab, nickte der Mutter zu und war im Nu verschwunden. Kopfschüttelnd suchte die Mutter den Hausschlüssel. Sie hatte sich nicht einmal mehr richtig bedanken können und erwartete daher mit Ungeduld den nächsten Markttag, in der Hoffnung, das Mädchen wiederzutreffen.

Sie hatte nicht vergeblich gehofft, ihre junge Begleiterin stand neben der freundlichen Landfrau und lächelte ihr schon von weitem zu. Sie wehrte jeden Dank ab, und ihre Mutter sagte: "Meine Tochter wird Ihnen von nun an immer helfen, wenn Sie auf dem Markt eingekauft haben." Und es blieb bei dem Versprechen, nur verabschiedete sich das junge Mädchen jedesmal eilig an der Haustüre. Eines Tages aber traf es sich, daß Tonio verreist war, und so nötigte die Mutter ihre Begleiterin ins Haus, bewirtete sie ein wenig und zeigte ihr schließlich die Zimmer und auch den Garten. Von da an kam das Mädchen mit ihr herein, wenn sie sicher sein konnte, daß Tonio nicht zu sehen war, und ging dann ohne Scheu überall herum.

An einem schönen Sommertag kehrte Tonio unverhofft von einer Konzertreise früher zurück. Die Mutter, die im Keller beschäftigt war, hatte nicht gehört, wie der Sohn die Haustüre aufschloß und durch alle Räume ging, um sie zu suchen. Schließlich vermutete er die Mutter im Garten und ging auf die Gartenlaube zu. Wie aber erstaunte er, als dort ein junges Mädchen saß, das in der Hand einen Rosenstrauß hielt. Sie schien sich aber nicht an den schönen Blüten zu freuen, ihre Tränen flossen darauf nieder. Als sie aufblickte und Tonio erkannte, erschrak sie heftig und sprang auf. Tonio hatte sie zunächst zur Rede stellen

wollen und nach ihrem Namen fragen. Wie kam sie ins Haus und in den Garten? Aber als sie so zart und schüchtern vor ihm stand, bewegte ihn ihre Schönheit, und er fragte nur voller Mitleid: "Sag mir, warum du weinst." Das Mädchen gab leise zur Antwort:

"Sollt' ich nicht weinen und traurig sein?
Mein Liebster hat ein Herz aus Stein."

Tonio lächelte: "Ein so schönes Mädchen wie du hat es nicht nötig, um einen Burschen zu weinen. Laß ihn laufen!" Aber das Mädchen schüttelte mit dem Kopf: "Das werde ich niemals tun!" Und ehe er sich versah, war sie an ihm vorbeigesprungen und zur Haustüre hinaus. Tonio suchte ihr noch zu folgen, traf aber mit der Mutter zusammen, die er sogleich fragte: "Wer war das fremde Mädchen in unserer Gartenlaube?" Die Mutter erzählte ihm alles und lobte das junge Mädchen, wie bescheiden es sei und wie es nur ins Haus eingetreten war, wenn sie Tonio nicht daheim wußte. Sie sah den Sohn ängstlich an, aber er sagte freundlich: "Es ist schon recht, wenn du nicht immer allein bist und daß du auch eine Hilfe beim Einkaufen hast. Wie heißt denn deine neue Freundin?" "Viola", antwortete die Mutter. "Viola", wiederholte Tonio verwundert. "Welch ein schöner Name! Viola, verschwistert meiner Violine." Aber dann verlor er kein Wort mehr über die Sache, und das Mädchen zeigte sich nicht, solange er das Haus bewohnte.

Doch wieder ereignete es sich, daß Tonio unvermutet eher als vorgesehen zu Hause eintraf. Diesmal fand er das Mädchen mit einer Schüssel Bohnen in der Küche, und wieder fielen Tränen aus ihren Augen. Tonio strich ihr tröstend über das Haar: "Warum weinst du denn heute wieder so sehr?" Viola gab ihm leise die gleiche Antwort wie in der Gartenlaube:

"Sollt' ich nicht weinen und traurig sein,
Mein Liebster hat ein Herz aus Stein."

Tonio lächelte nicht, er erschrak. "Wer kann einem so schönen Mädchen ein Leid zufügen?" rief er. "Ich bitte dich, ihn zu vergessen, er verdient deine Liebe nicht!" Aber das Mädchen schüttelte wieder den Kopf und sagte das gleiche wie bei ihrer letzten Begegnung: "Das werde ich niemals tun!" Ehe Tonio etwas erwidern konnte, war sie zur Haustüre herausgelaufen. Tonio sagte seiner Mutter kein Wort von diesem Erlebnis, aber er nahm am Abend nicht wie gewohnt seine Geige aus dem Kasten, sondern ging in tiefen Gedanken versunken durch den Garten.

Da hörte er hinter der Hecke Mädchenstimmen und verstand, was sie sagten: "Wirst du morgen in das Konzert gehen?" fragte die eine. "Nein!" erwiderte die andere heftig. "Aber ich bitte dich", fing die erste wieder an, "du hast doch noch nie ein Konzert ausgelassen, in dem der Tonio spielt, du warst doch ganz verrückt darauf." "Ich habe mich anders besonnen", sagte die Freundin. "Ich gebe zu, es gab nichts

Schöneres für mich. Aber nun bin ich dahinter gekommen, daß beim Tonio alles nur Technik, nur Schau ist. Er spielt ohne Seele. Hat man ihn je mit einer Frau gesehen? Er kennt keine Liebe, er spielt ohne Liebe, er hat ein Herz von Stein."

Die beiden Mädchen gingen weiter, Tonio sank auf der Bank in der Gartenlaube in sich zusammen. Hatten die Mädchen recht, hatte er wirklich ein Herz aus Stein? Und plötzlich überlief es ihn heiß: Nicht nur die Mädchen am Gartenzaun redeten so, war nicht womöglich er gemeint, wenn Viola traurig war und weinte? Er sprang auf und breitete die Arme aus: "Ach, wäre ich doch gemeint! Ach, wenn sie mich doch liebte, so wie ich sie liebe, seit ich sie das erste Mal gesehen habe! Ich muß zu ihr, ich muß es ihr sagen! Nein, ich habe kein Herz aus Stein!" Doch dann erschrak er auf das heftigste. Waren nicht die sieben Jahre fast vorüber und hatte er nicht gelobt, die Tochter des Wassermanns zu heiraten? Wie konnte er Viola unter die Augen treten? "Nein", sagte er laut vor sich hin. "Ich muß auf der Stelle in den Wald, und wenn ich die ganze Nacht unterwegs bin. Nichts darf mich aufhalten, auch nicht mein Konzert morgen abend. Ich muß den Wassermann flehentlich bitten, mich freizugeben, er mag fordern, was er will."

Hastig nahm er Abschied von der erschrockenen Mutter und trat die Wanderung in den Wald seiner Kindheit an. Mit klopfendem Herzen stand er im hellen Mondlicht an dem rauschenden Wasserfall. Diesmal hörte er kein Geigenspiel, das wunderbare Instrument war ja in seinen Händen. So hob er die Geige ans Kinn und ließ die Zauber-melodie erklingen, wie er sie von dem Wassermann gelernt hatte. Da stand dieser schon vor ihm und patschte ihm lachend mit seiner nassen Hand auf die Schulter: "Das nenne ich Wort gehalten, mein lieber Sohn! Die Braut erwartet dich, alles ist für die Hochzeit bereit!" "Aber ich wollte eigentlich", stotterte Tonio. "Ich weiß, ich weiß", unterbrach ihn der Wassermann. "Du wolltest eigentlich morgen abend ein Konzert geben. Ist nicht so wichtig, mein Sohn, nicht so wichtig!" Und er redete immer weiter so laut und erfreut, daß Tonio gar nicht zu Worte kam. Er mußte achtgeben, daß er auf dem schlüpfrigen, dunklen Felsengang nicht ausglitt, durch den ihn der Wassermann vorwärts schob. Endlich kamen sie in eine riesige Halle, die von tausend Glühwürmchen erleuchtet wurde. "Komm, liebes Töchterlein", rief der Wassermann jetzt fröhlich. Aus dem Hintergrund erklang ein mißtönendes Quarren, und ein plumpes Wesen in einem groben Kleid aus Binsen, mit triefendem grünen Haar und mit einem breiten Froschmaul eilte auf Tonio zu. "Nun umarme deine Braut", sagte der Wassermann. Tonio stieß einen lauten Schrei aus und wich entsetzt zurück: "Niemals werde ich das tun! Verlange von mir, was du willst, aber niemals kann ich deine Tochter lieben und umarmen." Da grollte ein heftiger Donner durch die Halle, und die Gestalt des Wassermanns wuchs ins Riesenhafte: "Treuloser", schrie er, "ist das der Dank für die Wohltaten, die ich dir erwiesen habe? Bist du nicht nur durch meine Geige ein berühmter

Künstler geworden? Sieh also zu, wie du alleine fertig wirst!" Es wurde dunkle Nacht vor Tonios Augen, ein Sturmwind packte ihn und wirbelte ihn aus der Halle, so daß er zu sterben meinte. Aber das Unwetter ging vorüber, und er erwachte im Garten seines Hauses, die Geige wohlbehalten im Arm. Da schüttelte er die Gespenster der Nacht ab und ging auf die Mutter zu, die ihm entgegenkam: "Wo bleibst du so lange, Tonio", rief sie. "Das Konzert beginnt, du mußt dich umkleiden, ich habe dir alles in deinem Zimmer zurechtgelegt."

Zum erstenmal wurde Tonio von einer schrecklichen Angst ergriffen. Wie oft hatte er früher lachend gesagt, daß ihm ein Lampenfieber vor seinem Auftritt völlig unbekannt sei. Jetzt trat ihm der Schweiß auf die Stirne, als er vor dem Vorhang stand und die vielen hundert Menschen zu ihm aufschauten. Das Stimmengewirr im Saal verklang, die Lichter erloschen, nur Tonio stand im hellen Rampenlicht und hob sein Instrument. Seine linke Hand umschloß das Griffbrett, der Zeigefinger ruhte auf der A-Saite. Er setzte den Bogen an, aber das Instrument versagte den Dienst, es drang kein Ton wie gewohnt aus der wunderbaren Geige. Tonios Herz klopfte wie rasend, und er setzte noch einmal den Bogen an. Es war wieder vergeblich. Ein lähmender Schmerz durchfuhr seinen Arm, er ließ ihn sinken, die Geige entglitt ihm und schlug auf dem Boden auf. Zwei Saaldiener stürzten aus den Kulissen auf ihn zu und hielten ihn, damit nicht auch er zu Boden stürzte. Im Saal entstand ein riesiger Tumult, man rief nach einem Arzt, nach dem Theaterdirektor und drängte zur Bühne. Tonio merkte vor allem nichts mehr. Man legte den Bewußtlosen im Künstlerzimmer auf ein Ruhebett und brachte ihn in sein Haus, ohne daß er erwachte.

Die Mutter, die Freunde waren verzweifelt. Man zog die berühmtesten Ärzte zu Rate; sie erklärten, es sei ein hitziges Nervenfieber, das den überarbeiteten Künstler befallen hätte, aber keiner vermochte ihn zu heilen. Von Zeit zu Zeit erwachte er, blickte teilnahmslos um sich und fragte nur einmal nach seiner Geige. Als die Mutter ihm das zerbrochene Instrument auf die Bettdecke legte, traten ihm die Tränen in die Augen, und er drehte sich stumm zur Wand. Die Mutter nahm die Geige und trug sie zu einem Geigenbauer: "Gehen Sie vorsichtig um mit dem kostbaren Instrument und versuchen Sie, es wieder in Ordnung zu bringen." Der Meister betrachtete die Geige erstaunt: "Das ist kein kostbares Instrument", sagte er, "das ist eine ganz simple Aller-weltsfidel!" Die Mutter war tief erschrocken und verwirrt. Hatte nicht alle Welt das Spiel ihres Sohnes auf seiner einzigartigen Geige gerühmt! Aber sie bat den Meister trotzdem, sein Möglichstes zu tun, und legte nach einigen Tagen das heile Instrument still in den Schrank.

Es verging kaum ein Tag, an dem nicht Viola leise an die Tür klopfte und nach dem Befinden des Kranken fragte. Niedergeschlagen kehrte sie jedesmal wieder um. Aber als sich nach Tagen und Wochen keine Besserung einstellte, faßte sie einen Entschluß. Sie legte ein Dutzend grüngesprenkelte Enteneier in einen Korb und trug ihn zu ihrer alten

Nachbarin: "Ich wollte Ihnen eine kleine Freude machen, da ich weiß, daß Sie den Enten auf unserm Mühlbach so gern zusehn. Eine von Ihren Hennen kann die Eier ausbrüten, damit die kleinen Entenküken bald zu Ihrer Freude schwimmen." Die alte Frau durchschaute sie: "Kind, du möchtest mich um etwas bitten, du hast Sorgen. Wie kann ich dir helfen?" "Würden Sie mir die Karten legen?" fragte Viola schüchtern. Die alte Frau setzte sich an den Tisch, zündete eine Kerze an und begann murmelnd ein Spiel Karten auszulegen. "Dein Liebster ist dem Tode nahe", sagte sie. "Die Tochter des Wassermanns hat ihn verwünscht, weil er sie verschmäht hat. Wenn er nicht die wunderbare Geige wiederbekommt, die ihm der Wassermann entrissen hat, muß er sterben. Denn die Geige im Schrank ist nicht die rechte Geige, es ist nur die alte, geringe des Dorfschulmeisters." Viola sah sie erschrocken an: "Wie kann man den Wassermann versöhnen?" "Nur du kannst es, nur du", erklärte ihr die alte Frau. "Geh zu der Tochter des Wassermanns und bitte sie um die Zaubergeige. Sie wird eine sehr hohe Forderung stellen, aber wenn du Tonio liebst, mußt du sie ihr erfüllen." "Ich will es gern tun", sagte Viola fest entschlossen. "Aber wo finde ich die Wassernixe?" "Geh unsern Mühlbach entlang", antwortete ihr die alte Frau, "einige Stunden weit bis zum Wald, in dem er aus einem Felsen quillt. In der Wiese mit den hohen Bäumen warte auf die Tochter des Wassermanns. Nimm den Korb mit den Eiern, sie sind mir nicht so nötig wie dir. Auf der Waldwiese nimm ein jedes Ei sorgsam in die Hand und sage leise:

"Goldenes Entchen komm heraus,
Komm aus deinem Eierhaus."

Dann wird sich das Ei öffnen, du setzt das Entchen ins Wasser, und wenn alle zwölf Entchen lustig darin herumschwimmen, wird es nicht lange dauern, bis die Wassernixe am Bachrand steht. Schenke ihr die Entchen, und sie wird sich zu einer Gegengabe bereit finden."

Viola dankte der Nachbarin und machte sich sogleich auf den Weg. Als sie die Wiese am Waldrand erreicht hatte, nahm sie vorsichtig jedes der zwölf Eier in die Hand und sprach:

"Goldenes Entchen komm heraus,
Komm aus deinem Eierhaus."

Zu ihrem eigenen Entzücken schwammen die Entenküken wie goldene Federbällchen in dem klaren Bach. Plötzlich hörte sie ein lautes Quaken. Sie blickte zum anderen Ufer. Da stand ein häßliches Wesen in einem groben Binsenkleid mit tiefenden grünen Haaren, das vor Freude in die Hände klatschte. "Gehören die goldenen Entenküken dir?" rief sie mit quäkender Stimme zu Viola herüber. "Ja", erwiderte das Mädchen. "Schenke sie mir", bettelte die Wassernixe. "Das tue ich gern", antwortete Viola, "hilf mir sie einzufangen, dann trage ich sie dir in meinem Korb nach Hause." Sie zog ihre Schuhe und Strümpfe aus, watete hinüber zu der Wassernixe, streute den Entchen Futter aus

einem Beutel und lockte sie mit einem leisen: "Piele, piele, piele." Da wackelten sie den Bachrand herauf, und die Mädchen nahmen sie und setzten sie in den Korb. "Ich will gut für sie sorgen", sagte die Wassernixe. "Sie bekommen einen Stall, sauberes Stroh, frisches Wasser und gutes Futter." Eilig schritt sie voran, so daß Viola ihr mit dem Korb kaum folgen konnte. Vor einer hohen Felswand blieben sie stehen. "Kommst du mit mir in mein Schloß?" fragte die Nixe. Aber Viola wehrte ab: "Ich muß heim. Meine Mutter wartet auf mich." "Halt!" rief die Wassernixe, "ich möchte dir doch auch etwas schenken. Wünsche dir etwas. Was hättest du denn am liebsten?" "So gib mir die Zaubergeige", bat Viola. Die Tochter des Wassermanns runzelte die Stirn: "Das ist eine sehr hohe und eine sehr eigentümliche Forderung. Du bittest wohl nicht für dich?"

Viola sah sie fest an: "Ich bitte für Tonio!" "O", rief die Wassernixe empört. "Weißt du nicht, daß wir im Zorn voneinander geschieden sind? Er hat sein Wort gebrochen, er hat mich von sich gestoßen." Viola blickte sie traurig an: "Ich bitte dich sehr, ihm zu verzeihen. Er muß sterben, wenn er nicht mehr auf der wunderbaren Geige spielen kann." Die Wassernixe besann sich eine Weile: "Gut! Weil du so freundlich zu mir warst, will ich sie noch einmal geben. Aber ich möchte sie ihm selbst überbringen und seinen Dank empfangen. Vielleicht, daß er es noch bereut und mich zur Frau nimmt. Ich fürchte nur, er läßt mich gar nicht an sein Bett herantreten, wenn er mich in meinem schmutzigen Binsenkleid sieht. Gib mir dein Kleid, damit er nicht erschrickt." "Das tue ich gern ihm zuliebe", sagte Viola. Und so tauschten die beiden Mädchen die Kleider. Die Wassernixe lief zum Bach, beugte sich über die Wellen und lachte vor Freude über ihr Spiegelbild. "So bin ich fast so schön wie du!" rief sie vergnügt, "nur meine häßlichen grünen Haare gefallen mir nicht dazu. Du mußt mir deine blonden Locken geben!" "Auch das will ich Tonio zuliebe tun", sagte Viola leise, und im Umsehn hatte ihr die Wassernixe ihre langen blonden Haare abgeschnitten und sich damit ihr Gesicht umrahmt. Sie zog einen spinnenfeinen weißen Schleier aus einer Felsspalte und warf ihn über sich. "Jetzt kann ich ihm unter die Augen treten", sagte sie stolz. "Nimm mich mit", bat Viola mit tränenerstickter Stimme, "damit ich wenigstens sehe, wie er sich über die Geige freut und wieder gesund wird." Die Wassernixe zögerte: "Es fehlt mir noch deine Stimme. Mein Quaken hat ihm nicht gefallen, er wird mich wieder von sich stoßen." Da seufzte Viola tief, aber sie legte ihre Lippen auf den häßlichen breiten Mund der Wassernixe und hauchte ihr ihre Stimme ein. "Halte dich am Ende meines Schleiers fest", befahl ihr diese jetzt. Beide glitten rasch und lautlos wie ein Nebelstreif über die Wiese zu Tonios Haus. Die Wassernixe schlug nur leicht mit dem Geigenbogen gegen die Haustüre und dann gegen die Stubentüre, und schon standen sie vor dem Krankenbett. "Tonio!" rief die Wassernixe mit Violas lieblicher Stimme, "Tonio, wach auf, ich bringe dir deine Geige zurück!" Der Kranke richtete sich auf und blickte ungläubig auf das verschleierte Mädchen, das

ihm die Zaubergeige entgegenhielt; er erkannte Viola nicht, die in der dunklen Zimmerecke mit brennenden Augen zu ihm herüberschaute. Er meinte ja, sie wäre es, die ihm die Geige reichte. Er sprang auf, ergriff das geliebte Instrument, hob den Bogen, und Jubeltöne erfüllten den Raum.

"Viola", stammelte Tonio. "Wie soll ich dir danken. Ich schenke dir mein ganzes Herz, es schlägt nur für dich, es ist nicht aus Stein!" Damit trat er auf die Wassernixe zu und schlug den Schleier über ihrem Gesicht zurück, um sie zu küssen. Schon umfaßte seine Hand ihren Kopf mit Violas blonden Locken, da erkannte er ihr Gesicht und mit einem lauten Entsetzensschrei wie beim ersten Mal im Felsenschloß fuhr er zurück: "Nimm deine Geige! Niemals, niemals werde ich dich lieben und umarmen. Lieber will ich als Bettelmusikant mit meiner armseligen Dorfgeige durchs Land ziehen. Aber keine andere als Viola soll meine Braut sein!" Die Wassernixe bebte vor Zorn: "So nimm sie zur Braut und sieh zu, ob sie dir noch gefällt!" Damit zog sie das Mädchen aus seiner Ecke und war aus dem Zimmer verschwunden.

Doch Tonio sah nicht den häßlichen Kittel aus Binsen, nicht die feuchten grünen Haare, er sah nur Violas blasses, liebliches Gesicht und ihre strahlenden Augen. Er nahm sie in den Arm und küßte sie, da konnte sie wieder sprechen, er strich über ihren Scheitel, da fielen wieder die goldenen Locken auf ihre Schulter herab. "Wir kaufen dir ein wunderschönes Hochzeitskleid", sagte er, als sie ihm erzählte, was sie der Wassernixe zum Opfer gebracht hatte. "Aber den alten Kittel behalten wir zur Erinnerung." "Und was wirst du ohne deine Geige machen?" fragte Viola. "Aber da liegt sie ja", rief Tonio und ging auf den Tisch zu. Da lag sie, und über ihr war ein grünseidenes Band gebreitet, auf dem in Goldbuchstaben gestickt war: "Die Liebe überwindet alles".



Die goldene Spindel

Der Soldat hatte dem König in der Schlacht das Leben gerettet, und so sollte er eine hohe Belohnung erhalten. Der König überreichte ihm einen Orden und schlug ihm die sofortige Beförderung zum General vor. Aber dies lehnte der Soldat fest und bescheiden ab: "Ich werde gern weiter in dem Heer Eurer Majestät dienen, aber ich bin zu jung, um im Krieg zusammen mit den alten verdienten Offizieren die Truppe zu führen. Ich würde nur Neid und Übelwollen erfahren. Mir ist es am wohlsten unter meinen bisherigen Kameraden, und ich hoffe mir langsam und sicher einen höheren militärischen Rang zu verdienen."

Der König war anfangs betroffen und enttäuscht, aber die Königin lobte den jungen Mann und sagte: "Wir wollen ihn mit unserer jüngsten Tochter verloben. Das ist eine Ehre, die er nicht ausschlagen kann." Also lud man den Soldaten Lars an die königliche Tafel ein und setzte ihn an die Seite der Prinzessin. Der Plan gelang über alles Erwarten. Der Soldat verliebte sich auf der Stelle in seine schöne Nachbarin, die Prinzessin erwiderte von Herzen seine Neigung, und so wurde schon bald darauf eine glanzvolle Hochzeit gefeiert. Danach bat der Soldat um Urlaub und sagte: "Meine Eltern sind arme, rechtschaffene Fischersleute. Sie leben hoch im Norden, fern von allem Kriegsgeschehen. Da hier die Kämpfe immer noch weiter gehen, möchte ich meine junge Frau zu ihnen in Sicherheit bringen, bis die Zeiten wieder ruhiger geworden sind."

So brach das junge Paar auf. Die Prinzessin war voller Vertrauen zu dem Entschluß ihres Mannes. Doch während der langen Reise, als die Nächte immer dunkler, die Tage immer kälter und stürmischer wurden, entsank ihr oft der Mut. Endlich setzten sie in einem Boot vom Festland zu einer kleinen felsigen Insel über. Zwischen grauen Klippen entdeckte die junge Frau eine winzige Hütte und davor einen alten Mann, der mit einer groben, hölzernen Nadel Netze flickte. Das Gesicht des Soldaten strahlte vor Freude. "Vater", rief er dem alten Mann zu. "Endlich komme ich nach Hause und bringe dir eine wunderschöne, liebe Schwiegertochter mit!"

Der Alte lachte gutmütig: "Das ist recht, mein Sohn! Meine Arme werden schwach, und mit den Augen steht's auch nicht mehr zum besten. Die junge Frau kann das Segel setzen, die Netze mit mir ins Boot ziehen und nachher die Löcher flicken." Der Soldat sah, wie seine Frau erblaßte. So sagte er verlegen: "Vater, meine Frau ist nicht an der See aufgewachsen. Sie hat das alles nicht gelernt." Der Alte seufzte ein wenig: "So, so, da hast du dir also keine Fischerstochter ausgesucht. Wenn das man gut geht. Aber führe sie nur zur Mutter, die braucht eine Hilfe noch nötiger als ich."

Die Prinzessin mußte sich bücken, um durch die niedrige Tür einzutreten. Drinnen roch es nach Fisch und Tran. Eine alte Frau stand vor einem Holztisch, der mit glitzernden Fischen bedeckt war. Mit einem scharfen Messer entfernte sie die Schuppen, säuberte die Fische von innen und legte sie in einer großen Salztonne ein. "Mutter!" rief der Soldat fröhlich: "Ich bin wieder da und bringe dir eine wunderschöne, liebe Schwiegertochter mit." "Ach, Junge", antwortete die alte Frau: "Das ist das beste, was du tun konntest. Meine Hände zittern, und das Sehen fällt mir schwer. Deine junge Frau kommt mir wie gerufen!" Wieder sah der Soldat, wie die Prinzessin erblaßte und ihr die Tränen in die Augen stiegen. Und wieder sagte er verlegen: "Mutter, meine Frau ist nicht an der See aufgewachsen. Sie hat das alles nicht gelernt." "Sooo?" sagte die Mutter gedehnt. "Was versteht sie denn?" Ganz leise flüsterte die Prinzessin: "Klavier spielen und auf Seide sticken." Die Mutter schüttelte den Kopf: "Ich habe gar nicht verstanden, wovon deine Frau spricht. Aber soviel weiß ich: Sie taugt nicht für das Leben hier bei uns. Doch gebe ich dir den Rat, mit ihr zu deiner Schwester auf die Nachbarinsel zu fahren. Dort geht es nicht ganz so armselig zu wie bei uns, und die beiden jungen Frauen werden sich wohl miteinander vertragen." Dann nötigte sie die Prinzessin auf einen Schemel zum Sitzen: "Du bist müde von der langen Reise, und bevor ihr weiterfahrt, koche ich euch eine gute Fischsuppe."

Der Soldat aß drei Teller von dem Gericht, aber die Prinzessin brachte kaum einen Bissen herunter. Zaghafte hoffte sie, daß es ihr bei der Schwester besser gefallen würde. Wirklich bot die Nachbarinsel einen besseren Anblick als das öde Felsenriff ohne Baum und Strauch. Schafe weideten um einen hübschen Bauernhof, und die Schwester

empfang sie freundlich in einem großen Zimmer, in dem ein Webstuhl den meisten Platz einnahm. Fröhlich rief der Soldat: "Schwester, was sagst du zu deiner schönen Schwägerin? Ich überlasse dir diesen Schatz zu treuen Händen, bis ich den Kriegsdienst los bin!" Die Schwester lachte: "Mir kann niemand gelegener kommen. Die Schafe müssen geschoren, die Wolle gewaschen und getrocknet, dann gesponnen und verwebt werden. Ich habe mir eine große Arbeit am Webstuhl vorgenommen. So steht mein Spinnrad still und wartet nur auf meine liebe Schwägerin."

Wieder sah der Soldat, wie die Prinzessin erblaßte, aber diesmal ergriff diese selbst das Wort: "Mein Mann hat es gut mit mir gemeint, als er mich zu seiner Familie in Sicherheit bringen wollte. Aber ich kann weder den Eltern noch dir eine Hilfe sein. Ich habe die Dinge nie gelernt, die ihr täglich verrichten müßt. Ich möchte einzig und allein bei meinem Mann bleiben, dem ich Treue bis in den Tod gelobt habe." Und sie sah dem jungen Soldaten fest in die Augen: "Dort, wo du bist, ist auch mein Platz. Ich fürchte keine Kugel und kein Schwert, so lange mich dein Arm beschützt."

Sie traten also den Rückweg an. Die Prinzessin blieb ihrem Versprechen getreu unerschrocken an der Seite ihres Mannes. Die Grenzstreitigkeiten nahmen viele Jahre lang kein Ende. Der Soldat stieg durch Tapferkeit und Besonnenheit immer höher im Rang, brachte es zum Feldwebel, zum Hauptmann, bis zum Obersten. Die Prinzessin teilte sein Leben im Zeltlager oder in den befestigten Schutzburgen. Sie kochte, wusch und nähte und schenkte fünf Kindern das Leben. Jedesmal, wenn diese das siebente Lebensjahr erreicht hatten, gab der Vater sie in die Obhut und Erziehung eines Klosters hoch in den Bergen. Die Mutter fügte sich still, obwohl es ihr fast das Herz zerriß und sie ihre Kinder nur wenige Tage im Jahr sehen konnte. Sie füllte die Leere mit der Fürsorge für die kranken und verwundeten Soldaten aus und half den jungen Soldatenfrauen mit Rat und Tat an allen Ecken und Enden.

Als die ältesten Söhne schon die Klosterschule verlassen hatten und einem Beruf nachgingen, nahmen die Kriegshandlungen endlich ein Ende. Der Oberst wurde mit einer hohen Pension verabschiedet und mit Ehren und Orden überhäuft. Nach langer Überlegung kaufte er einen kleinen Landsitz, der an einem großen stillen See lag und ein freundliches Haus, einen Garten, ein Bootshaus mit einem Fischerkahn und Angelgerätee bot. "Am liebsten", erklärte er seiner Frau, "wäre ich auf die Insel zu meinen Eltern zurückgekehrt. Aber da du die Einsamkeit nicht ertragen würdest, habe ich dies Besitztum erworben, das dir die Möglichkeit bietet, auch unsere Kinder in ihren Ferien aufzunehmen, in die Stadt zu fahren, um dort einzukaufen und auch andere Menschen zu sehen. Ein Dienerehepaar wird mit uns im Haus wohnen und dir in allem behilflich sein."

Die Eltern der Prinzessin waren gestorben, ihren jungen Bruder, der nun die Regierung führte, kannte sie kaum. So war die Frau des Obersten mit der Neuordnung der Dinge einverstanden, und es ließ sich zunächst alles gut an. Der Oberst verbrachte den ganzen Tag auf dem See, kehrte am Abend heim und brachte Hechte und Krebse ins Haus. Im Winter las er in alten Seemannsgeschichten am Kaminfeuer. Bekanntschaften in der Stadt, Besucher im Haus lehnte er ab, von Tagesneuigkeiten wollte er nichts wissen. Von alledem hatte er sein Leben lang genug gehabt. Die Prinzessin widmete sich vor allem dem Garten, der in jedem Jahr schöner blühte, und füllte die Winterabende mit Klavierspielen und am Stickrahmen aus. Anfangs kamen die Kinder gern, aber auf die Länge war ihnen das stille Haus ohne Freunde und Geselligkeit zu eintönig, und ihre Besuche wurden immer kürzer und seltener.

Eines Tages erhielten die Eltern die Nachricht, daß ihre Tochter in der nächstgelegenen großen Stadt Hochzeit feiern wollte. Die Schwiegereltern sollten das Fest ausrichten, da die Verwandten und Freunde des Bräutigams den weiten Weg zu dem Landsitz der Brauteltern scheuten. "Wir bleiben zu Hause!" erklärte der Oberst. "Was machen wir unter den vielen fremden Leuten?" Aber diesmal fügte die Prinzessin sich nicht: "Denke an das Glück deiner Tochter und an ihr Ansehen in der neuen Familie. Bleiben wir der Hochzeit fern, müssen alle glauben, wir sind mit ihrer Wahl nicht einverstanden und sind zu hochmütig, um uns mit ihren Schwiegereltern an einen Tisch zu setzen. Das gibt böses Gerede und einen schlechten Anfang in der Ehe."

So überredete die Prinzessin schließlich ihren Mann, und sie begann, für ihre Tochter ein Kleid aus weißer Seide zu nähen und mit schimmernden Perlen zu besticken. Alle Hochzeitsgäste glaubten, noch nie eine so schöne Braut gesehen zu haben. Nicht weniger wurde der ordengeschmückte Brautvater und die Mutter der Braut in einem lichtblauen seidenen Kleid, mit einem Diadem im Haar, bewundert.

Als sich das junge Paar verabschiedete, sorgte die Prinzessin dafür, daß bei Tanz und Pfänderspielen die Fröhlichkeit nicht aufhörte. Keiner vermißte den Obersten, der ein stilles Bibliothekszimmer entdeckt hatte, in das er sich zurückzog. Vor einen großen Lehnstuhl in der Fensterecke schob er einen Wandschirm, so daß er ungestört ein Schläfchen halten konnte. Er wachte von dem Gespräch zweier junger Männer auf, das laut und vernehmlich im Nebenzimmer geführt wurde. "Mußt du unbedingt jetzt schon abreisen!" fragte der eine. "Leider, leider", seufzte der andere. Der erste fragte weiter: "Werden dir nicht die vielen jungen hübschen Mädchen fehlen, die du hier verläßt?" "Bah!" lachte der Freund geringschätzig: "Hübsche junge Mädchen gibt es überall, und sie werden sich von mir finden lassen. Allerdings", setzte er ernst hinzu, "gibt es wohl nicht wieder eine so wunderbare Frau wie die Mutter der Braut. Man merkt es, sie ist als Prinzessin geboren. Wäre sie ihrer rechten Bestimmung nach Königin

geworden, sie hätte sicher ein großes Reich mit Verstand regiert. Ach, die Arme, sie kehrt nun in ihr Gefängnis zurück. Der eifersüchtige Ehemann erlaubt ihr ja keinen Schritt aus dem Haus. Sie mußte ihm zuliebe alles aufgeben: Freundschaften, Gäste, Tennisspielen und Reisen. Er muß ein ganz fader Mensch sein, ihn interessiert nur sein Boot und seine Angelrute. Wenn die Kinder ihn auf seinen Fischzügen begleiten und sich dabei nicht still wie die Mäuschen verhalten, so weiß er nichts anderes mit ihnen anzufangen." "Und dagegen lehnt die Frau sich nicht auf?" fragte der Freund. "Ach nein", gab ihm der Erste zur Antwort, "sie erträgt alles. Sie ist zu stolz um zuzugeben, daß sie unglücklich ist, auch wenn es alle Welt bemerkt."

Die beiden jungen Menschen gingen, der Oberst blieb tief erschüttert zurück. Er schlug die Hände vors Gesicht und bedachte, daß er sein Leben nur nach seinem Gefallen geführt und nicht an seine Frau gedacht hatte. Aber trotzdem, es war nun einmal seine Natur, er konnte nicht zurück in die Händel der Welt, in das geschäftige Leben von Stadtmenschen. Als er von dem Fest mit seiner Frau heimgekehrt war und sie sich zur Ruhe gelegt hatte, packte er die notwendigsten Dinge zusammen, ordnete die Papiere im Wandschrank und hinterließ einen Abschiedsbrief, den er mit den Sätzen beschloß: "Es ist mir unmöglich, deinen Vorstellungen vom Leben in dieser Welt zu folgen. Aber ich möchte dir nicht länger die Freiheit rauben, die noch vor dir liegenden Jahre so zu verbringen, wie du es dir wünschst. Suche nicht mich zurückzuholen und forsche nie, wo ich geblieben bin."

Die Prinzessin hatte nach den ungewohnten Anstrengungen tief und fest geschlafen. Als sie erwachte, fand sie das Haus von dem Obersten verlassen und nur den Brief auf seinem Schreibtisch. Als sie ihn gelesen hatte, erschrak sie in der tiefsten Seele. Sie konnte sich nicht denken, daß er von ihr gegangen war, ohne eine Aussprache, ohne etwas von seinem Vorhaben zu verraten. Sie sagte sich, daß sein Hang zur Einsamkeit wohl in einem Anfall von Schwermut geendet sei, sie sorgte sich, bei wem er Zuflucht gesucht haben mochte, da er so lange schon alle Freundschaften abgebrochen hatte. Daher hoffte sie, er würde die Schwermut überwinden und wieder zu ihr zurückkehren.

Aber sie wartete vergeblich viele Tage und Wochen. Die Ungewißheit und die Einsamkeit wurden ihr unerträglich. Daher schrieb sie an ihre Kinder und bat sie zu kommen, da der Vater auf lange Zeit verreist sei. Doch sie erhielt nacheinander nur Absagen. Der älteste Sohn hatte geheiratet, und seine Frau erwartete ihr erstes Kindchen im kommenden Monat. Er konnte ihr die Reise und die Umstellung nicht zumuten. Der zweite Sohn sollte von seinen Auftraggebern ins Ausland geschickt werden und konnte diesen Posten nicht ablehnen. Das Glück der jungen Eheleute, deren Hochzeit sie so fröhlich mitgefeiert hatte, wollte die Prinzessin durch ihre unglückliche Lage gar nicht erst

stören. Die zweite Tochter stand vor dem Abschluß ihres Studiums, und es war ihr unmöglich, mitten in ihren Examensvorbereitungen die Mutter zu besuchen.

Einzig die jüngste Tochter schrieb einen langen, liebevollen Brief. Anstatt zu kommen, schlug sie der Mutter vor, mit ihr in eine Wohnung in die Stadt zu ziehen und mit ihr die Freude an ihrer erfolgreichen Karriere als jüngste Opernsängerin am Theater zu teilen. Aus tiefer Traurigkeit verfiel die Prinzessin in eine hoffnungsvolle Geschäftigkeit. Sie vertraute dem Dienerehepaar die weitere Pflege von Haus und Garten an, da ja jeden Tag ihr Mann zurückkehren könnte, und richtete mit ihrer Tochter eine schöne Stadtwohnung ein, in der sie allabendlich eine Schar von Gästen und Verehrern einluden. Die herrliche Stimme ihrer Tochter Elisa konnte die Mutter in jeder Aufführung aus ihrer Loge genießen, und ihr Herz war von Glück und Stolz erfüllt.

So trat der Kummer über ihr eigenes Unglück in den Hintergrund, bis sie ein furchtbarer, unerwarteter Schicksalsschlag traf. Eine unheimliche Seuche fand Eingang in Stadt und Land, fand Eingang in jedes Haus, und der Tod verschonte auch die schöne junge Tochter der Prinzessin nicht. Sie selbst überstand die schwere Krankheit, aber nun war alle Freude von ihr gewichen. Alle Zusammenkünfte und die Opernbesuche in der Stadt waren zu Ende. Alle Menschen fürchteten die Ansteckung. Die Wohnung war leer und öde, keiner der gewohnten Verehrer und Gäste zeigte sich nach der Katastrophe im Salon der Prinzessin. Vergessen schien die Sängerin, zerstoßen waren Glanz und Ruhm.

In dunklen Schmerzensnächten gedachte die Prinzessin der Kriegsjahre, in denen sie sich trotz aller Schrecken am Herzen ihres Mannes geborgen fühlte, und ihre Sehnsucht, wieder bei ihm zu sein, wuchs von Tag zu Tag. "Er darf es von keinem andern erfahren, daß wir unser liebstes Kind verloren haben. Ich muß es ihm selbst sagen, nur gegenseitig können wir uns trösten. Aber wo finde ich ihn?" grübelte sie.

Endlich hatte sie eine Eingebung: "Er kann eigentlich nirgendwo sein als in seinem Elternhaus. In seinem Herzen hat er die öde, felsige Insel im Nordmeer nie vergessen. Ich muß mich aufmachen und ihn dort suchen." Mühsam bereitete sie die lange Reise vor, die ihr Angst und Schrecken einflößte. Kälte, Sturm und Regen, schlechte Straßen und schmutzige Herbergen, alles hatte sie als junge Frau an der Seite ihres Mannes für nichts geachtet, jetzt wußte sie nicht, wie sie den Weg allein finden sollte. Erschöpft und verzagt schloß sie die Tür der Stadtwohnung hinter sich zu, als sie zu ihren Füßen ein goldenes Licht tanzen sah. Sie bückte sich: Es war eine goldene Spindel, die unaufhörlich die Treppenstufen von der Haustür zur Straße hinunter auf und ab tanzte. Die Prinzessin suchte sie zu greifen, aber sie entzog sich ihr und tanzte auf die Straße, tanzte und leuchtete vor ihr auf, lockte sie, ihr zu folgen, bis die Prinzessin nachgab und sich von ihr führen ließ, hinaus

aus der Stadt, ins freie Feld, durch einen dichten Wald. Als es dämmerte, blieb die Spindel vor einem Bauernhaus stehen, und die Prinzessin bat um eine Nachtherberge.

Die Leute waren freundlich, gaben ihr zu Essen und zu Trinken und ein Bett zum Schlafen. Als sie am Morgen aufstand, den Leuten Geld gegeben und sich bedankt hatte, tanzte die Spindel immer wieder vor ihr her, kaum daß sie den Weg nach Norden eingeschlagen hatte.

So ging es Tag für Tag weiter, bis die Prinzessin die schroffe Küstenlandschaft und das graue, stürmische Meer erreicht hatte. Sie war wohl sehr müde, aber nicht mehr verzweifelt und hoffnungslos. Die Spindel hatte sie geführt, sie würde ihr gewiß weiterhelfen. Unter einem Felsvorsprung schlief sie ein und entdeckte beim Erwachen ein Boot, das auf ihre kleine Bucht zuhielt. Sie winkte, lief ans Ufer und bat den Fischer, sie zu der Insel zu bringen, die jetzt in der Morgensonne vor ihnen lag, mitten in der glänzenden See, die am Tag ihren Schrecken verloren hatte. Als die Prinzessin den Fuß in das Boot setzen wollte, blinkte es neben ihr golden im Ufersand. Es war die Spindel, die sich jetzt leicht von ihr greifen ließ.

Schon konnte sie die Hütte erkennen, und bald knirschte das Boot auf dem Strand. Der Bootsmann verabschiedete sich, und die Prinzessin eilte auf den alten Mann zu, der wie einst vor der Türe saß und Netze flickte. "Vater", rief sie, "ich bin wiedergekommen!" Der Alte schien nicht überrascht: "Das ist recht, Tochter", sagte er zufrieden, "geh nur in das Haus zur Mutter, sie wartet schon." Die Prinzessin stieß die Tür auf, bückte sich und sah die alte Frau am Herd stehen. "Mutter", rief sie, "Mutter, ich bin wiedergekommen. Aber wo ist mein Mann. Wo ist Lars, dein Sohn?" Die Mutter schloß sie in die Arme: "Du bist gekommen, meine Tochter", sagte sie. "Da dein Mann dich von Herzen lieb hat, wird er auch bald hier sein. Ruh dich aus, iß und trink, du bist jetzt zu Hause."

Da wagte die Prinzessin ihr nicht zu sagen, daß ihr Mann sie verlassen hatte, sondern sie gelobte sich, daß sie geduldig, so wie die alte Mutter, auf die Heimkehr des Obersten warten wollte. Sie fügte sich in das Gesetz der Stille und Einsamkeit, sie konnte stundenlang das Meer, den Sonnenuntergang, den Sternhimmel und den leuchtenden Mond betrachten. Trotzdem fragte sie eines Tages: "Mutter, wie hast du es ertragen, so lange auf uns zu warten?" Die Mutter lächelte: "Eines Tages erfaßte mich wirklich einmal die Verzweiflung. Sollten wir hier ganz verlassen sterben, dachte ich. Der Vater konnte nicht mehr zum Fischen hinausfahren, und doch wollte er nicht auf die Nachbarinsel zu seiner Tochter ziehen, sondern auf seiner Insel und in seiner Hütte bleiben. Die Tochter schickte uns jeden Monat mit dem Bootsmann, der dich gebracht hat, Holz und Brot und was wir sonst notwendig zum Leben brauchen. Vor allem für mich Wolle zum Spinnen. So hatte ich meine Beschäftigung, und Vater flickte Netze für den Bootsmann."

Doch wurde es mir so ängstlich ums Herz. Was konnte euch zugestoßen sein? Ich hörte nichts mehr von euch. Da ging ich hinaus vor die Türe und sah aus dem Meer eine wunderschöne Frau auf mich zuschweben. In der Hand hielt sie eine goldene Spindel. Die gab sie mir und sagte: 'In der größten Angst deines Herzens wirf die Spindel in die Wellen und sprich zu ihr:

Ich weine um verlorenes Glück,
Spindel, bring es mir zurück.'

Sie lächelte mir noch einmal ermutigend zu und verschwand wieder im Meer. Schon in der folgenden Nacht tat ich, wie mir die Meerfrau geraten hatte und warf die Spindel in die Wellen. Sie ging nicht unter, sondern tanzte auf dem Wasser, bis sie meinen Blicken entschwand." "Das war die goldene Spindel, die mich hierher geführt hat", rief die Prinzessin. Auch jetzt erzählte sie der Mutter nichts von ihrem großen Leid, aber sie stand in der Nacht leise auf, holte die goldene Spindel aus der Tiefe ihrer Reisetasche, küßte sie und sagte: "So hilf uns noch einmal." Dann ging sie zum Strand, rief laut:

"Ich weine um verlorenes Glück,
Spindel, bring es mir zurück!"

und warf die goldene Spindel weit hinaus ins Meer. Sie ging nicht unter, sie tanzte auf den Wellen und verbreitete ein sanftes, goldenes Licht. Die Prinzessin folgte ihr mit den Augen, so lange sie konnte, dann legte sie sich getröstet zur Ruhe.

Der Oberst hatte sich in ein einsames Kloster hoch in den Bergen zurückgezogen. Vor vielen Jahren hatte er es vor einem räuberischen Überfall mit seinen Soldaten gerettet, und seither war der Abt ihm wohlgesonnen. Er lebte unter dem Namen Bruder Peregrinus unerkannt unter den dienenden Mönchen, kehrte die Gänge und Flure mit einem Strohbesen und konnte seiner Lieblingsbeschäftigung an vielen Tagen nachgehen, da er in einem Bergsee die Fische für die Fastenspeise fing. Aber auch in diesen abgelegenen Ort drang die Kunde von dem schrecklichen Sterben. Zuerst brachte sie ein Bote, den der Abt einige Male im Jahr in die Stadt schickte. Ganze Familien hatten vor der Pestluft flüchten wollen und ihre Zukunft auf dem Land gesucht. Nach kurzer Zeit aber fanden sie dort verschlossene Türen und drohende, verängstigte Bauern. So zogen sie immer weiter durch die Ebene hinauf in die Berge, in der Hoffnung, daß ihnen die Paßstraße in das Nachbarland offen stehen würde. Erschöpft lagerten sie vor der Klostermauer und flehten um Hilfe für die alten Leute und für die Kinder, die am Ende ihrer Kräfte waren.

Die Mönche murrten. Wie die Bauern fürchteten sie die Ansteckung und wollten die Klosterpforten schließen. Aber der Abt befahl ihnen ernst, Barmherzigkeit zu üben und die Flüchtlinge aufzunehmen. Bald war das Kloster von Weinen und Trauer erfüllt. Man klagte um die

Toten, man nannte ihre Namen. Einer von ihnen rief: "Ach, kanntet ihr das schönste Mädchen in unserer Stadt? So süß wie Elisa sang nie eine zuvor." So erfuhr der Oberst, daß seine Tochter gestorben war.

In der folgenden Nacht fand er keine Ruhe. Wie hatte seine Frau diesen schweren Schicksalsschlag ertragen? Er hatte es nie vermocht, sie weinen zu sehen; nun glaubte er jede Stunde, sie bitterlich schluchzen zu hören. Einige Tage noch kämpfte er mit sich selbst. Es fiel ihm schwer, seinen Stolz zu überwinden und zu ihr zurückzukehren. Dann aber siegte die alte Treue und Liebe, er nahm Abschied von den Klosterbrüdern und machte sich zu seinem Landsitz auf, denn er wußte nicht, daß sie in die Stadt zu ihrer Tochter gezogen war. Bald stand er vor der Tür seines Hauses. Aber wie groß war sein Schrecken, als ihm fremde Menschen öffneten, die ihn mißtrauisch betrachteten. Schließlich erfuhr er, daß das alte Dienerehepaar zu den Toten zählte, daß dies Haus wie viele andere als vogelfrei galt und von fremden Überlebenden in Besitz genommen war. Den Namen seiner Frau hatten sie nie gehört und wußten nichts über ihren Aufenthalt. So viele waren gestorben, vielleicht auch sie? Der Oberst reiste zu seiner ältesten Tochter. Sie stieß einen lauten Schrei aus: "Vater, wo kommst du her? Du lebst? Du bist gesund? Wir haben dich beweint und betrauert wie Elisa und die Mutter. Beide erkrankten am gleichen Tag, aber nur von Elisa hörten wir gewiß, daß sie gestorben war. Niemand hatte die Mutter seither gesehen. Gewiß ist sie auf dem gleichen Friedhof wie unsere Schwester zur Ruhe getragen worden. Niemand konnte damals noch die vielen Toten zählen. Bleibe du bei uns, Vater."

Der Oberst umarmte sie und sagte: "Sei bedankt meine liebe Tochter, aber ich muß euch wieder verlassen. Mein Platz ist nicht mehr bei der Jugend. Ich gehe zurück zu meinen Freunden, zu den Mönchen im Bergkloster. Einmal in jedem Jahr werde ich euch eine Botschaft senden und täglich für euch beten." Dann ging er mit schweren, müden Schritten zurück, dem Gebirge entgegen. Wenige Tage später erreichte er das Felsental, aus dem die mächtigen Mauern des Klosters in schwindelnder Höhe aufragten. Plötzlich aber war alle Zuversicht aus seinem Herzen verschwunden. Er suchte einen schattigen Platz unter einer dunklen Tanne und suchte sich für den letzten Aufstieg dort zu sammeln. Erschöpft schlief er ein, und als er erwachte, stand schon der Mond am Himmel. Aber es war nicht nur das Mondlicht, das einen sanften Schimmer über das Felsental goß, es war ein goldenes, zuckendes Flämmchen, das um ihn herum tanzte und sprang und immer engere Kreise zog. Er sah ihm staunend zu und entdeckte, daß es eine goldene Spindel war.

Ohne daß er es wollte, ergriff ihn ein unwiderstehliches Verlangen, das schimmernde Kleinod einzufangen und zu besitzen. Er sprang auf, drehte und bückte sich, aber die Spindel ließ sich nicht greifen. Sie tanzte auf dem Waldweg, auf dem er zum Kloster gewandert war, sie lockte ihn fort aus dem Gebirge, aus der Mondnacht ins Morgenlicht.

Der Oberst hatte alles andere vergessen und dachte nur daran, die goldene Spindel zu fangen. Er ging nicht, er lief ihr nach, den Weg zurück vom Westen in den Osten, und dann bei einer Wegkreuzung nach Norden. Die goldene Spindel tanzte den ganzen Tag vor ihm her, bis er sie plötzlich nicht mehr sah und vor der Türe eines Bauernhauses stand. Er fühlte sich wie zerschlagen, müde und hungrig und bat mit schwacher Stimme um eine Nachtherberge. Als sie ihm gewährt wurde, fiel er in einen tiefen Schlaf. Es träumte ihm merkwürdig. In dem Fischerkahn seines Vaters fuhr er der Heimatinsel entgegen. Schon sah er die Hütte in den Felsklippen und konnte deutlich auf der Bank neben der Türe eine Frau entdecken, die eine goldene Spindel in ihren Händen tanzen ließ. "Mutter", rief der Oberst. "Mutter, siehst du mich?" Und er hörte, wie sie leise sang:

"Ich spinne und singe,
Ich singe und warte
Auf Lars, meinen Sohn."

"Mutter!" rief der Oberst noch einmal laut, aber das Traumbild zerfloß, und er erwachte. Schon fühlte er sich erquickt, die Trauer war aus seinem Herzen gewichen, und er schlief erneut getröstet ein. Doch nun träumte er zum zweiten Mal, daß er im Fischerkahn seines Vaters der Heimatinsel entgegenfuhr.

Diesmal saß nicht die Mutter auf der Bank neben der Tür, sondern seine liebe Frau, die die goldene Spindel in ihren Händen tanzen ließ. "Prinzessin", rief er, "meine liebste Prinzessin, siehst du mich?" Und er hörte, wie sie leise sang:

"Ich spinne und singe,
Ich singe und warte
Auf Lars, meinen Mann."

"Ich komme, ja ich komme!" rief der Oberst laut, und er erwachte, als die Frühsonne ins Zimmer schien. Nicht schnell genug konnte er in seine Kleider fahren und seine Stiefel zuschnüren. Er bedankte sich bei seinen Gastgebern, belohnte sie reichlich und schlug sogleich den Weg weiter nach Norden ein. In seiner freudigen Aufregung hatte er fast die Spindel vergessen. Da lag sie nach wenigen Schritten vor ihm und funkelte in der Sonne. Er hob sie ohne Mühe auf und steckte sie tief in seine Brusttasche: "Du hast mich auf den rechten Weg gelockt", lächelte er, "nun kenne ich ihn gut." Er wanderte Stunde um Stunde, Tag um Tag, keine Straße erschien ihm zu schlecht, keine Herberge zu gering, es war ihm so sicher, daß das Traumbild ihn nicht betrogen hatte. Die See war stürmisch, als er am vertrauten Ufer stand. Aber er lachte über den ängstlichen Bootsmann und griff selbst in die Riemen. Unter seinen harten harten Schlägen schienen sich die Wogen zu glätten, sicher lief das Boot auf dem Strand der Felseninsel auf. Der Oberst sprang heraus und riß vor Freude die Türe fast aus den Angeln: "Vater, Mutter, liebste Frau, hier bin ich!"

Die erste große Wiedersehensfreude war vorüber. Sie saßen zu viert um den weißgescheuerten Holztisch, der Vater brachte gebratenen Fisch auf blanken Zinntellern. "Bei uns ist es am Schönsten", sagte der Oberst tief aufatmend. "Und so wollen wir beieinander bleiben bis ans Ende unserer Tage", antwortete die Prinzessin leise. Die alten Eltern gingen früh zur Ruhe, der Soldat und seine Prinzessin saßen wie vor vielen Jahren Hand in Hand auf der Bank vor dem Haus und öffneten einander ihre Herzen. Als sie miteinander über den Tod ihrer Tochter geweint hatten, umarmte der Oberst seine Frau und sagte: "War es dein Ernst, als du meintest, wir sollten hier beieinander bleiben bis an das Ende unserer Tage?" "Ja", antwortete die Prinzessin fest. "Dann wollen wir uns bei der Meerfrau bedanken, die uns mit ihrer Spindel hierher geleitet hat, und wollen ihr das Geschenk zurückgeben." Aus seiner Brusttasche zog er die goldene Spindel und warf sie weit hinaus ins Meer. Sie sahen ihr beide nach. Dreimal noch sprang sie blitzend auf, dann versank sie in der Tiefe.



Der Ring der Königin

In einem kleinen Dorf im Norden der Insel Zypern lebte ein armer Waisenjunge. Seine Eltern hatten unter den Trümmern ihres Hauses den Tod gefunden, als der furchtbare Krieg zwischen den Türken und Griechen Tage des Schreckens und der Zerstörung über die Einwohner brachte. Die griechischen Bauern mußten ihre Gehöfte verlassen und wurden im Süden der Insel angesiedelt, die überlebenden türkischen Familien richteten sich in den Ruinen ein.

Mitleidige Nachbarn nahmen den elternlosen kleinen Ramiz in ihrem Hause auf, und er wuchs zusammen mit ihren vier Kindern zu einem kräftigen Jungen heran. Wie seine Pflegegeschwister hatte er ein Dach über dem Kopf und mit ihnen zu essen, wenn es etwas zu essen gab. Er kannte kein anderes Leben als das in dem verwüsteten Dorf in

der weiten Ebene, unter der glühenden Sonne, hinter dem die hohen Randgebirge der nördlichen Küste aufragten. Er trug Wasser, sammelte Holz und hütete die kleinen Schwestern, damit sie nicht auf die Straße liefen oder dem Herdfeuer zu nahe kamen.

Als man daran ging, die Schäden des Krieges zu beseitigen und die Verhältnisse neu zu ordnen, zeigte es sich, daß für Ramiz kein Erbteil vorhanden war. Seine Eltern hatten ihre Felder nur als Pächter bewirtschaftet, ihre ganze Habe war verbrannt. Ramiz blieb bei den Pflegeeltern. Doch konnte er nicht wie die beiden Söhne die Schule besuchen, sondern bekam schon früh ein Hirtenamt auferlegt. Ramiz war darüber nicht unglücklich; er zog gern mit der Herde den Flußlauf entlang, er sammelte Salbeiblätter für die Mutter zum Tee und bunte Schneckenhäuser für die kleinen Schwestern. Nie schlug er eines von seinen Tieren oder richtete die Steinschleuder gegen die Singvögel im Gebüsch, wie es die anderen Dorfjungen taten. Er liebte die Bäume, die Berge und die weißen Wolken am Himmel.

Nur wurde er jedesmal traurig, wenn ihn sein Weg an dem zerstörten Hof seiner Eltern vorüberführte, und diese Traurigkeit vertiefte sich, als er älter wurde und darüber nachdachte, wie es ihm weiter ergehen würde. Woher sollte er das Geld nehmen, um das Haus wieder aufzubauen? Wie konnte er eine Braut gewinnen, ohne eine Lira für die Aussteuer oder die Hochzeitsfeier zu besitzen?

Mehr und mehr drängten sich ihm diese Sorgen auf, und vergeblich suchte er, sie zu verscheuchen. Eines Tages, bei einer Mittagsrast unter schattigen Bäumen, entdeckte er einen kleinen Strauch mit so leuchtend roten Beeren, wie er sie nie vorher gesehen hatte. Unwiderstehlich zog es ihn zu ihm hin, verlockten ihn die saftigen Früchte. Langsam ließ er sie im Munde zergehen und fühlte dabei eine sonderbare Veränderung in der Luft, die ihn umgab. Anders als bisher klang das Summen der Mücken, das Zirpen der Grillen und das Zwitschern der Vögel über ihm, und plötzlich glaubte er ihre Sprache zu verstehen.

Eine Schar von Feldsperlingen kam angefliegen: "Wo seid ihr gewesen? Erzählt, erzählt!" riefen die anderen Vögel. "Wir waren in der Stadt, wir sahen die Große Moschee, die vor vielen hundert Jahren eine große Kathedrale war, in der der König und die Königin von Zypern schlafen. In wenigen Tagen, in der Nacht, in der die Christen früher das Osterfest feierten, schreiten sie zum feierlichen Hochamt aus ihren Gräbern zum Altar. Aber die Menschen wissen das nicht, sie schlafen. Es geschieht auch nur einmal in hundert Jahren." "Aber ihr schlaft ja auch in der Nacht", riefen die anderen Vögel, "auch ihr könnt die schöne Königin nicht sehen!" "Wir sehen sie nicht, aber die Nachtigall", antworteten die Spatzen, "die im Mondschein in dem großen Hibiskusstrauch singt, die sieht die Kerzen, die Priester, die Ritter und die Hofdamen, wenn sich die Kirchentür öffnet." "Wer öffnet die Tür?" riefen die Vögel. "Einer wird kommen, der es weiß, einer wird kommen mit

einer roten Rose in der Hand. Er kniet vor der jungen Königin, und wenn er ihr die Blume reicht, so steckt sie ihm ihren Ring an den Finger der rechten Hand, und er wird reich und glücklich sein Leben lang."

Ramiz blinzelte in die Sonne. Das Tönen und Klingen in der Luft verstummte, aber seine Gedanken waren wie verwandelt. Sollte er nicht den Pflegeeltern erklären, daß er sein Glück in der Stadt versuchen wollte und müßte er als Küchenjunge in einem Hotel oder als Laufjunge bei einem Händler anfangen? Sollte er nicht doch noch nach den Verwandten seiner Eltern suchen? Immer mehr war er entschlossen, sich der jungen Königin zu Füßen zu werfen.

Er brauchte länger, als er dachte, um seine Pflegeeltern für seinen Plan zu gewinnen. Sie hatten ihn lieb gewonnen und wollten ihn nicht ins Ungewisse fortgehen lassen. Die Botschaft der Vögel hatte er ihnen verschwiegen. Aber nun wurde er ängstlich, denn schon rückte die Osternacht heran. Schließlich bekam er seinen Willen. Mit einem kleinen Bündel in der Hand und mit einer frischen roten Rose, die er unter seiner Jacke versteckt hatte, kletterte er am letzten möglichen Tag, am Samstagmorgen, in den übervollen Omnibus, begleitet von den Segenswünschen aller Nachbarn.

Es war das erste Mal, daß Ramiz auf einer Asphaltstraße der Stadt zurollte, und er saß ganz verschüchtert zwischen vielen Menschen, Koffern und Säcken. Kurz vor der Ankunft gab es noch einen unfreiwilligen Aufenthalt. Eine Militärpatrouille durchsuchte die Männer nach Waffen. Ängstlich hielt Ramiz seine Jacke über der Rose zusammen. Aber gerade diese Bewegung machte ihn verdächtig. Ein Soldat riß mit raschem Griff an den Knöpfen, sie sprangen ab, und die Rose fiel zu Boden. Der Soldat lachte verächtlich, und ehe Ramiz sich nach der Blume bücken konnte, war sie schon im Gedränge zertreten. Dem Jungen standen die Tränen in den Augen, als die Fahrgäste an der Haltestelle ausstiegen und sich rasch in der Stadt zerstreuten. Der ungewohnte Lärm, die fahrenden Autos, die fremden Straßen, die in die Innenstadt führten, auf der die Menschen sich drängten, flößten ihm Angst ein, und er wartete, bis alle sich verlaufen hatten.

Nun war es stiller um ihn geworden, nur ein paar Tauben trippelten und gurrten um ihn herum. "Wir haben Hunger, wir haben Hunger!" hörte er sie klagen. Rasch griff er in sein Bündel und holte ein Brot heraus, das ihm die Pflegemutter eingesteckt hatte. "Danke, danke!" riefen die Tauben. "Komm mit uns, Ramiz, wir zeigen dir eine Mauer, über die die schönsten Rosen herabhängen. Komm mit uns, Ramiz, wir zeigen dir den Weg zu der Großen Moschee!" Zwei weiße Täubchen flogen auf, sie flogen nur eine kurze Strecke, dann setzten sie sich wieder, damit der Junge ihnen folgen konnte. Sie flogen ihm voraus zu einer hohen Mauer, die über und über mit Rosen bedeckt war, und als er die schönste gepflückt hatte, flatterten sie voraus von einer Haus-

ecke zur anderen, bis Ramiz im Abendsonnenschein vor einer hohen goldfarbenen Kirchenwand stand. Es war die Stunde des Abendgebets. Die Männer zogen ihre Schuhe aus, sie wuschen ihre Füße in dem Brunnen, der vor der Moschee im Garten erbaut war. Dann erst traten sie durch die weit offenen Türen in das geheimnisvolle Innere ein.

Ramiz war zu müde, um ihnen zu folgen. Erschöpft sank er auf eine Bank unter einem Strauch, der ihn vor den Blicken der Menschen verbarg, und schaute staunend und verklärt zu dem hohen Dach herauf, entlang an den drei riesigen Portalen, über denen sich Gesimse von steinernen Rosen wölbten, zu den kunstvoll verzierten Fenstern, zu dem hohen Turm. Er hatte nie Ähnliches gesehen und wußte nicht, ob er wachte oder träumte.

Die Augen fielen ihm zu, und er erwachte erst, als das Mondlicht über den stillen Garten schien. Erschrocken sprang er auf. Die Osternacht war angebrochen, und er hätte sie fast verschlafen. Leise schritt er auf das Portal zu und glaubte einen schwachen Lichtstrahl durch die Ritzen schimmern zu sehen. Doch erschrocken stellte er fest, daß die Tür fest verschlossen war, auch die Seitentüren ließen sich nicht öffnen. Er lief um die ganze Kirche herum und suchte einen Eingang, durch den er in das Innere gelangen könnte. Aber er fand nirgends Einlaß. Verzagt schlich er zu der Bank zurück und barg das Gesicht in den Händen. Da fing die Nachtigall über ihm zu singen an:

"Ramiz, Ramiz, öffne die Tür,
Die junge Königin tritt herfür!
Der Schlüssel zur Pforte liegt unter dem Stein,
Öffne die Tür, der Ring wird dein!"

Da blickte Ramiz auf einen großen Marmorstein, der neben der Bank stand. Mit aller Kraft suchte er ihn zur Seite zu schieben. Doch es ging viel leichter, als er gedacht hatte. Er zog einen goldenen Schlüssel aus der Bodenvertiefung und schritt auf die Kirche zu. Das Tor sprang schon auf, als er es mit dem Schlüssel berührte, und mit der Rose in der Hand trat er in den hohen Kirchenraum ein, in dessen Chor viele hohe Kerzen brannten.

Nun klang durch den Raum eine festliche Musik, die Türen der Grabkapelle öffneten sich weit, Priester in weißen Gewändern, weihrauchschwingende Knaben, Ritter in schimmernden Rüstungen traten heraus und vier von ihnen trugen einen purpurnen Baldachin. Darunter nahte sich langsam der König von Zypern und Jerusalem, die Krone auf dem Haupt, ein schimmerndes Wehrgehänge über dem goldgestickten Mantel, ihm zur Seite schien die junge Königin über den marmornen Fußboden zu schweben. Ein perlenbestickter Silberschleier lag über ihrem kastanienbraunen Haar, aus großen blauen Augen schaute sie auf Ramiz, der vor ihr auf die Knie gesunken war und ihr die rote Rose entgegenhielt.

Der Zug stockte, die Königin beugte sich zu dem Jungen und sprach leise und eindringlich: "Sei bedankt, mein kleiner Ritter, für die Blume des Lebens, die du mir schenkst. Sei bedankt, und möge dich der Ring vor Unglück bewahren und dich zum irdischen und ewigen Heil führen." Sie schob den Ring auf den Finger seiner rechten Hand und fuhr fort: "Leb nun wohl, geh von den Toten zu den Lebenden und laß uns unseren Gottesdienst feiern."

Ramiz stand auf und sah ihr nach, wie sie zum Altar schritt. Dann wandte er sich um und ging zum Kirchenportal hinaus, das sich sofort, wie von unsichtbarer Hand geführt, hinter ihm schloß. Auch den goldenen Schlüssel fand er nicht mehr im Schloß und meinte doch, ihn stecken gelassen zu haben. Aber den Ring fühlte er an seiner Hand. Er küßte ihn und hing ihn an einem Faden um seinen Hals. Wieder überfiel ihn die Müdigkeit, so daß er auf der Bank einschlief.

Der Morgen graute, als ihn ein heiseres Krächzen weckte. Zwei Raben saßen nicht weit von ihm in einem Baum, und er verstand nur zu gut ihre höhnische Rede. "Da schläft ein junger Dieb! Aber die Polizei wird den Ring finden, den er gestohlen hat. In der nächsten Nacht muß er hinter eisernen Gittern schlafen und wird seiner gerechten Strafe nicht entgehen!"

Ramiz war vor Schrecken wie gelähmt. Doch da kamen zwei weiße Täubchen geflogen. Sie setzten sich den Raben gegenüber auf einen Ast und gurrten laut vor Empörung: "Ihr schwarzen Unglücksvögel, wem prophezeit ihr solche bösen Tage? Ramiz ist kein Dieb, er bekam den Ring als Geschenk von der toten Königin. Sein Herz ist frei von Schuld, er hat immer Mitleid mit uns Tieren gehabt. Erst gestern teilte er sein letztes Stück Brot mit uns, als wir hungrig waren." Die garstigen Raben gaben sich noch nicht zufrieden: "Was hat er hier zu suchen?" krächzten sie. "Konnte er nicht dort bleiben, wo er hergekommen ist?" Aber die Tauben wußten Rat: "Er ist ein armer Waisenjunge. Doch wenn er den alten Goldschmied in der letzten Werkstatt des Großen Bazars aufsucht und ihn fragt: 'Bist du Ibrahim, der Sohn des Osman, und hattest du eine Schwester Fatma, die mit Ramiz verheiratet war? Ich bin ihr Sohn und trage den Namen meines Vaters. Meine Eltern kamen ums Leben, als ich sieben Jahre alt war, und seither sind wieder sieben Jahre vergangen!' Dann wird ihn der Bruder seiner Mutter erkennen und ihn in seinem Hause aufnehmen."

Ramiz sprang auf und warf den Tauben eine Kußhand zu. Sie flogen auf seine Schulter und wieder vor ihm heraus aus dem Garten und zu dem Eingang des Großen Bazars. Da ging Ramiz zuversichtlich durch die Gasse der Kaufläden, bis er vor der Werkstatt des alten Goldschmiedes stand. Er schaute hinein. Sein Oheim saß auf einem Schemel und arbeitete an einem Geschmeide. Sein Gesicht flößte ihm sogleich Vertrauen ein, und er faßte sich ein Herz, um ihn anzusprechen, so wie ihn die Tauben es gelehrt hatten: "Bist du Ibrahim, der

Sohn des Osman, und hattest du eine Schwester Fatma, die mit Ramiz verheiratet war? Ich bin ihr Sohn Ramiz und trage den Namen meines Vaters."

Er hatte noch nicht geendet, da stürzten dem alten Mann die Tränen aus den Augen, er umarmte den Jungen und rief: "Gesegnet sei der Tag, an dem du über meine Schwelle getreten bist. Ohne Söhne und unbeweint glaubte ich sterben zu müssen. Dich schickt mir der Himmel!"

Und er führte ihn in sein Haus, zu seiner Frau, und sie versprachen beide, ihn lieb zu haben wie ihr eigenes Kind. So hatte Ramiz zum zweiten Mal in seinem Leben Barmherzigkeit erfahren. Die Welt seiner Kindheit lag hinter ihm, und langsam drangen die Geräusche der Stadt, das lebhaft Treiben auf den Straßen, die Stimmen der vielen fremden Menschen in sein Bewußtsein. Wenn der Morgen erwachte, zogen schon die Händler mit lauten Rufen oder mit eintönigem Gesang am Haus vorbei, der Gemüsehändler mit seinem Eselchen, der Yoghurtverkäufer mit tönernen Krügen, der Bauer mit seinem Eierkorb. Ramiz stand neben der Tante und sah zu, wie sie sorgsam wählte und um den Preis feilschte. Dann fegte er den Hof, trug Wasser vom Brunnen in die Küche und setzte sich auf einen kleinen Hocker neben den Onkel in die Werkstatt, um ihm zuzusehen, wie er geschickt mit dem LötKolben, mit der Zange und mit dem Hämmerchen arbeitete.

Es dauerte nicht lange, da durfte er ihm zur Hand gehen. Der Meister war froh über den geschickten, neuen Lehrbuben und darüber, daß er nun nicht mehr allein in seiner Werkstatt saß. Doch seine Frau beobachtete den Jungen oft besorgt. "Er ist viel zu ernst für sein Alter", dachte sie. "Er wird Heimweh haben und nicht für immer bei uns bleiben." Niemand wußte, daß Ramiz an einer zehrenden Sehnsucht litt. Nicht sein Dorf, seine Felder wollte er wiedersehen, doch nur noch ein einziges Mal die schöne Königin. Hatten die Vögel recht prophezeit? Würde sie nur einmal in hundert Jahren aus der Gruft steigen? Könnte sich das Wunder nicht in jeder Osternacht wiederholen?

Als ein Jahr vergangen war, trieb es ihn wieder in den dunklen Garten der Großen Moschee. Ein feiner Regen rieselte auf die Blütensträucher, die Nachtigall schwieg, und wieder war die Kirchentür fest verschlossen. Doch diesmal drang kein Lichtschimmer um Mitternacht durch die Ritzen. Wohl lag der große Stein noch neben der Bank, aber so verzweifelt ihn Ramiz auch zu bewegen suchte, er wich um keine Handbreit und gab den Schlüssel nicht preis.

Bittere Tränen liefen dem Jungen über das Gesicht. Ach, es war nur zu wahr gewesen. Das Wunder vollzog sich nur einmal in hundert Jahren, und nie wieder würde er in seinem Leben den geisterhaften Zug erblicken. Mit müden Schritten schlich er nach Hause und weinte sich in den Schlaf.

Schon schien die Sonne in seine Kammer, als er aufsprang, um an seine gewohnte Morgenarbeit zu gehen. Er öffnete die Hoftür zur Straße, um den vorbeikommenden Bäcker nicht zu versäumen, und machte sich daran, die Kohlenglut in dem Metallbecken neu anzufachen. Als er von seiner Arbeit aufblickte, sah er ein sehr zierliches, kleines Mädchen mit kastanienfarbenen Locken und großen blauen Augen in der Türöffnung stehen, die er bis dahin noch nicht in der Umgebung des Hauses bemerkt hatte.

"Guten Morgen!" rief er ihr zu. "Suchst du jemanden bei uns?" Sie schüttelte den Kopf: "Nein, keinen Menschen, aber den Weg zu der Großen Moschee. Weißt du ihn vielleicht?" "Ja", antwortete Ramiz, "es ist nicht weit, ich kenne mich gut aus." "Dann komm doch gleich mit mir", rief das Kind. Er sah es erstaunt an: "Was möchtest du denn dort? Bist du ganz allein?" "Sonst lassen sie mich zu Hause nie allein fortgehen. Aber sie hatten alle furchtbar viel zu tun. Die Mutter wird morgen mit mir abreisen, und da packt sie unsere Koffer. Sie merken bestimmt nicht so schnell, daß ich fort bin. Ich bin mit dem Bus in die Stadt gefahren, und du kannst mir sicher nachher wieder den Weg zur Haltestelle zeigen. Aber zuerst den Weg zu der Großen Moschee, bitte!"

"Warte, bis die Kohlen im Becken durchgeglüht sind", sagte Ramiz, "ich trage dann das Becken ins Haus und sage, daß ich mit dir fortgehe." Das Mädchen sah ihm gespannt zu, so als hätte sie die gewohnte Arbeit der armen Leute noch nie beobachtet. Ramiz nahm sie bei der Hand und ging mit ihr den Weg, den er in Gedanken schon tausendmal unter die Füße nahm: "Was möchtest du denn in der Großen Moschee?" fragte er. "Den Grabstein der toten Königin will ich dort finden und ihr eine Rose bringen", war die Antwort. Ramiz zuckte zusammen: "Wer hat dir denn von der Königin erzählt?"

"Meine Großmutter", sagte nun eifrig die Kleine. "Sie trägt eine goldene Kette, die mit lauter Rosen aus wunderschönen Rubinen besetzt ist. Die hat Großmutter's Großvater aus der Hand der Königin bekommen, als er in der Osternacht vor ihr kniete. Das ist aber schon hundert Jahre her, oder noch viel länger. Meine Großmutter sagte, ich würde die Königin nicht sehen, denn ich bin kein Sonntagskind. Aber ich darf nur einen Mann heiraten, der den Ring der Königin trägt. Ich werde ihn sicher treffen", sagte sie, und dabei sah sie voll Vertrauen zu Ramiz auf, der über und über errötet war. Dann fragte er weiter: "Und wer bist du denn? Wohnst du nicht immer in dieser Stadt?" Sie schüttelte den Kopf: "Meine Mutter ist hier geboren, dann hat sie mein Vater nach England geholt. Manchmal besuchen wir die Großmutter hier. Aber ich sagte es dir ja schon, morgen fahren wir nach England, und dann dauert es womöglich lange, bis ich wiederkomme. Und ich wollte doch so gern die Große Moschee und den Grabstein der Königin sehen. Ist es noch weit?"

"Wir sind schon da", antwortete Ramiz und erlebte das Staunen des Kindes vor dem großen Kirchenbau. "Können wir hineingehen? Ist dort drinnen das Grab?" fragte sie leise. "Komm", sagte der Junge, und sie schritten durch das Portal in den hohen Säulenwald und in die Seitenkapelle zu der steinernen Grabplatte, in der die zarten Umriss der königlichen Frau zu erkennen waren. "Sei gegrüßt!" sagte die Kleine und legte eine Rose zu Füßen des Steines nieder. "Man kann viel zu wenig von ihr erkennen", klagte sie und fuhr mit der Hand zart und liebevoll über die verwitterten Umriss der königlichen Gestalt. "Sicher ist sie in Wirklichkeit noch viel schöner gewesen", fügte sie hinzu. "Tausendmal schöner!" rief Ramiz. Das kleine Mädchen fuhr fort: "Wenn ich nicht mehr hier bin, mußt du oft zu der Königin gehen und ihr eine Rose bringen und Grüße von mir sagen. Willst du das tun?" "Das verspreche ich dir", antwortete Ramiz feierlich. "Aber du mußt nun zurück nach Hause. Bestimmt wird dich deine Mutter sonst suchen."

Als sie aus der Kirchentür traten, ließen sich zwei weiße Täubchen vor ihnen nieder, pickten und trippelten auf dem Gartenweg. "Ob es meine Tauben sind?" dachte Ramiz, und schon verstand er, wie sie gurrten:

"Kommt her und schaut, kommt her und schaut:
hier gehen Bräutigam und Braut!"

Ramiz sah sich nach allen Seiten um, aber außer ihm und dem kleinen Mädchen war niemand vor der Kirche zu erblicken. "Ich würde gern die Sprache der Vögel verstehen", sagte jetzt das Kind zu ihm. "Kennst du das Märchen vom Aschenputtel und wie die Tauben rufen: 'Die rechte Braut, die führt er heim.'" Ramiz schüttelte den Kopf, er kannte das Märchen nicht. Aber es wurde ihm ganz heiß. Konnte das Kind Gedanken lesen? Sie sah ihn jetzt ernsthaft an: "Morgen muß ich fort. Aber ich komme wieder zu dir, wenn du mir wahr und wahrhaftig versprichst, daß du mir den Ring der Königin schenken willst."

Noch heftiger erschrak Ramiz: Kannte das Mädchen sein Geheimnis? Konnte er ihr vertrauen? Wußte sie, daß er den Ring der Königin auf dem Herzen trug? Es konnte doch gar nicht sein! Ihre Augen sahen so klar und unschuldig zu ihm auf, daß alle Angst von ihm abfiel und er mit fester Stimme wieder sagte: "Ich verspreche es dir!" Da hob sie sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn auf den Mund: "So sind wir Brautleute von heute an."

Ramiz vermochte ihr nicht zu antworten. Zu unerwartet, zu rasch war diese kleine Lichtgestalt in sein Leben getreten. Doch sie nahm ihn bei der Hand und strebte eilig den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück. "Nein", sagte Ramiz, "zum Stadttor müssen wir in eine andere Richtung gehen, sonst ist es ein Umweg." Aber als sie sich der Bushaltestelle näherten, blieb Ramiz stehen, und eine große Traurigkeit

überfiel ihn. "Fahre nicht so gleich von mir fort", rief er flehend, "ich weiß nicht einmal deinen Namen!" Sie lachte ihm zu: "O, er ist leicht zu behalten: Günesch, das heißt Sonne! Und deinen Namen kenne ich, du heißt Ramiz, die Mutter hat im Haus nach dir gerufen, als du bei dem Kohlenbecken im Hof warst." Ramiz sah sie unglücklich an: "Ich habe keine Mutter mehr, auch mein Vater ist tot." Günesch seufzte tief: "Da brauchst du mich aber ganz, ganz nötig." "Ach", rief Ramiz, "wir sind doch noch beide so jung! Wie kann ich daran denken, dich als Braut in mein Haus zu führen. Du bist reich, und ich bin bitter arm!"

Günesch blieb stehen und sagte feierlich: "Wir müssen sieben Jahre aufeinander warten. Wenn du mir treu bleibst, so treffen unsere Wege in sieben Jahren wieder zusammen, so wie sie heute zusammengetroffen sind. Du darfst mich nur nie vergessen und darfst nie daran zweifeln." Ehe Ramiz noch viel entgegnen konnte, war sie schon in den wartenden Omnibus gestiegen und winkte ihm zu.

Ramiz stand wie betäubt, als er sie fortfahren sah, aber dann überfiel ihn plötzlich ein überströmendes Glücksgefühl und eine große Zuversicht. Verschwunden war der zehrende Schmerz um die tote Königin. "Sieben Jahre" sang er vor sich hin, "sieben Jahre, dann kommt sie wieder, dann kommt Günesch wieder zu mir."

Sieben Jahre vergingen, oft harte, aber gute Jahre für Ramiz. "Du bist jetzt ein besserer Goldschmied als ich", sagte sein Pflegevater. "Schon kommen die reichen Käufer in unsere Werkstatt; und wenn wir weiter fleißig sind und sparen, können wir unser Geschäft vergrößern und ein hübsches Haus am Stadtrand bauen." Doch Ramiz hatte nur den einen Gedanken: "Wie wird es sein, wenn sieben Jahre vergangen sind?" Ob arm oder reich, er vertraute darauf, daß Günesch ihn wiedertreffen und wiedererkennen würde. Als das siebente Jahr ihrer Trennung angebrochen war, wurde er immer ungeduldiger.

Da trat eines Tages ein guter Nachbar in die Tür und ließ sich zu einem Schwatz auf dem herbeigeholten Schemel nieder. Ramiz brachte ein Glas Tee zu seiner Begrüßung aus der Küche. Der Nachbar sah ihn wohlwollend an: "Solch einen netten, anstelligen jungen Mann wie dich könnte ich in drei Tagen wohl gebrauchen. Ich muß ein großes Essen für das Gartenfest beim Bürgermeister herrichten. Es handelt sich um eine höchst ungewöhnliche Sache. Der Bürgermeister hat eine Schwester, die in England verheiratet ist. Sie kommt alle Jubeljahre einmal zu Besuch. Und so ist sie jetzt hier und hat eine ausnehmend schöne Tochter mitgebracht, ich glaube, sie heißt Günesch, oder so ähnlich. Der Bürgermeister wollte nun seine Nichte mit Harun, dem Sohn des reichsten Kaufmanns in der Stadt verloben. Aber stellt euch vor, das Mädchen hat ihn ausgelacht und gesagt: 'Die Zeiten, lieber Onkel, sind vorbei. Ich möchte mir selbst einen Mann aussuchen. Und zwar habe ich eine Bedingung: Wer mir den schönsten Ring als Brautgabe bringt, dem reiche ich die Hand.'"

Ramiz fühlte sein Herz laut klopfen: "Hat sich der Bürgermeister darauf eingelassen?" fragte er gespannt. "Ja", antwortete der Nachbar. "Er dachte zwar zuerst, es wäre ein Scherz und erzählte die Geschichte seinen Freunden im Kaffeehaus. Darauf meldeten sich fast 40 junge Bewerber, so daß der Bürgermeister vollkommen verwirrt und aufgeregt wurde. Manche hatten den Ring schon in der Tasche, aber die hübsche Nichte hat sie nur ausgelacht. Sie sagte, sie hätte sich etwas ganz anderes vorgestellt. Schließlich hat man beschlossen, ein großes Fest zu geben. Alle Ringe sollen auf einen Tisch ausgebreitet werden, damit die Gäste sehen, wie sich das Mädchen entscheidet."

"Und wer sind die Bewerber?" fragte Ramiz. "Natürlich sind es nur die Söhne aus den vornehmsten Familien der Stadt. Soviel ich weiß, sind hundert und mehr Einladungen geschrieben und an sie versandt worden."

Traurig senkte Ramiz den Kopf. Wie könnte er jemals den Zutritt zu diesem Gartenfest erlangen? Und doch war es ihm gewiß, daß Günesch es seinetwegen so eingerichtet hatte. Der Nachbar fing an zu jammern: "Natürlich ist es eine Ehre, daß mein Restaurant die Bewirtung übernehmen soll. Aber die große Arbeit wächst mir über den Kopf! Mein Personal reicht nicht aus. Ein Kellner ist auf Urlaub, der andere ist gestern krank geworden." Doch dann brach er ab und starrte Ramiz an: "Ich habe ein großartige Idee. Es dämmerte mir ja bereits, als du mir so geschickt den Tee serviert hast. Du kannst mir aus der Patsche helfen. Du brauchst nichts zu tun, als mit einem Tablett voller Gläser durch den Garten zu gehen und den Gästen etwas zum Trinken anzubieten. Einen schwarzen Anzug hast du doch wohl?" Ramiz mußte ihn enttäuschen: "Wann brauche ich denn einen schwarzen Anzug?"

"Macht nichts!" lachte der Nachbar. "Das wirft meine Kasse auch noch ab. Paß nur auf, du wirst der schönste junge Mann an diesem Fest sein!" "Na, na", warf der Onkel ein, "er ist ja nicht der Bräutigam!" Doch für Ramiz war nun die Fortsetzung seines Märchens gekommen.

Das Gartenfest begann. Wagen auf Wagen hielt in der Straße vor des Bürgermeisters Haus, dem elegante und erwartungsvolle Gäste entstiegen. Lächelnd erwartete sie Ramiz mit einem Begrüßungstrunk am Eingangstor. Doch hatte er noch keinen Blick auf die Familie des Bürgermeisters werfen können, die weit hinter ihm auf der Terrasse des Hauses die Ankommenden erwartete. Sicher würde Günesch in ihrer Mitte stehen. Wie brennend gern hätte Ramiz sie gesehen. Aber es war ihm unmöglich, er hatte den strengen Befehl, seinen Platz nicht zu verlassen, bis der letzte Wagen eingetroffen sein würde. Ein flinker Küchenjunge brachte ihm Nachschub, volle Flaschen, und trug die leeren Gläser in die Wirtschaftsräume zurück.

Schon trafen die Gäste zögernder ein, aber der Küchenjunge flüsterte ihm zu: "Der reiche Harun ist noch nicht angekommen. Noch

stehen die Ringe fest verschlossen in ihrem Kästchen auf dem Tisch." "Höre!" sagte Ramiz. "Kennst du die Nichte des Bürgermeisters?" "Natürlich!" antwortete der Junge stolz. Ramiz griff in die Tasche und holte ein feines, kleines, rotes Taschenmesser heraus: "Das Messer gehört dir, wenn du zu Günesch gehst und sie bittest, so rasch wie möglich zu mir zu kommen. Sage: zu dem, der den Weg zur Großen Moschee weiß", setzte er dringend hinzu. Der Junge zögerte, sah aber dann verlangend auf das rote Messer und sprang davon. In diesem Augenblick fuhr eine Luxuslimousine vor. Als ihr ein älteres Ehepaar mit einem hochgewachsenen Sohn entstieg, begriff Ramiz, daß dies der vom Bürgermeister besonders ungeduldig erwartete Gast war. Dieser wollte gerade seiner Nichte den reichen Bewerber vorstellen, als er bemerkte, wie der kleine Küchenjunge ihr etwas zuflüsterte und sie am Ärmel zog. Ärgerlich schob er den Störenfried zur Seite: "Was hast du hier zu suchen? Lauf zurück in die Küche und sage, daß man bald das Essen auftragen kann."

Verschüchert rannte der Junge in die Küche und dann sogleich zu Ramiz, denn er hatte natürlich das Messer nicht vergessen. Ramiz sah ihn vorwurfsvoll an: "Kommt Günesch nicht mit dir?" Der Junge schüttelte kläglich den Kopf: "Ich habe es ihr nicht sagen können, man hat mich davon gejagt, ich geh' da nicht wieder hin!" Ramiz griff in die Tasche und holte eine Armbanduhr heraus. Die Augen des Jungen wurden kugelrund vor Staunen, als er ihm sagte: "Die Uhr gehört dir, wenn du noch einmal zu Günesch gehst und sie bittest herzukommen." Der Junge sah ihn ängstlich an, aber dann siegte die Begierde, die Uhr zu bekommen, und er lief noch einmal zu der Schar der Gäste. Diese umstanden einen großen Tisch und sahen zu, wie Günesch langsam, langsam jedes Kästchen öffnete und daraus kostbare goldene Ringe entnahm, einer schöner und funkelnder als der andere, so daß die Gäste in laute Bewunderung ausbrachen. Da nun alle auf die Ringe schauten, konnte der Küchenjunge fast unbeobachtet Günesch seine Botschaft zuflüstern. Sie wurde abwechselnd rot und blaß, denn nun wußte sie gewiß, es war Ramiz, der am Gartentor auf sie wartete. Nur zu gern wäre sie zu ihm gelaufen. Doch sie war wie von einer Menschenmauer, von ihrer gesamten Familie und von ihren Freunden umgeben, so daß sie dem Kreis nicht unbemerkt entfliehen konnte.

Endlich faßte sie sich ein Herz und bat ihren Onkel: "Ich habe mein Handtäschchen im Haus liegen lassen. Würdest du mir erlauben, es zu holen?" Doch der Bürgermeister sah sie streng an: "Das hat Zeit, wenn du deine Wahl getroffen hast." Und aufs neue bemerkte er ärgerlich den Küchenjungen: "Bist du schon wieder hier, du neugieriger Fratz? Hier gibt es nichts für dich zu tun!" In großen Sprüngen lief der Kleine zu Ramiz zurück. Der seufzte tief: "Du bist ein tapferer Junge, und die Uhr gehört dir. Aber ich habe noch etwas Schönes, ein Tonbandgerät, denke nur! Es steht in der Küche, und ich schenke es dir, wenn du noch einmal zu Günesch gehst." Erschrocken wehrte der Junge ab.

Ramiz fuhr fort: "Du brauchst auch diesmal gar nichts zu sagen, du sollst ihr nur dieses kleine Päckchen in die Hand geben." Und wieder war die Versuchung zu groß für den kleinen Küchenjungen.

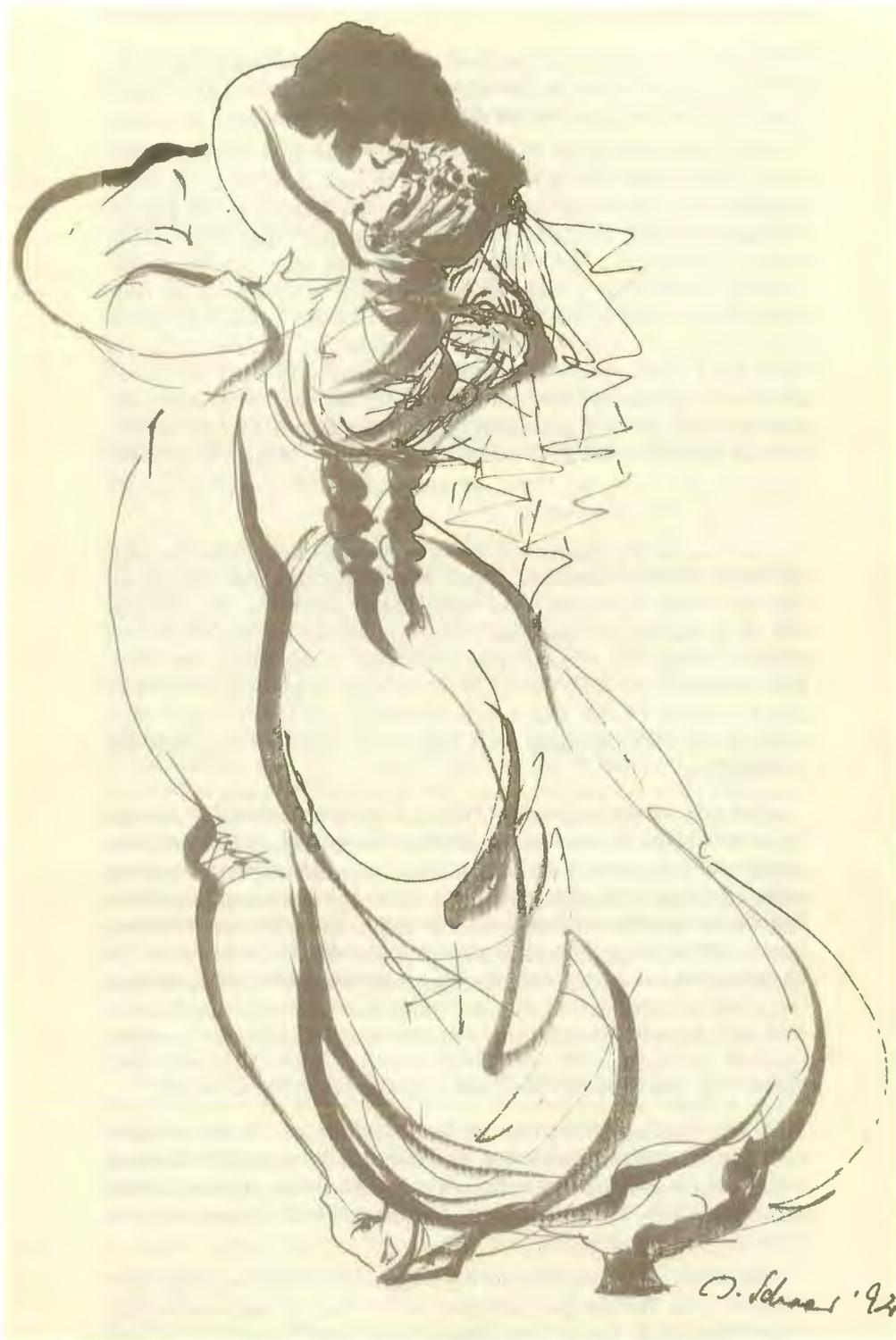
Noch einmal lief er zu der Gesellschaft zurück und wartete hinter einem Baum einen günstigen Augenblick ab. Rasch zupfte er Günesch am Kleid und steckte ihr das Kästchen zu. Die Spannung der ganzen Versammlung war auf dem Höhepunkt. In diesem Augenblick fiel es dem Küchenchef ein, daß er Ramiz versprochen hatte, ihn abzulösen, wenn der letzte Gast gekommen war. So rasch er konnte lief er zum Gartentor und zog Ramiz mit sich in die Nähe des Hauses. Er selbst wollte die große Überraschung gern miterleben und gönnte natürlich auch Ramiz das seltene Schauspiel. Bescheiden standen sie etwas abseits von der Gesellschaft und konnten nur von fern beobachten, wie Günesch blaß und mit zitternden Händen das letzte Kästchen öffnete. Es kam ein herrlicher Ring heraus, ein reich von Brillanten gefaßter Edelstein glänzte in der Hand des jungen Mädchens, und ein lautes "Ah" klang durch den Garten.

"Nun", sagte der Bürgermeister zu seiner Nichte, "dürfte dir doch die Wahl nicht schwerfallen. Dieser letzte Ring übertrifft wahrhaftig alle anderen an Schönheit." Die Gäste hielten den Atem an, und jetzt trat auch Ramiz, im Innersten aufgeregt, dichter an den Kreis um Günesch heran, die er zum ersten Mal nach sieben Jahren erblickte. Fast blieb ihm das Herz stehen, denn nie hatte er gedacht, daß sie so schön werden würde. Das kleine Mädchen von damals glich jetzt völlig in ihrer Erscheinung der Königin von Zypern im nächtlichen Kerzenglanz.

Aber was würde sie nun tun? Würde sie sich für den reichen Bewerber entscheiden? Würde ihm das herrliche Traumbild noch einmal entgleiten und sich damit tiefes Dunkel über sein Leben senken? Langsam nahm Günesch ihren Spitzenschal von ihren Schultern, und alle sahen, daß sie einen wunderbaren Schmuck trug, eine Kette aus goldenen Rosen, deren jede in ihrer Mitte einen leuchtenden Rubin umfaßte. "Es ist noch nicht das letzte Kästchen, das ich geöffnet habe", sagte sie laut, "es wurde mir soeben noch eins in die Hände gelegt, und ich möchte es jetzt allen zeigen!" Sie atmete tief und entnahm dem Seidenfutter einen Goldreif, der in der Mitte eine goldene Rose mit einem flammend roten Rubin trug. Jeder konnte sehen, daß er genau zu der Kette gehörte.

"Dieser Ring", sagte sie nun mit freudiger Stimme, "ist mir versprochen, als mir meine Großmutter die Halskette übergab, die ich heute trage und die auf märchenhafte Weise in den Besitz unserer Familie gelangte. Warte, sagte sie zu mir, bis der rechte Bräutigam dir den rechten Ring dazu bringt."

Alle sahen sie verwundert an, der Bürgermeister aber war ärgerlich, daß ihn seine Hoffnungen getrogen hatten, und er fragte sie streng: "Wer ist der junge Mann, der dir diesen Ring gegeben hat?"



"Ich bin es", rief Ramiz und trat auf den Bürgermeister zu. Dieser betrachtete ihn voller Mißtrauen: "Ich kenne Sie nicht. Wer hat Sie in mein Haus geladen?" Auch bei den Gästen entstand ein verwundertes Rätselraten, bis eine Stimme rief: "Aber das ist ja der Kellner, der mit dem Tablett voller Gläser am Eingang stand!"

Jetzt stellte sich mutig der Küchenchef neben Ramiz und sagte: "Ja, Sie haben ihn richtig erkannt. Es ist der Sohn meines Nachbarn, den ich mir heute zu meiner Hilfe in diesen Garten geholt habe. Er ist Waise, aber ein braver, fleißiger junger Mensch, dem noch nie jemand etwas Übles nachgesagt hat."

Doch der Bürgermeister konnte sich noch nicht von seiner Enttäuschung erholen. "Haben Sie", so wandte er sich an Ramiz, "unter den angesehenen Familien der Stadt Freunde, die für Sie bürgen können?" Traurig schüttelte Ramiz den Kopf. Aber jetzt trat Günesch an seine Seite: "Wenn die Menschen uns nicht helfen wollen, so zeugen die Vögel unter dem Himmel für uns", und sie hob die Arme in die Höhe. Alle folgten ihr mit den Blicken und sahen ein Paar schneeweiße Tauben durch die Dämmerung herabschweben und sich auf die Schultern von Ramiz niederlassen. Tiefe Stille breitete sich in dem großen Garten aus, bis der Bürgermeister die Hände der beiden jungen Menschen ergriff und sie ineinander legte.

"Hurra!" rief der kleine Küchenjunge. "Das Hochzeitsessen ist angerichtet! Alle sind eingeladen!" "Das Hochzeitsessen?" fragte der Bürgermeister. "Ist da nicht zu eilig?" "Nein", antwortete Ramiz. "Sie haben ein großes Fest wohl vorbereitet, die Gäste sind alle zur Stelle, und ich habe sieben Jahre auf Günesch warten müssen. Ich bitte nur, daß wir meine Pflegeeltern holen und den Imam, der den Segen über uns spricht. Und noch eine Bitte habe ich: Bisher war ich einsam und unbekannt und hatte keine Feinde. Es könnte sein, daß sich nun unter den jungen Männern, die sich um die Hand Ihrer Nichte beworben haben, solche befinden, die enttäuscht und vergrämt sind und mich und mein großes Glück beneiden. Meine Braut und ich möchten einem jeden die Hand reichen und um seine Freundschaft werben. Die Ringe aber sollen in den Schatz der Stadt wandern."

Darüber herrschte nun allgemeine Freude, und alle aßen und tranken bis tief in die Nacht hinein. Ramiz und Günesch waren leise aus dem Festsaal wieder in den Garten gegangen und standen wie verzaubert unter einem großen Baum, auf dem die Tauben zärtlich gurrten. "Verstehst du, was sie sagen?" fragte Günesch. "O ja", lächelte Ramiz, "es ist fast der gleiche Vers wie vor sieben Jahren bei der Großen Moschee:

'Kommt her und schaut, kommt her und schaut:
Jetzt küßt der Bräutigam die Braut!'"

Vom Paradies und vom Parador

Vor mehr als 500 Jahren lebte in der spanischen Stadt Segovia eine fromme Witwe. Still und zurückgezogen blieb sie die Woche über in ihrem Haus, das, südlich der Stadt auf einem Hügel gelegen, besonders zur Abendzeit einen wunderbaren Ausblick auf die hochragende Kathedrale, die wehrhafte Burg und den mächtigen römischen Aquädukt bot. Oftmals stand die alte Frau auf ihrem hölzernen Balkon und schaute zu dem Stadtbild herüber, doch verließ sie ihre Wohnung nur am Sonntag, um die heilige Messe in der Kirche zu besuchen. Unterhalb ihres Anwesens auf der Straße, die von Madrid über Segovia nach Norden, auf Burgos zu und auf den alten Pilgerweg nach Santiago di Compostela führte, konnte sie die Welt an sich vorüberziehen sehen: schwere Planwagen, mit Maultieren bespannt, die kostbares Handelsgut bargen, Ochsenkarren, von den Bauern der Meseta angetrieben, adlige Herren zu Pferde und schlichtgekleidete Pilger mit ihrem Stab und der Jakobsmuschel am breitrandigen Hut.

So manchesmal, wenn die Sonne so recht heiß im Sommer herunterbrannte, stieg ein müder Wanderer die Stufen zu ihrem Gartentor hinauf und setzte sich auf die steinerne Bank neben dem Eingang. Sie gab dann stets der Magd den Auftrag, dem Erschöpften einen Becher Wein und ein Stück Brot herunterzutragen.

Eines Abends beobachtete sie wieder einmal einen Jakobspilger, der auf ihrem Bänkchen ausruhte. In seinem Schoß schlief ein totenblasses Kind, dessen Anblick ihr ein solches Mitleid einflößte, daß sie nicht die Magd schickte, sondern selbst hinunter zur Pforte ging. Der Mann sah tief besorgt auf das kleine Mädchen in seinen Armen und drehte sich erst nach ihr um, als sie ihm die Hand auf die Schulter legte: "Ihr seid zu einer späten Stunde noch unterwegs mit Eurem Kind. Es scheint übermüdet von einer langen Wanderung."

"Ach", sagte der Mann traurig, "es ist nicht nur müde, ich glaube, es ist krank geworden. Es sank mir aus dem Sattel, und ich fühle kaum noch, wie sein kleines Herz schlägt."

"Ich werde die Magd in die Stadt schicken, um einen Arzt zu holen, indessen Ihr mit dem Kind in mein Haus kommen sollt. Dort legen wir das Mädchen auf ein Bett und warten auf den Medikus."

Der Mann sah sie dankbar an, und während sie der Kleinen kühle, feuchte Tücher auf die Stirne legte, begann er zu erzählen: "Einige Jahre waren meine Frau und ich glücklich miteinander verheiratet, und doch war der Kindersegen, um den wir innig beteten, ausgeblieben. Da



riet uns ein Freund, dem Heiligen Jakob eine Wallfahrt zu geloben, und so befolgten wir diesen Rat und versprachen dem Apostel eine Wallfahrt zu seiner Grabeskirche in Santiago, sobald das ersehnte Kind sieben Jahre alt sein würde. Der Heilige erhörte uns, und zu unserer größten Freude kam diese unsere geliebte Tochter zur Welt. Wir waren entschlossen, in sieben Jahren unser Gelübde zu erfüllen. Doch vor einigen Monaten brach eine Seuche in der Stadt aus und warf auch meine Frau aufs Krankenlager, von dem sie nicht mehr aufstehen sollte. Sterbend erinnerte sie mich an unser Gelübde, und ich versprach es ihr getreu zu erfüllen. Da ich sah, daß das Kind wohl gesund, aber klein und zart war, kaufte ich für die weite Reise ein Maultier, auf dem sie, nun von mir geführt, schon eine Woche geritten ist. Doch scheint es trotz aller Sorgfalt zu anstrengend für sie gewesen zu sein, und ich weiß nicht, ob sie bald wieder zu Kräften kommen kann. Das Tier habe ich etwas unterhalb Eures Hauses an einen Baum gebunden."

Die Frau hieß den Mann, das Maultier in ihren Hof zu führen und öffnete dem Arzt die Tür, der wenig später aus der Stadt herbeigeeilt war. Der untersuchte das Kind lange und gewissenhaft, bevor er sein Urteil abgab: "Eurer Tochter fehlt nichts als Ruhe und gute Pflege. Den weiten beschwerlichen Weg nach Santiago würde sie nicht überstehen. Der Heilige Jakob kann dieses Opfer nicht von Euch verlangen. Kehrt um mit dem Kind und betet fleißig zu ihm am Altar Eurer Heimatkirche."

Dem Fremden rannen die Tränen aus den Augen: "Ich habe es dem Heiligen gelobt und meiner verstorbenen Frau auf dem Sterbebett versprochen. Soll ich wortbrüchig werden?"

Jetzt wandte sich die Frau an ihn: "Geht mit Gott und nehmt für Euch selbst das Maultier, so werdet Ihr leichter wieder zu mir zurückkehren. Das Kind behalte ich bei mir und werde es pflegen, als wäre es mein eigenes. Betet jeden Abend einen Rosenkranz für uns und vertraut auf Gottes Beistand."

"Auch ich werde nach Eurer Tochter schauen", fügte der Arzt hinzu. "Nehmt die Hilfe einer guten Christin an, ich kann mich für sie verbürgen." Drei Tage noch blieb der Vater bei seinem kranken Kind, und als er sah, daß es langsam gesundete und eine solche Zuneigung zu der alten Frau faßte, als wäre es seine eigene Großmutter, machte er sich getrost auf die Pilgerreise.

Nun stand die alte Frau nicht mehr allein auf ihrem Balkon, die zarte, kleine Ramona schaute neben ihr zur Stadt hinüber. Sie hatte sie so lieb gewonnen wie ihr eigenes Enkelkind, das sie nur selten zu Gesicht bekam, da ihr Sohn mit seiner Familie nach Burgos übergesiedelt war.

Die Wochen gingen dahin, und sie wurden der alten Frau und dem Kind nicht lang. Da kehrte der Vater zurück. Lachend und weinend

hielt er seine Tochter in den Armen: "Viel größer ist sie geworden und, wie mir scheint, auch schöner und klüger, seit ich sie verließ", rief er glücklich. "Spinnen und Lesen hat Ramona bei mir gelernt, wie ich einst bei den Klosterfrauen", lachte die alte Frau. "Doch wie kann ich es Euch danken, wie kann ich es Euch jemals vergelten?" fragte der Mann. "Mein Vermögen gab ich meinem Bruder, denn ich zog als armer Pilger von zu Hause fort, nur das Opfergeld führte ich mit mir, das ich auf den Altar des Apostels gelegt habe. Hat mein Bruder meinen Besitz ehrlich verwaltet, so kann ich Euch reichlich für Eure Mühe und Fürsorge belohnen."

Die Frau schüttelte den Kopf: "Ich tat es nicht um Gut und Geld. Aber schenkt mir den Rosenkranz, den Ihr auf der Pilgerreise getragen habt, der Segen Eurer Gebete wird mich auf dem kurzen Erdenweg, der mir noch bleibt, begleiten." Da nahmen sie unter Tränen voneinander Abschied.

In der Nacht schien es der alten Frau, als öffnete sich die Schlafzimmertür, und umgeben von einem strahlenden Lichterglanz trat der Heilige Jakob an ihr Bett: "Du hast meinem Pilger in seiner Not beigestanden, so will ich dir drei Wünsche gewähren." Die Frau hob bitzend die Hände: "Ich habe nur noch einen einzigen Wunsch auf dieser Erde: Heiliger Jakob, führe und leite mich auf dem Weg ins Paradies." "Gern will ich dir diesen Wunsch erfüllen, über ein kleines, wenn deine Stunde gekommen ist. Aber sprich, hast du noch eine Bitte, die ich dir gewähren kann?"

Die alte Frau dachte ein wenig nach: "Mein Herz hängt nicht an irdischem Besitz, aber an dem Anblick meiner lieben Vaterstadt Segovia, wie ich ihn jeden Tag von meinem Balkon genieße. Ich wüßte wohl gern, ob noch nach 500 Jahren alles so steht wie heute." "Auch auf diesen Weg zurück zur Erde werde ich dich geleiten", nickte ihr der Heilige Jakob zu. Nicht lange darauf trug man die alte Frau zu Grabe. Wohl sahen die Umstehenden, wie der Sarg in die Tiefe sank, aber nicht, wie der Heilige Jakob ihre Seele hinauf zum Paradies trug.

500 Jahre sind in Gottes Heilsplan nur ein Augenblick. Die alte Frau hätte ihre Empfindungen von Geborgenheit, wunschlosem Glück und weltweiter Entrückung nicht zu schildern vermocht, als Sankt Jakob wiederum ihre Hand ergriff und sie auf dem versprochenen Erdenweg geleitete. Die Nachmittagssonne lag noch über der Stadt Segovia und über dem Hügel ihres Hauses, in dem sie einst gewohnt hatte. Doch das schlichte kleine Gärtchen hatte sich in eine große Rasenfläche mit blühenden Rosen verwandelt, das graue niedrige Häuschen in einen mächtigen Gebäudekomplex mit hohen und niedrigen Stockwerken, Erkern, Balkonen und Ziegeldächern.

"Hier habe ich gelebt?" fragte die alte Frau leise. Eine harte durchsichtige Wand wich vor ihnen zurück, als sie die Treppen hinaufgestiegen waren und in eine riesengroßen Halle eintraten. Eine

Gruppe von Menschen drängte sich vor einem dunklen Eichentisch, an dem ein Herr ihnen schwere Metallschlüssel aushändigte.

"Fürchte nichts", sagte Sankt Jakob, "es sieht und hört uns niemand. Frage mich immer, wenn dir etwas unverständlich ist." Die Frau sah in verwirrt an: "Ich verstehe gar nichts. Wo sind wir hier, und wer sind alle diese Menschen?"

"Dort, wo einst dein Haus stand, ist jetzt eine große Herberge erbaut. Du siehst, wie jedem der Gäste ein Schlüssel für seinen Schlafraum ausgehändigt wird." "So hat ein jeder Reisender einen eigenen Raum für sich? Schlafen sie nicht zusammen in einem Saal für die Pilger?" fragte sie erstaunt. "Es sind keine Pilger", belehrte sie der Heilige, "und sie sind es nicht mehr gewohnt, mit Fremden zusammen zu schlafen. Aber komm, ich will dir zunächst solch einen Schlafraum zeigen."

"Es brennen überall Kerzen an den Wänden, und noch ist die Sonne nicht untergegangen", rief die alte Frau verwundert. "Auch das sind sie heute gewöhnt. Sie vermögen sich nicht mehr im Dunklen zurechtzufinden. Aber sieh nur, es ist ganz leicht: ein Druck auf den Knopf in der Mauer, und schon ist der ganze Flur in Licht getaucht. Ebenso kann ein jedes Kind das Licht wieder auslöschen", zeigte ihr der Heilige Jakob.

Unhörbar öffnete er nun die Tür zu einem Raum, und die Frau stieß einen Ruf der Überraschung aus: "Teppiche, Sessel und schimmernd weiße Wäsche auf den breiten Betten!"

Sankt Jakob lächelte: "Schau weiter!" Und er öffnete eine Nebentür im Zimmer. Die Frau begriff gar nichts. Glas und Spiegelwände, Lichtbänder und blitzendes Metall über Marmortischen und Becken. Sankt Jakob drehte an einem Griff: Wasser schoß aus der Wand in eine helle Wanne.

Der Heilige erklärte es ihr: "Sie sind es heute gewohnt, sich warm und kalt zu baden und das Wasser von oben herab über ihren Körper herunterfließen zu lassen. Es ist ihnen selbstverständlich, jeden Tag frische Wäsche anzuziehen." "So sind sie reich? Sind es Kaufleute, die unsere Stadt aufsuchen?" wunderte sich die Frau.

"O nein", gab ihr der Heilige zur Antwort, "sie reisen nur um des Reisens willen. Aber schau nur weiter!" Und er führte sie von dem Flur der Schlafzimmer in eine riesige Halle mit großen lederbezogenen Sesseln, geschnitzten Truhen und Pflanzen, Blumen in Schalen und Gläsern. Leise Musik durchdrang den Raum. "Eine Orgel?" fragte die Frau. "Wo steht sie?" Sankt Jakob lächelte wieder ein wenig: "Die Menschen von heute können nicht nur die Kräfte des Lichts einfangen und sie ein- und ausschalten, wie es ihnen beliebt, sondern sie wissen auch die Töne im Weltall zu sich herzuleiten. Auch sie können sie mit einem leichten Druck ein- und ausschalten. Aber jetzt sieh auf deine Stadt!"

"Segovia, o Segovia!" sagte die Frau andächtig und trat an die riesige gläserne Wand, die den Blick auf die altvertraute Stadtsilhouette im Abendrot freigab: "Ob sich die Menschen von heute daran noch genau so freuen wie ich vor langer, langer Zeit?"

Sankt Jakob deutete auf ein junges Paar, das Hand in Hand in den Saal getreten war. "Hast du es dir so schön gedacht?" fragte der junge Mann zärtlich seine Begleiterin. "Wie hätte ich mir so etwas Wunderbares vorstellen können", antwortete sie. "Es ist mir wie ein Traum: die herrliche Kathedrale im Abendsonnenschein, das Märchenschloß, der große römische Äquadukt..." Die alte Frau lächelte glücklich zu dem Antlitz des Heiligen herauf, der sie bei der Hand nahm, und sie fragte ihn weiter: "Ist dieser Raum mit der Musik, mit der großen durchsichtigen Wand und mit den Kerzen die Kirche der neuen Herberge?"

Sankt Jakob schüttelte den Kopf: "Es ist nur der Saal zum Ausruhen und Lesen. Wir stehen im Mittelpunkt des großen Hauses, das sie Parador nennen. Doch nun gehen wir die breite Treppe hinunter. Ich führe dich in den Raum, in dem sie essen." Hier nahm das Staunen der alten Frau kein Ende. Wohl hatte sie bei ländlichen Festen reichgedeckte Tische gesehen, aber hier schien nicht nur der Ernteseegen eines Dorfes, hier schienen die Güter des ganzen Landes zusammengetragen und auf das schönste gruppiert zu sein. Die runde Anrichte unter einer riesigen kupfernen Esse war besetzt mit Schinken und Würsten, Salaten, Gemüse, Fischen und Früchten und mit ungezählten Speisen, die sie nie gesehen oder gekostet hatte. "Es sind nur die Vorerichte und die Nachspeise, die die Gäste sich selbst hier auswählen. Braten und Geflügel werden ihnen warm serviert, wenn sie am Tisch Platz genommen haben."

Junge Spanier mit dunklen, ernsten Gesichtern trugen rasch und lautlos große Fleisch- und Gemüseplatten, Reisgerichte und Weinflaschen zu den Wartenden heran. "Feiern die Reisenden ein großes Fest?" fragte die Frau.

"O nein"; gab Sankt Jakob zur Antwort, "sie sind es gewohnt, an jedem Abend ihrer Reise so bedient zu werden. Morgen werden sie in Burgos, übermorgen in Leon sein, bevor sie in meiner Stadt Santiago gastlich empfangen werden."

"Und du sagtest, sie reisen nur um des Reisens willen? Was suchen sie auf ihrer Fahrt? Suchen sie nur einen neuen Parador?" Ernst erwiderte ihr der Heilige: "Sie suchen den Anfang und genießen das Heute."

"Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", sprach die alte Frau leise vor sich hin.

"Ihr habt das noch gewußt", fuhr Sankt Jakob fort, "Ihr bautet die hohen Kathedralen, und Eure Pilger zogen zu den Stätten, von denen das Wunder seinen Ausgang nahm. Sie hielten das Heute für gering

und nahmen um des zukünftigen Lebens willen Mühe und Entbehrung auf sich. Sie warteten auf das Paradies und suchten es jenseits der Erde."

"Und die Menschen heute?" warf die Frau ein.

"Sie fürchten den Tod und suchen sich ihr Leben auf Erden so schön wie möglich zu gestalten. Nun sind ihre Wohnungen derart bequem geworden, daß es sie nicht verlangt, sie zu verlassen. Sogar die Kirchen, die euch Heimat bedeuteten, sind für sie oft nur noch Stätten der Bewunderung, aber nicht der Sehnsucht."

"Doch du sagtest, sie reisen und sie suchen!"

Der Heilige gab ihr zur Antwort: "Sie sind unruhig, ermüdet und gehetzt von Sorgen und Arbeit. Sie beneiden euch um eure Ruhe, um eure gläubige Zuversicht, aber sie sind nicht gewillt, dafür den Preis der Armut zu zahlen."

"Und sind sie glücklicher als wir?" forschte die alte Frau weiter. "Wir wollen durch dieses Haus zusammen gehen, und Du sollst selbst entscheiden, ob das Leben in dieser Zeit leichter und glücklicher ist, als es das Eure war", beendete Sankt Jakob ihre Fragen.

Nachdenklich ruhte das Auge der Frau auf den fremden Gästen. Die Frauen trugen helle Kleider, Ketten, Ringe und Armreifen aus Gold und edlen Steinen. Die Herren tranken ihnen aus hohen Gläsern zu, ihre Augen lachten, sie redeten laut und fröhlich miteinander, so daß eine Welle der Heiterkeit den Saal erfüllte. Sankt Jakob wies nun auf einen langen Tisch an der Seite des Saales, an dem bisher noch kein Gast Platz genommen hatte. Er war auf das schönste mit Blumen, brennenden Kerzen, mit kostbarem Porzellan und Silberbestecken geschmückt. Ein schlanker junger Mann führte ein wunderschönes junges Mädchen zur Mitte der Tafel. Sie war in schimmernde weiße Seide gekleidet, über den dunklen Locken trug sie einen zarten Spitzenschleier. Dem Brautpaar zur Seite und ihm gegenüber nahmen die Hochzeitsgäste ihren Sitz ein, der Wein wurde in die Gläser gefüllt und alle tranken dem Brautpaar zu, das von dem Glanz eines großen Glücks überstrahlt schien.

"Du sagtest, hier sei keine Kirche!" rief die alte Frau. "Aber diese junge Frau ist so schön wie ein Heiligenbild, zu dessen Ehren die Kerzen entzündet werden. Wer ist sie?" "Sie ist aus dem Geschlecht des kleinen Mädchens, das du aufgenommen hast, als ihr Vater nach Santiago pilgerte. Sie heißt wie ihre Ahnfrau Ramona."

Die alte Frau faltete die Hände: "So will ich für ihr Glück beten, wie ich damals für das Glück der kleinen Ramona gebetet habe. Doch wäre es vielleicht möglich, daß ich in diesem Parador ein Kind aus meinem Fleisch und Blut erblicken könnte?" Sankt Jakob nickte ernst: "Nicht hier in diesem Saal, aber folge mir zu den Wirtschaftsräumen." Sie

durchschritten eine Küche, deren viele blitzende Herdplatten und Kachelwände die alte Frau in Erstaunen setzten, und kamen in einen engen Gang, in dem ein schluchzendes Mädchen an einer Wand lehnte. "Ist sie das?" fragte die Frau erschrocken. Sankt Jakob verneinte es: "Aber warte einen Augenblick."

Ein zweites Mädchen in dem dunkelroten Kleid der Hausangestellten lief auf die Weinende zu: "Bist du hier, Maria? Ich habe dich überall gesucht." "Was soll aus mir werden, Catalina?" schluchzte die Arme. "Die fremde Dame kann ihren Ring nicht wiederfinden und sie sagt, niemand außer mir hätte das Zimmer betreten. Der Chef soll die Polizei holen, sie verlangt es von ihm. Und wenn ich auch noch so sehr meine Unschuld beteuere, sie werden mich verhaften, und auch wenn sie mir nichts nachweisen können, werde ich meine Stellung verlieren. Vater hat doch keine Arbeit. Sie brauchen meinen Verdienst zu Hause."

Mitleidig umarmte Catalina die Freundin: "Hast du schon zum Heiligen Jakob gebetet? Er hilft den unschuldig Verfolgten. Wir wollen ihn um seinen Beistand bitten."

Die alte Frau sah hilflos zu dem Heiligen auf: "Nur du kannst ihr helfen. Du kannst den Verdacht von ihr nehmen. Du weißt den Ring wiederzufinden. Wirst du es tun?" Sankt Jakob nickte: "Um des Mädchens willen, das deinen Namen trägt, die dir gleich und mich angerufen hat, will ich Maria helfen. Komm mit mir, aber wundere dich nicht, wenn ich jetzt den Menschen sichtbar sein werde."

Sie schritten zurück durch die Wirtschaftsräume in die große Empfangshalle und hörten schon von weitem die ungeduldige Stimme des Hausmeisters: "Hört denn heute der Ärger gar nicht auf? Zuerst das Geschrei um den verlorenen Ring, und jetzt beklagen sich die Gäste über deine Zudringlichkeit, Pedro! Wer hat dir erlaubt, hier hereinzukommen? Wir brauchen keinen Schuhputzer, wir haben auf jedem Flur eine elektrische Putzmaschine. Geh in die Stadt, aber laß uns hier in Ruhe!"

Mit gesenktem Kopf schlich ein blasser, kleiner Junge mit einem schweren Kasten am Lederriemen über seiner Schulter zur Tür hinaus. Die alte Frau seufzte: nicht nur das Glück war unter diesem Dach zu Hause.

Als sie sich nach Sankt Jakob umwandte, stand er nicht mehr im Pilgerkleid neben ihr, doch ein elegant gekleideter Herr trat auf den Hausmeister zu: "Hat einer Ihrer Gäste in der Telefonzelle eine kleine Tasche liegen lassen?"

Der Hausmeister drehte den Gegenstand nach allen Seiten, öffnete die Tasche und fand Tuch und Spiegel, einen Lippenstift und einen blitzenden Ring darin: "In der Tat, eine Dame in Zimmer 214 sucht seit vielen Stunden den verlorenen Ring."

"Bitte, wo ist diese Dame?" fragte ihn der fremde Herr. "Ich werde sofort im Fernsehraum und im Speisesaal nach ihr suchen lassen", antwortete dienstfertig der Hausmeister.

Die Stimme des Herrn wurde dringlicher: "Hatten Sie womöglich schon einen Verdacht?" Der Hausmeister war sichtlich verlegen: "Es ist natürlich, daß die Dame befürchtete, das Zimmermädchen könnte ihn genommen haben." "Natürlich?" sagte der Herr gedehnt. "Sie haben doch nur gut beleumdete Angestellte in Ihrem Hotel. Bitte, lassen Sie mich mit der Dame sprechen."

Die Reisende kam sehr aufgeregt in die Empfangshalle. Freude mit Verlegenheit wechselten auf ihren Gesichtszügen, als ihr der fremde Herr das verlorene Schmuckstück überreichte. Ihren lebhaften Dank wehrte er ab: "Senora, Sie haben ein unschuldiges Mädchen sehr unglücklich gemacht. Sie fürchtete die schlimmsten Folgen. Ihre Familie ist sehr arm." Die Frau errötete: "Es ist mir wirklich peinlich, es tut mir aufrichtig leid", und damit zog sie einen Schein aus ihrem Portemonnaie.

Der Herr nahm ihn lächelnd entgegen. "Vielleicht tröstet das die Kleine etwas, aber sie ist sehr stolz und wird ihn nur zögernd annehmen. Doch können Sie gern noch einen zweiten Schein aus Ihrer Tasche spenden, wenn Sie die Kathedrale in Santiago betreten und dem Heiligen danken, daß er Sie vor diesem Verlust bewahrt hat. Ich werde sogleich das Mädchen beruhigen und ihm den Finderlohn übergeben."

Wieder schritt er eilig, nun allen sichtbar, durch die Wirtschaftsräume zu den beiden Mädchen und trat auf Maria zu: "Alles hat sich zum Guten gefügt, der Ring ist gefunden, die Dame schenkt dir zum Trost diesen Geldschein." Maria atmete tief auf: "Catalinas Gebet hat mir geholfen, Dank sei dem Heiligen Jakob!"

Leise rührte die alte Frau den Ärmel des Apostels an, als sie Abschied nehmend noch einmal den Blick auf Segovia in sich aufnahm: "Ich durfte drei Wünsche sagen, und um zwei Dinge habe ich nur gebeten. Gib mir den Trost, daß meine Catalina im Angesicht dieser Reichtümer ihr gutes Herz behält, daß nicht Neid und Begierde ihre Gedanken vergiften!"

Sankt Jakob neigte sich zu ihr: "Das Böse wird keine Macht über sie gewinnen. Ehe ein Jahr vergangen ist, soll sie im weißen Brautkleid hier am reichgedeckten Tisch sitzen." Die alte Frau faltete glücklich die Hände: "So verlasse ich mit Freuden diesen Parador und kehre mit dir heim ins himmlische Paradies."

Das flammende Rot des Abendhimmels war erloschen, aber unsichtbare Scheinwerfer ließen die Türme und Mauern der hochragenden Stadt Segovia aufleuchten. Golden strahlten sie auf dem dunklen Hintergrund der Nacht.



Der wundertätige Pate

Die Windmühlenflügel drehten sich im Frühlingswind, und die gelben Butterblumen blühten auf den Wiesen um das Fischerhaus hinter dem Deich. Dort hatte die junge Frau ihrem ersten Kind das Leben geschenkt. Sie saß am offenen Fenster und wiegte den kleinen Sohn in ihren Armen. Ihr Mann beugte sich über sie: "Höre Nina, wir müssen unseren Jungen morgen taufen lassen, denn in drei Tagen gehe ich wieder auf große Fahrt." Die junge Frau blickte erschrocken zu ihm auf: "Wir haben ja noch gar keinen Paten für unser Kind!" Der Mann lachte: "Richtig! Da hätte ich fast das Wichtigste vergessen. Wen wollen wir denn bitten? Vielleicht den Bürgermeister oder den Hafenspektor?" Die Frau sah ihn traurig an: "So hoch hatte ich mich nicht verstiegen! Ich wünsche mir nur einen Paten aus meiner Heimat."

Der Mann fragte verwundert: "Ist das dein Ernst? Wie sollen wir in dieser kleinen Stadt einen italienischen Paten finden? In Amsterdam wäre es vielleicht möglich. Aber...", da setzte er tröstend hinzu: "Ich will mich gleich auf den Weg machen und versuchen, dir deinen Wunsch zu erfüllen."

Soviel er aber auch in den Gasthöfen fragte, nirgends war ein italienischer Reisender abgestiegen. Da beschloß er, nach Hause zurückzukehren und den Nachbarn, den Segelmacher, zum Gevatter zu bitten. Im Vorübergehen kaufte er noch einen großen, runden holländischen Käse für das Taufessen ein.

Gedankenverloren schlenderte er am Hafen entlang, an dem er jedes Haus und jedes Schiff, das hier vor Anker lag, von Jugend an kannte.

"Hallo, junger Mann!" rief ihn einer an. "Wo haben Sie denn den guten Käse eingekauft?" Er blickte auf und rieb sich die Augen. Nur wenige Schritte vor ihm an der Hafenufer lag ein funkelnagelneuer Fischdampfer mit einem grünen Schiffsrumpf und einem weißen Oberdeck, und mit Goldbuchstaben funkelte ihm der Name entgegen: San Nicola, Bari. Bari, im Süden von Italien, am blauen Mittelmeer! Von dorthier hatte er sich sein Mädchen an die graue Nordseeküste nach Holland geholt. Ein freundlicher, alter Mann mit weißem Bart in Kapitänuniform stand an der Reling und winkte ihm zu. Das Herz des Fischers klopfte vor Freude:

"Ich zeige Ihnen gerne den Weg zum Kaufmann, es ist nicht weit von hier. Oder besser noch: ich bringe Ihnen den Käse herauf und hole mir einen neuen. Ich habe ja junge Beine!" Und schon stand er vor dem alten Kapitän, der ihm freundschaftlich auf die Schultern schlug. Da faßte der Fischer sogleich Mut und trug ihm sein Anliegen vor: "Meine Frau ist wie dieses Schiff aus Bari und wünscht sich sehnlichst einen Paten aus ihrer Heimat für unseren erstgeborenen Sohn."

Der Kapitän nickte zustimmend: "Ich erwarte euch morgen an der Kirche." So rasch er konnte, lief der Fischer nach Hause. Seine Frau stand schon vor der Türe und winkte ihm zu: "Sicher ist es dir gut gegangen, ich war die ganze Zeit über so fröhlich." Da erzählte ihr der Fischer von seiner glücklichen Entdeckung.

Am anderen Tag standen die jungen Eltern mit dem fremden Paten vor dem Taufbecken in der kleinen Kirche, und der Pfarrer fragte: "Wie soll das Kind heißen?" Der Pate antwortete mit fester Stimme: "Nicola!" Das gefiel den Eltern und gefiel dem Pfarrer, denn San Nicola ist ein mächtiger Heiliger, den die christlichen Seeleute an allen Küsten anrufen und verehren. Nur schrieb der Pfarrer die holländische Namensform "Niklas" in das Kirchenbuch, und die Kinder der Nachbarschaft riefen den Jungen einfach "Klaas". Die Eltern luden den Paten zu einem Taufessen ein, aber er bedankte sich vielmals und bedauerte, daß er sogleich die Heimfahrt antreten mußte. Doch übergab er der Mutter ein goldenes Kettchen und sagte: "Wenn der Junge groß ist, soll er mir die goldene Kette bringen und soll mir sagen, was er sich am sehnlichsten wünscht. So will ich ihm diesen Wunsch erfüllen."

Die Mutter hatte den Kleinen Tag und Nacht um sich, wenn sie im Haus oder im Garten wirtschaftete, und wenn sie auf dem hohen Deich stand, um nach dem Schiff des Vaters Ausschau zu halten. Es gab keine größere Freude für den Jungen, als wenn der Vater heimkehrte. Und wenn die Mutter ihm von seinem Paten erzählte, der in Italien auf ihn wartete und der ihm seinen Herzenswunsch erfüllen wollte, so stand ihm immer ein Schiff vor Augen, ein Schiff, auf dem Vater und Mutter mit ihm um die Welt fahren würden.

Aber die glückliche Kinderzeit ging nur zu schnell zu Ende. In einer furchtbaren Sturmnacht zerschellte das Schiff am felsigen Ufer der Normandie, und der Vater fand den Tod in den Wellen. Die arme Mutter konnte das Unglück nicht fassen. Tag und Nacht stand sie auf dem Deich und wartete auf ihren Mann. Im Regen und in dem eisigen Wind holte sie sich eine schwere Krankheit und lag ein paar Wochen später im Sarg. Der kleine Nicola wurde von mitleidigen Nachbarn aufgenommen. Der Schmied war ein gutmütiger Mann: "Wo drei Buben satt werden, kann auch ein vierter am Tisch sitzen", sagte er. Aber Nicola fürchtete diese drei Buben, besonders den ältesten. Sie waren groß und stark mit strohblonden Haaren und hänselten den kleinen, dunklen Italiener: "Schwarz wie ein Pudel - dünn wie eine Nudel."

Doch wußte Nicola keine andere Zuflucht, er hatte keine Verwandten von Vaters Seite in Holland, und so viel er auch weinte und bat, sie möchten ihn nach Italien zu seinem Paten schicken, die großen Leute schüttelten mit dem Kopf: "Wie kann so ein kleiner Kerl allein so weit reisen? Und wer gibt ihm das Geld für die Fahrkarte?" sagten sie. So mußte sich Nicola mit seinem Schicksal abfinden, aber er hielt fest an seinem Traum, einstmals nach Bari zu gelangen.

Die Schulzeit ging zu Ende, und der Schmied sah ihn mitleidig an: "Für mein gutes Handwerk bist du zu klein und zu schwach. Am besten geben wir dich einem Schuster in die Lehre." Der Junge war ganz verstört. "Ja, was hast du dir denn gedacht?" fragte ihn der Schmied, "Seemann möchtest du werden wie dein Vater? Dazu müßtest du noch ein Stück wachsen. Doch deine Schulzeit ist abgelaufen, jetzt mußt du dir dein Brot selbst verdienen. Und denke daran, daß das Wasser keine Balken hat, und daß dein Vater viel zu früh den Seemannstod gefunden hat."

Weinend ging Nicola zu Bett und betete unablässig, bevor er einschlief: "Lieber Gott, liebe Eltern, lieber Pate, helft mir doch!" Als er blaß und traurig am nächsten Tag aus der Schule heimkehrte, empfing ihn der Pflegevater aufgeregt: "Es ist ein Brief für dich beim Bürgermeister eingetroffen, und du sollst sofort zu ihm kommen." Wirklich und wahrhaftig, es war ein Schreiben aus Bari, das der Bürgermeister vor seinen Augen öffnete. Der Schiffseigner Nicola Aiuto lud seinen Patensohn ein, zu ihm nach Süditalien zu reisen und legte eine gültige Fahrkarte, dazu einen kleinen Geldbetrag als Taschengeld für die lange Reise bei. Er wollte einen tüchtigen Seemann aus ihm machen. Nicola konnte den Tag der Abreise kaum erwarten. Nur fiel es ihm schwer aufs Herz, daß ihn der älteste Sohn des Schmiedes bis nach Amsterdam begleiten sollte. Es war ihm nicht wohl in seiner Gesellschaft. Doch entgegen seinen sonstigen ständigen Sticheleien war der große Steffen diesmal ungewöhnlich freundlich und fürsorglich, so daß keiner merkte, wie neidisch er auf den glücklichen Nicola war, der in die weite Welt reisen konnte.

Nach einer langen Omnibusfahrt standen die beiden Jungen im Gedränge des Amsterdamer Eisenbahnhofes. Nicola war wie betäubt von dem Schreien und Rufen um ihn herum. "Gib mir deine Fahrkarte", sagte Steffen, "ich frage den Stationsvorsteher, ob es auch wirklich dein Zug ist, der in fünf Minuten von hier abgeht. Paß auf deine Tasche auf und rühre dich nicht von der Stelle!" Nicola zögerte, aber Steffen schüttelte ihn: "Wird's bald? Sonst fährt der Zug ab!" Und schon war der große Junge mit der Fahrkarte verschwunden. Angstvoll folgte ihm Nicola mit den Augen, aber er konnte ihn nicht mehr entdecken. Da tönte ein Pfiff, die Lokomotive zog an, und der Zug verließ die Halle. Nun war der Bahnsteig leer, die Leute, die ihre Angehörigen bis ans Abteil gebracht hatten, zerstreuten sich, aber von Steffen war nichts zu sehen.

Endlich begriff Nicola, daß er verlassen und betrogen worden war, daß er hilflos mit seiner kleinen Reisetasche in der großen, fremden Bahnhofshalle stand, denn in dem Umschlag, in dem die Fahrkarte steckte, hatte er auch sein Reisegeld aufbewahrt. Mutlos ließ er sich auf einer Bank nieder und wußte nicht, was er jetzt anfangen sollte. Die Leute kamen und gingen, es wurde Nacht. Da stand der Stationsvorsteher vor ihm: "Junge, was machst du denn noch so spät hier ganz allein? Willst du womöglich auf dieser Bank übernachten? Geh' doch endlich nach Hause!" Da überwältigte den Jungen der Kummer, und unter Tränen erzählte er sein Mißgeschick. "Weine nicht", sagte jetzt der Mann ganz freundlich, "ich schreibe deinem Pflegevater einen Brief und leihe dir das Geld für die Omnibuskarte. Dann fährst du morgen wieder heim."

Aber Nicola schüttelte den Kopf: "Ich will nicht zurück. Sie wollen einen Schuster aus mir machen! Ich will zur See!" "So komm erst einmal mit in die Bahnhofswirtschaft", tröstete ihn der Vorsteher. "Trink einen heißen Kakao, dann sieht die Welt schon anders aus." Eine dunkelhaarige Frau, die Nicola ein wenig an seine Mutter erinnerte, stellte einen Becher Kakao und ein Butterbrot vor den Jungen hin, und er sah ihr zu, wie sie die Gaststube aufräumte. Da kam ihm ein Gedanke: "Darf ich bei Ihnen bleiben und Ihnen helfen, bis ich das Geld für eine neue Fahrkarte verdient habe?" Die Frau blickte ihn überrascht an: "Das könntest du wohl. Gerade ist mir mein Kellner krank geworden. Du kannst auf einer Bank in der Gaststube übernachten. Der Tag fängt bei mir hier früh an."

So war Nicola erst einmal getröstet, und so gut und so rasch er konnte, schickte er sich in jede Arbeit, die ihm aufgetragen wurde. Er fegte den Boden, leerte die Aschenbecher, trug belegte Brote auf einem Tablett an die Zugabteile und spülte die Biergläser aus. Todmüde sank er am Abend auf seine Bank. Aber als drei Wochen um waren, zahlte ihm die Wirtin soviel Geld aus, daß er sich eine Fahrkarte kaufen konnte und einen Reisegroschen übrig behielt.

Mit klopfendem Herzen bestieg er den Zug und sah den großen Rheinstrom, die hohen Berge der Alpen, die blühenden Gärten in Italien vorübergleiten, bis er am Ziel seiner Sehnsucht, in Bari, angelangt war. "Zum Hafen, zum Hafen", jubelte Nicola. So eilig er konnte, lief er aus der Bahnhofshalle und lief und fragte, bis er an die schöne, breite Straße am Meer mit den hohen Palmen und den großen Geschäftshäusern kam. Aber danach schaute er nicht aus, er suchte nur die Schiffe, die im Hafenbecken lagen, und er suchte vor allem das große Schiff mit den goldenen Buchstaben "San Nicola, Bari". Aber er konnte es nirgends entdecken. Er lief und suchte, lief die ganze Straße am Kai entlang, bis sie sich in den Dünen verlor, in denen kleine Fischerhütten dicht am Ufer gebaut waren, zu denen die Boote gehörten, die die Fischer auf den Sand gezogen hatten. Müde blieb sein Auge an der Bordwand eines schwarzen Kahns hängen. "San Nicola, Bari" las er darauf geschrieben. Ach, es durfte doch nicht sein, dieses armselige Fahrzeug konnte niemals seinem reichen Paten gehören! Seine Füße wollten ihn fast nicht mehr tragen, da entdeckte er einen Fischer, der vor seiner Hütte saß und Netze flickte. Er trat zu ihm heran und fragte: "Gehört Ihnen das Boot San Nicola?" "Ja, mein Junge", antwortete der Mann. "Und gibt es hier kein anderes Schiff mit dem gleichen Namen in Bari?" Der Fischer musterte ihn erstaunt. "Ein Schiff", fuhr der Junge fort, "das vor vielen Jahren in Holland war und dessen Kapitän in einer Familie die Patenschaft für den kleinen Sohn übernommen hat?" "Ich war es bestimmt nicht", sagte der Fischer. "Mit meinem kleinen Boot bin ich noch nie so weit aufs Meer gefahren. Aber warte einmal, es gibt ein großes Schiff mit dem Namen des Heiligen, das manchmal in unserem Hafen vor Anker liegt." "Und wo ist es jetzt?" "Etwa vor drei Wochen habe ich es auslaufen sehen", erinnerte sich der Fischer. "Und wann kommt es wieder?" "Das kann ich dir nicht sagen. Manchmal sehe ich es viele Wochen, ja Monate nicht."

Da brach Nicola in Tränen aus. So hatte sein Pate den Hafen verlassen, als er nicht gekommen war. Vergeblich mußte er ihn erwartet haben, und womöglich war Steffen mitgenommen worden, der sich für ihn ausgegeben hatte. Mitleidig fragte ihn der Fischer nach seinem Kummer. Als er ihm sein Herz ausschüttete, meinte er freundlich: "Du kannst bei mir bleiben und hier auf das Schiff deines Paten warten. Du kannst mir zur Hand gehen; es ist eine harte Arbeit, aber du willst ja ein Seemann werden. So lernst du von mir vieles, was du später gut gebrauchen kannst."

Er nahm ihn mit in seine Hütte, in der er mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter Cecilia wohnte. An den Tisch wurde ein Hocker für ihn geschoben, aber ein viertes Bett hatte in dem einzigen Zimmerchen keinen Platz mehr. So schlief der Junge nachts im Boot. Der Vater legte ihm ein Schaffell auf die Planken, die Mutter brachte eine Decke und Cecilia ihr eigenes kleines Kopfkissen. "Paß auf, was du in der ersten Nacht träumst", sagte sie.

Die Wellen rauschten nur ganz sacht, und der Mond baute eine silberne Brücke über die dunklen Wasser. Nicola erwachte, als ein harter Gegenstand an sein Knie schlug. Er griff danach, da war es ein wunderbarer, goldener Ball, den er erstaunt von einer Hand in die andere gleiten ließ. Über den Rand des Bootes beugte sich ein blasses, schönes Mädchen und rief flehend:

"Gib mir mein Spielzeug zurück!" Nicola hatte Lust, sie ein wenig zu necken: "Hast du mir nicht den Ball zugeworfen?" "Ach nein, ich habe dich ja gar nicht gesehen, noch nie hat ein Mensch sonst in diesem Boot geschlafen." "So bist du kein Mensch?" fragte Nicola. "Ich bin ein Meer-mädchen", antwortete sie, "und nur in den Vollmondnächten komme ich mit meinen Schwestern an den Strand, und wir tanzen und spielen hier, aber bitte gib mir meinen Ball, ohne ihn kann ich nicht in unser Wellenschloß zurückkehren und muß sterben, wenn die Sonne aufgeht." Da erschrak Nicola, und das Meermädchen tat ihm leid. Er reichte ihr den Ball, und sie war wie ein Windhauch verschwunden.

"Hast du etwas Schönes geträumt?" fragte Cecilia am nächsten Morgen. Nicola strich sich über die Stirn: "Ich glaube, es war etwas von einem goldenen Ball!" "Das bedeutet sicher Glück", sagte das kleine Mädchen. Nun begann eine harte Lehrzeit für Nicola, aber der Fischer war zufrieden und lobte ihn. Wenn sie vom Fischfang heimkehrten, brachten sie volle Netze mit Fischen nach Hause, die die Mutter auf dem Markt verkaufte. Nicola war am Abend immer so müde, daß er nicht daran dachte, die Augen offen zu halten und nach dem Meermädchen auszuschaun. Aber unermüdlich und sehnsüchtig erwartete er die Wiederkehr seines Paten. So oft er auch die Straße am Hafen entlang lief, so oft er angestrengt mit den Augen den Horizont absuchte, das große Schiff San Nicola wollte sich nicht einstellen.

Als ein Monat verstrichen war und der Vollmond wiederum eine silberne Brücke über das Wasser baute, erwachte er von einem süßen, leisen Gesang. Er öffnete vorsichtig die Augen und sah drei wunderschöne Meermädchen dicht neben seinem Boot auf einem Stein sitzen. "Dort schläft der Junge, der mir meinen Ball wiedergegeben hat", sagte die Jüngste. "Oh", riefen die beiden anderen, "was wollte er denn dafür haben?" "Nichts!" meinte die Jüngste vergnügt. "Nichts?" sagten die anderen verwundert. "Aber du hast ihm doch sicher etwas geschenkt?" "Nichts!" antwortete die Jüngste wieder. "Wie undankbar!" riefen nun die beiden anderen. Aber die Jüngste wehrte sich: "Wenn einer einen so mächtigen Paten hat wie dieser Junge, braucht er kein Geschenk von einem Meermädchen." "Aber wer ist denn sein Pate?" fragten die Schwestern. "Den kennt doch jedes Kind in Bari", rief die Jüngste, lachte hellauf und sprang mit den beiden Meermädchen davon. Am anderen Morgen fragte Nicola die kleine Cecilia: "Kennst du den Paten, der zu meinem Tauftag nach Holland gereist ist?" Aber Cecilia sah ihn nur verwundert an: "Wie sollte ich den kennen?" "Die Meermädchen haben ihren Spaß mit mir getrieben", seufzte Nicola.

Leider dauerten die stillen, warmen Nächte nicht an. Herbststürme wühlten das Meer auf, und die Wellen spritzten in das kleine Boot. auch wenn es der Fischer und Nicola hoch auf die Düne gezogen hatten. Der Junge wickelte sich fest in die Decke und breitete ein Segeltuch über sich.

Eines Nachts wachte er auf, als der Kies neben seinem Boot knirschte, als er leise Tritte und Flüstern hörte. Ein Mann erteilte einem anderen einen scharfen Befehl. "Du bleibst hier stehen", zischte er, "und sowie sich jemand in der Nähe zeigt, stößt du ihn nieder." Nicola zitterte am ganzen Körper und wagte nicht, sich unter seinem Segeltuch zu rühren. Es war ihm, als hörte er einen Spaten klirren, aber es dauerte nicht lange, dann entfernten sich die Schritte. Am nächsten Morgen erzählte er den Fischersleuten sein unheimliches Erlebnis, und sie erschrakten sehr: "Du mußt jetzt", sagten sie, "wenn es Herbst geworden ist, auf der Küchenbank schlafen, es ist zu kalt und gefährlich im Boot." "Ach, wenn doch der Pate zurückkäme", dachte der Junge.

Die Sache nahm ein böses Ende. An einem Morgen erschienen zwei bewaffnete Carabinieri, die drei gefesselte Männer mit sich führten. "Wir sind unschuldig", riefen diese, als sie an der Hütte ankamen. "Seht, der Fischer dort hat den Schatz gestohlen und ihn unter seiner Treppe vergraben. Laßt ihn einen Spaten holen, dann werdet ihr es sehen." Der arme Fischer mochte noch so sehr beteuern, daß er nichts mit dem Diebstahl zu tun hätte, die Polizisten befahlen ihm zu graben, sahen wie die Kiste zum Vorschein kam, die mit Schmuck und Geld angefüllt war, und führten den Fischer fort ins Gefängnis.

Tief unglücklich blieb Nicola mit der Mutter und Cecilia zurück, und bald kehrte die Not in der kleinen Hütte ein. Die Stürme wüteten weiter, Nicola konnte nicht allein auf das wildbewegte Meer hinausfahren, und so blieb der tägliche Verdienst aus. Die Mutter trug ihren Ehering ins Pfandhaus, damit sie ein Essen auf den Tisch stellen konnte. Aber das Geld ging bald zu Ende. Die Kinder hätten warme Schuhe für den Winter gebraucht, so brachte sie die Taschenuhr ihres Mannes als Leihgabe in die Stadt. Aber als auch aus diesem Erlös das Geld dahingeschmolzen war, wußte sie sich keinen Rat mehr, denn ihr Hausrat war so dürftig, daß niemand ihr Geld dafür geben würde. So löste Nicola die goldene Kette von seinem Hals und sagte: "Es ist das einzige, was ich besitze. Mein Pate gab sie meinen Eltern, damit ich sie ihm als Erkennungszeichen wiederbringe, wenn ich groß bin. Dann wollte er mir meinen Herzenswunsch erfüllen. Aber er wird auch meinen Worten glauben, wenn er wiederkehrt."

Die Mutter umarmte und küßte ihn und ging schweren Herzens mit der Kette ins Pfandhaus. Im Innersten hatte Nicola gehofft, daß bald das Unglück ein Ende hätte und sich die Unschuld des Vaters herausstellen müßte. Aber ein Tag verstrich nach dem anderen, und wieder waren Kisten und Kasten im Haus leer. Da nahm die Mutter ihr letztes

Lirastück und sagte zu den Kindern: "Jetzt gibt es nur noch einen, der uns helfen kann. Das ist San Nicola. Wir wollen in die Kathedrale gehen, ihm ein Licht anzünden und zu ihm beten. Warst du nie dort, Nicola?" Der Junge blickte zu Boden. "Das war nicht recht", sagte sie, "wir wollen uns eilen." Sie zog Cecilia ihr Jäckchen an, nahm sie bei der Hand und ermahnte sie, den Heiligen von Herzen anzurufen. "Denn", so sagte die Mutter, "er ist nicht nur ein Kinderfreund und bringt ihnen Geschenke, er hilft auch den Seeleuten im Sturm und erlöst die unschuldigen Gefangenen."

Sie verließen die breite Hafestraße und durcheilten die engen Gassen der Altstadt, bis sie vor einer hohen Kirchentür standen. Es wurde schon dämmerig. Ströme von Pilgern drängten aus dem Kirchenschiff ins Freie. "Das ist gut", sagte die Mutter, "so stehen wir allein vor dem Heiligen, und er kann unser Gebet besser verstehen." Die Mutter führte Nicola zuerst in das Seitenschiff, in dem die hohe Statue des Heiligen steht, die alljährlich im Frühjahr in großer Prozession zum Hafen und von dort aus auf ein Schiff gebracht wird. Auf seiner Seefahrt segnet San Nicola das Meer und die vielen Boote, die an sein Schiff heranfahren. "Wir gehen noch weiter zu seinem Grab unter dem Altar", sagte die Mutter. Aber Nicola bat: "Laß mich noch eine kleine Weile das wunderbare Bild des Heiligen anschauen." Die Mutter nickte ihm zu: "Zünde deine Kerze hier an. Wir kommen bald wieder zu dir zurück."

Der Junge blickte ihnen nach, wie sie Hand in Hand den langen Gang zur Krypta schritten und sich von ihm entfernten. Seine Verlassenheit erfüllte ihn mit tiefem Schmerz, und mit Schrecken überfiel ihn die Erinnerung an die große leere Bahnhofshalle in Amsterdam, in der er so betrogen worden war.

Er warf sich vor der Statue des Heiligen auf die Knie und flehte inständig: "Erhöre mich, San Nicola, und laß mich meinen Paten wiederfinden. Sicher kann er uns in dieser Not helfen." Da umgab ein mildes Licht das Gesicht des Heiligen, er beugte sich liebevoll zu dem Jungen herab und sagte: "Ach du dummer, kleiner Nicola! Erkennst du mich denn nicht? Ich bin ja dein Pate, den du suchst und zu dem du hierher gereist bist. Ich selbst, San Nicola, habe den kleinen Klaas über das Taufbecken gehalten."

Ein Widerschein des Glanzes, der San Nicola umgab, fiel auf das Gesicht des Jungen und erfüllte sein Herz mit Zuversicht und Glück. "Und nun hast du den Weg zu mir gefunden", fuhr der Pate fort. "So kann ich auch mein Versprechen einlösen und dir das schenken, wofür du mich bittest."

Einen Augenblick lang war es dem Jungen, als stände er auf den Planken eines herrlich großen Schiffes und führe hinaus ins weite blaue Meer. Dann aber seufzte er tief: "San Nicola, der du schon zu deinen Lebzeiten die unschuldigen Gefangenen von ihren Ketten befreit hast, führe doch auch Cecilias Vater aus dem Gefängnis."

Da küßte der Heilige den Jungen auf die Stirn und sagte: "Noch heute wird dir dein Wunsch erfüllt werden."

"Nicola", rief es jetzt leise hinter ihm, es war die Mutter mit Cecilia, die vom Grab in der Krypta zurückkehrte. Sie drängten zur Heimkehr. Schon schienen die Sterne, als sie sich der Hütte näherten. "Was bedeutet das?" rief die Mutter, "Es brennt Licht in unserer Stube!" Da öffnete sich die Tür, und im warmen Schein der Lampe stand der Vater. Weit breitete er seine Arme aus: "Mutter, Cecilia, Nicola, da bin ich wieder bei euch. Ich bin frei!"

Da gab es einen Jubel und ein Erzählen! Auch die Nachbarn kamen und brachten Wein, Brot, Käse und Fische. Der Polizei war es gelungen, eine ganze Diebesbande festzunehmen, die schon viele Raubzüge unternommen hatte. Da sich die Räuber aber über die Verteilung der Beute gestritten hatten, verriet einer den anderen, und sie mußten die Unschuld des Fischers eingestehen.

Am nächsten Morgen, als Cecilia erwachte und auf bloßen Füßen vor die Haustüre lief, sah sie drei Muscheln auf der Treppe liegen. Sie brachte sie der Mutter; sie öffnete sie, und es lagen darin drei wunderbare Perlen. Hatte sie ihnen San Nicola beschert, oder war es das Meermädchen gewesen, das sich am Ende doch bedanken wollte? Sie wußten es nicht. Aber sie litten von da an keine Not. Der wundertätige Pate vergaß auch nicht den geheimen Wunsch des Jungen, den dieser in der Kathedrale ihm verschwiegen und nur um die Befreiung des Gefangenen gebetet hatte.

Es waren kaum sieben Jahre vergangen, da war aus dem kleinen Klaas ein tüchtiger Seemann geworden, der sein neues, schönes Schiff im Hafen von Bari auf den Namen seiner jungen Frau "Cecilia" taufte.





Der wunderbare Garten

Auf einem grünen Hügel, hoch über den Wassern des Bosphorus, lag ein Sommerpalast, der einer Prinzessin, einer Tochter des Sultans gehörte, die mit einem hohen Würdenträger vermählt war. Sobald die Winterstürme und die Regentage vorüber waren, hielt sie ihren Einzug in den hohen, hellen Räumen, in denen sie sich aber tagsüber nur flüchtig aufhielt, da sie jeden Sonnenstrahl nutzte, um durch den großen Park und Garten zu spazieren. Man erzählte sich Wunderdinge von der Schönheit dieser Anlagen. Mehrmals im Sommer landete die Barke des Sultans unterhalb des Palastes in dem kleinen Fischerdorf, und der Beherrscher der Gläubigen wanderte in Begleitung seines Schwiegersohnes, umgeben von seinen treuen Dienern und Soldaten, den Fußweg zu dem Sommerpalast seiner Tochter hinauf und ließ sich von dem Gärtner, der ihn mit tiefen Verneigungen empfing, sogleich die schönsten blühenden Sträucher und die Blumenrabatten zeigen. Leuchteten im Frühjahr die Tulpen, so dufteten im Sommer die Rosen und erstrahlten im Herbst die Dahlien in ihrer Farbenpracht. Unter Zypressen oder im Kastanienwäldchen waren Teppiche und Sitzpolster ausgebreitet, die Diener servierten Tee in kleinen Gläsern und brachten Gebäck auf silbernen Schalen.

Die Tochter des Gärtners betrachtete das alles von ferne. Die vornehme Prinzessin war ihr bewundertes Vorbild, der große Garten bot viele malerische Plätze und Ausblicke, die ihr allein zu gehören schie-

nen. Der Gärtner erhielt bei jedem Besuch des Sultans ein Goldstück. Er legte es für den Brautschatz seiner Tochter zurück und lebte einfach und zufrieden mit ihr und seiner Frau in dem winzigen Häuschen am Gartentor. Die Gemüsehändler und Fischverkäufer fertigte er schon gleich am Eingang ab, so kam es, daß fast niemand aus dem Dorf Eintritt in den Garten erhielt. Desto mehr erzählte man sich Wunderdinge von den Bäumen, den Blumen, den Wasserspielen und von den Bewohnern des Parks.

Unten an den Wassern des Bosphorus wohnte ein Schneider, der einen einzigen Sohn hatte. So willig dieser auch war, dem Vater zu helfen, um so lieber saß er doch in dem kleinen Garten neben dem Haus, sah die Schiffe über die Meeresströmung gleiten und folgte dem Flug der Möwen mit den Augen. Der Mutter gefiel es nicht, daß ihr Sohn ein so stilles, einsiedlerisches Leben führte und sich niemals mit anderen jungen Männern vergnügen mochte. Auch meinte sie, daß ihr die Arbeit im Haus immer schwerer fiel und sie die Hilfe einer jungen Schwiegertochter gut gebrauchen könnte. Aber der Sohn hob nur abwehrend die Hand, wenn sie ihn zur Heirat drängte. Als sie ihm wieder einmal zuredete, gab er ihr zur Antwort: "Gut, Mutter, wenn es denn durchaus sein soll, daß ich eine Frau nehme, so kann es nur die Tochter des Gärtners aus dem Sommerpalast sein, denn ich hörte, daß sie den Aufenthalt im Garten ebenso liebt wie ich. Daher werden sich unsere Herzen vereinen."

Die Mutter seufzte. So gut sie alle Nachbarinnen kannte, so wenig traf sie mit der Gärtnersfrau zusammen, die nur selten den Weg zur Schiffsanlegestelle nahm. Aber sie wollte den Wunsch ihres einzigen Sohnes erfüllen und machte sich daher zur Brautschau auf den Weg. Die Gärtnersfrau empfing sie freundlich, aber zurückhaltend: "Meine Tochter ist noch sehr jung", sagte sie, "und sie hat mir immer wieder versichert, daß sie noch nicht ans Heiraten denkt und uns in unserem Garten niemals verlassen möchte. Aber fragen Sie sie selbst. Sie sitzt nicht weit von hier, an der Mauer unter der hohen Zypresse."

Die Schneidersfrau ging zu der Gärtnerstochter und begrüßte sie: "Du hast dir einen guten Aussichtsplatz gewählt." Das Mädchen erwiderte: "Es gibt keinen schöneren auf der Welt, und ich habe hier den Aufgang der Sonne und das Erwachen der Vogelstimmen erlebt." "Und was gedenkst du nun heute noch zu tun?" fragte die Schneidersfrau.

Das Mädchen sah sie erstaunt an: "Ich habe diesen Platz unter der Zypresse aufgesucht, um hier den ganzen Tag zu verbringen." "Gewiß hast du eine Näharbeit oder eine Stickerei bei dir?" forschte die Besucherin. "O nein", erwiderte das Mädchen, "dann müßte ich ja immer die Augen auf das Tuch richten, und die Wunder des Himmels und des Gartens blieben mir verborgen."

"Und morgen?" fragte die Frau weiter, "wenn deine Augen müde sind vom Schauen, was tust du dann?" Das Mädchen lachte: "Die

Augen ruhen sich zur Nacht aus, aber ich schenke ihnen eine neue Aussicht. Morgen werde ich den ganzen Tag unter der Kastanie sitzen."

"Und übermorgen?" rief die Frau nun schon ganz ängstlich. "Übermorgen setze ich mich unter den alten Feigenbaum und sehe den Bienen und Ameisen zu."

Da verabschiedete sich die Frau des Schneiders und sagte daheim zu ihrem Sohn: "Selim, schlage dir die Tochter des Gärtners aus dem Kopf. Wir sind einfache Handwerker und brauchen eine Frau, die arbeitet, und keine, die sich den Müßiggang von der Prinzessin abgeguckt hat."

Der Sohn war traurig und niedergeschlagen und wurde noch trauriger, als er hörte, daß ein reicher Kaufmann aus Trapezunt die Gärtners-tochter zur Frau genommen und in seine Heimatstadt am Schwarzen Meer entführt hatte.

Die Mutter ging von neuem auf Brautschau und klopfte an die Tür eines Kupferschmiedes an. Auch hier wurde sie von der Hausfrau freundlich empfangen, die ihre Tochter herbeirief. Diese, ein etwas rundliches, fröhliches Mädchen, wischte sich die Hände an der Schürze ab und meinte treuherzig: "Entschuldigen Sie mich, wenn ich gleich wieder in die Küche zurückkehre. Aber der Teig ist fertig, und das Brot muß in den Ofen geschoben werden."

Das gefiel der Frau des Schneiders und sie fragte: "Macht dir die Arbeit im Haus Freude?" "O ja", rief das Mädchen. "Jeder Tag bringt mir eine neue Aufgabe. Morgen waschen wir, und übermorgen putzen wir das Haus. Die Zeit geht so schnell herum, da bleibt keine Minute Zeit, um still zu sitzen." "Das ist die Rechte", dachte die Schneidersfrau, "die holt meinen Sohn aus dem Grübeln und Träumen heraus."

Wirklich zog die Tochter des Kupferschmiedes als Schwiegertochter in das Haus des Schneiders ein. In dem stillen, kleinen Anwesen verbreitete sie bald eine unruhige Geschäftigkeit. Die junge Frau putzte, wusch und kochte nicht nur, sie zeigte auch voller Stolz ihren Freundinnen die hübschen Kleider, die in der Schneiderwerkstatt angefertigt wurden. Der Kundenkreis erweiterte sich, so daß ein Geselle eingestellt werden mußte und die Arbeit trotzdem kein Ende fand. Die junge Frau duldete keine Ruhepause. Sie runzelte die Stirn, wenn ihr Schwiegervater sich im Kreis seiner alten Freunde ein Glas Tee in dem kleinen Lokal an der Schiffsanlegestelle gönnte, sie tadelte ihren Mann, wenn er zu lange ausblieb, um neuen Stoff zu kaufen. Vor allem verleidete sie ihm den Aufenthalt im Garten. Wenn sie nicht Teppiche darin klopfte, so hing sie Wäsche auf oder trocknete Lindenblüten auf großen Tüchern. Sie stellte Bienenkörbe an die Mauer, die ihr Honig einbrachten. Doch summten die Bienen so emsig im Garten herum, daß sich jeder von ihnen gestört fühlte. Einen Teil des Gartens richtete sie

für die Hühner ein, die dort scharrtten und gackerten. Statt Blumen pflanzte sie Gemüse. Doch hatte ihr Mann nicht lange Zeit, sich darüber zu grämen, denn sie betrieb den Umzug in die Stadt, da der Kundenkreis immer größer und die Werkstatt zu klein wurde.

Nun wohnten sie in einem hohen Geschäftshaus mitten in Istanbul, in einer lauten, häßlichen Straße, die aber den Vorteil bot, daß viele Menschen darin unterwegs waren, die auch in den Laden des Schneiders eintraten.

Einmal im Jahr, am Seker bayram, am "Zuckerfest", bestieg die ganze Familie den Bosphorusdampfer und fuhr in das Heimatdorf, um den alten Verwandten zu gratulieren und Zuckerwerk zu bringen. Aber die Enkelkinder kannten niemanden mehr, und das Dorf interessierte sie nicht. Nur der alte Vater blickte sehnsüchtig über das Wasser, und der Sohn sah traurig zu dem Hügel hinauf, wo der weiße Sultanspalast zwischen den Bäumen leuchtete.

Die Jahre vergingen, und der alte Schneider ruhte wie seine Frau unter den dunklen Zypressen des Friedhofs, und dahin trug man auch die fröhliche, arbeitsame Kupferschmiedstochter, die den Aufstieg der Familie betrieben hatte. Selim, den man nun nicht mehr den jungen Schneider nannte, blieb allein in dem großen, leeren Haus zurück.

Als einige Zeit vergangen war, sprach er vor sich hin: "Nach Hause! Endlich nach Hause!" Er schloß die Türe ab, drängte sich durch den Strom der Fußgänger auf den grauen Straßen und eilte, so rasch er konnte, zur Dampferanlegestelle an der großen Brücke. Sein Herz schlug erst ruhiger, als das kleine Schiff auf dem blauen Band des Bosphorus an den Gärten und Villen entlangglitt, die ihm von Jugend auf vertraut waren. Unverändert schien ihm auch der Schiffslandeplatz in seinem Heimatort, unverändert kamen ihm auch die alten Männer vor, die in der Sonne saßen und ihren Tee tranken wie einst sein Großvater.

Er sah sich nicht viel um, sondern schlug sogleich den Weg zu seinem Elternhaus ein. Über die hohe Gartenmauer breitete der alte Feigenbaum seine Äste aus wie vor mehr als fünfzig Jahren. Die Fensterläden waren verschlossen, das Haus schien ohne Leben. Da entdeckte Selim an der Tür ein Schild: "Zum Verkauf! Auskunft erteilt der Lebensmittelhändler gegenüber." Fast hätte er laut gejubelt, ein guter Stern hatte ihn heute hierher geführt. Sogleich ging er in den Kaufmannsladen und erfuhr, daß die Witwe des letzten Eigentümers zu ihrem Sohn in die Stadt gezogen war und für dieses Anwesen einen ziemlich hohen Preis forderte. Noch hatte sich kein Käufer gefunden; den meisten war das kleine Holzhaus zu unansehnlich, sie scheuten die Kosten für eine Instandsetzung. Nur die schöne Lage am Wasser rechtfertigte den hohen Kaufpreis. Selim aber war entschlossen, sofort in die Stadt zurückzufahren und das Anwesen zu erwerben.

Wieder am Schiffsanlegeplatz angelangt, sah er sich noch einmal um. Über ihm glänzten die Wiesen im ersten Frühlingsgrün, und von der Höhe des Uferberges grüßten die dunklen Wipfel der hohen Bäume aus dem Park der Prinzessin. Aber wo war der Sommerpalast geblieben? Selim rieb sich die Augen, er konnte kein rotes Dach, keine weiße Hauswand entdecken. Ganz verwirrt fragte er den Verkäufer der Schiffskarten: "Sehe ich recht? Ist der Palast oben im Park verschwunden?"

Der Billettkäufer sah ihn bedauernd an: "Das Haus wurde schon im vergangenen Herbst abgerissen. Die Prinzessin ist ja seit vielen Jahren, als der große Krieg so unglücklich endete, mit der Familie des Sultans in die Verbannung gegangen. Es gab wohl verschiedene Bewohner und Erben. Aber niemand hatte seither Lust und Geld, den Park zu pflegen und das alte Haus immer wieder zu reparieren. Jetzt hat ein reicher Kaufmann aus Istanbul zugegriffen, er hat den baufälligen Palast abtragen lassen und wird ein großes, modernes Hotel dort oben bauen."

Selim erschrak: "Ein großes Hotel?" Das würde Lärm und Unruhe, Autos und Touristen in das stille Dorf bringen. Sollte er sich den Kauf nicht doch noch einmal überlegen? Aber auf jeden Fall wollte er jetzt zu dem Märchengarten seiner Jugend hinaufsteigen, um einen Abschiedsblick zu erhaschen, bevor er seinen stillen Zauber verlieren würde. Langsam stieg er den Feldweg hinauf. Das große eiserne Tor, durch dessen Stäbe er als Kind sehnsüchtig geblickt hatte, war nicht mehr verschlossen, sondern nur leicht angelehnt. Er trat ungehindert ein. Das kleine Gärtnerhaus war noch nicht abgerissen und schien bewohnt, auch wenn die Vorhänge an den Fenstern dicht zugezogen waren. Auf sein Klopfen an der Haustür meldete sich jedoch niemand. So schritt er ehrfürchtig durch den alten Park, der ihm immer noch märchenhaft erschien, obwohl die Blumenrabatten eingesunken waren und das Unkraut auf den Kieswegen wuchs.

Dicht an der Mauer, im Schatten einer hohen Zypresse, sah er auf einer Steinbank die schmale Gestalt einer Frau, die ihm ruhig die dunklen Augen zuwandte. Nach der alten Sitte war sie in einen schwarzen Çarşaf¹ gekleidet. Selim entschuldigte sich verlegen: "Als ich ein Kind war, habe ich mir oft sehnlichst gewünscht, diesen Märchengarten betreten zu dürfen und stand traurig vor dem verschlossenen Tor. Heute war die Türe nur angelehnt. Ich bitte Sie, die Störung zu entschuldigen, und werde mich, wenn Sie es wünsche, sofort zurückziehen."

Die Frau lächelte ihn freundlich an: "So gehen Sie nur die alten Wege und nehmen Sie Abschied, denn lange wird es hier nicht mehr so aussehen. Ach, es ist schon längst kein Märchengarten mehr. Das Gras wird nicht geschnitten, die Blumen sind verdorrt, der Palast ist zer-

¹ Gesprochen: Tschartschaf. Ein mantelartiger Überwurf, der auch den Kopf bedeckt.



stört, seine Bewohner gestorben. Nur die Bäume, die alten herrlichen Bäume stehen noch aufrecht. Kann man je einen schöneren Platz finden? Ich sitze und träume heute unter der Zypresse, morgen unter der Kastanie und übermorgen unter dem alten Feigenbaum."

Selim erschrak: "Vor vielen, vielen Jahren hörte meine Mutter diese Worte aus dem Mund der Gärtnerstochter, die in dem kleinen Haus am Toreingang wohnte. Sie hieß Nadiré." Die Frau blickte ihn an: "Nadiré bin ich", sagte sie leise.

Selim geriet in höchste Aufregung: "So hat man mich belogen! Man sagte mir, Sie seien verheiratet worden und weit von hier fortgezogen!"

Nadiré antwortete: "So war es auch. Für wenige Jahre folgte ich meinem Mann in sein Haus am Schwarzen Meer. Auf einer Reise verunglückte er tödlich. Gläubiger und Gerichtsvollzieher kamen und verlangten Geld und Liegenschaften von mir. Keiner stand mir bei. Den Verwandten meines Mannes war ich gleichgültig, da ich keine Kinder geboren hatte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als bitter arm zu meinen Eltern zurückzukehren. Sie waren so liebevoll zu mir wie vor meiner Heirat. Meine Tränen trockneten in der milden Luft dieses wunderbaren Gartens. Die Eltern starben, die Prinzessin ging in die Verbannung. Es kamen fremde Leute. Mich ließen sie in dem kleinen Gärtnerhaus wohnen. Ich achtete auf das Tor. Im Winter waren Haus und Garten verlassen. Ein Kind aus dem Dorf brachte mir das Notwendige zum Essen. Ich wollte nichts anderes als ungestört in diesem Garten leben. So war ich niemals unglücklich."

Selim sah sie an: "Sie haben das schönste Geschenk des Lebens empfangen und bewahrt: Glücklich zu leben im Einklang mit der Natur. Ich bin um dieses Geschenk betrogen worden. Man verlangte von mir die Jagd nach dem Geld, nach dem Ansehen der Person. Doch ich darf nicht klagen. Ich stehe nicht mit leeren Händen da, ich kann noch einmal beginnen. Aber was wird aus Ihnen? Was steht Ihnen bevor, wenn hier der neue Besitzer ein Hotel eröffnet?"

Nadiré blickte zu Boden: "Dann muß ich gehen. Mein Vater hat noch Verwandte in Anatolien. Ich werde sie bitten, mich aufzunehmen."

"Nein", rief Selim heftig. "Das darf nicht sein. Noch einmal darf man Sie nicht von den Ufern des Bosphorus vertreiben. Ich kann Ihnen noch nichts Sicheres versprechen, aber ich habe einen Plan, den ich verwirklichen möchte. Wenn sieben Tage vergangen sind, muß alles geregelt sein. Warten Sie bitte auf mich und erlauben Sie mir, in sieben Tagen wiederzukommen."

Nadiré sah ihn ernsthaft an: "Sie müssen es sich gut überlegen. Doch ehe Sie gehen, möchte ich Ihnen noch einen Tee bringen, denn wenn Sie nichts bei mir essen oder trinken, tragen Sie den Frieden des Hauses fort, wie ein altes Sprichwort sagt."

"Den Frieden habe ich hier gefunden", dachte Selim, als er nach einer Viertelstunde Nadiré aus dem Haus treten sah. Sie hielt ein Messingtablett mit Teegläsern und Gebäck in den Händen, den Çarsaf hatte sie abgelegt und trug ein schlichtes schwarzes Kleid mit einem Schmuck, über den dunklen, lockigen Haaren einen leichten weißen, silbergestickten Schleier. "Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für diese Stunde danken soll", sagte Selim beim Abschied, "aber warten Sie auf mich, in sieben Tagen werde ich alles in die Wege geleitet haben." Wieder sagte sie still und ernsthaft: "Sie müssen es sich gut überlegen."

Mit raschen Schritten eilte Selim zur Dampferanlegestelle. Sein Weg lag nun klar vor ihm: Niemand konnte es ihm verwehren, ein zweites Mal um Nadiré zu werben, nicht noch einmal wollte er sich den Frieden seines Gemütes, die Ruhe seiner Häuslichkeit rauben lassen. Er kehrte in die Stadt zurück und hatte schon am Abend den Kauf seines Elternhauses abgeschlossen. Täglich fuhr er nun hinaus, suchte Handwerker und trieb sie an, alles in die schönste Ordnung zu bringen. Die kostbaren Teppiche seiner Stadtwohnung verkaufte er und ließ die Dielen im Haus am Bosphorus nur mit feinen Strohmatte auslegen. Die Sitzbänke unter dem Fenster und an den Wänden erhielten buntgewebte Kissen, für die Küche besorgte er Kupfergeschirr, die Wandschränke füllte er mit Teegläsern und Zinnschalen, in die Truhen wanderten Wolldecken und Leintücher. Es sollte alles so sein, wie es in seinem einfachen Elternhaus gewesen war. Zu seiner Freude stand der kleine Garten in voller Blüte und war gut gepflegt worden. Die Bienenkörbe und der Hühnerstall waren wieder verschwunden. Rosen und Jasmin rankten an der Hauswand. Um den Feigenbaum ließ er eine Bank aus Holz zimmern, in eine Mauernische am Wasser einen steinernen Sitz einbauen. "Es wird Nadiré gefallen", dachte er, "auch wenn sie die hohen Zedern und Kastanien mit dem niedrigen Flieder und Goldregen tauschen muß. Viele Tage, von der Morgenfrühe bis zum sinkenden Abend und im silbernen Mondlicht werden wir hier sitzen und über das Wasser schauen."

Am Morgen des siebenten Tages war alles zum Einzug bereit, und Selim machte sich auf, um Nadiré aus dem Park auf der Höhe abzuholen. Wie groß aber war sein Erschrecken, als er das Gartentor aus den Angeln gehoben und das Gärtnerhaus weit offen fand. Der Tisch war mit Aschenbechern und Essensresten bedeckt, auf den Stühlen lagen Männerkleider, auf dem Boden Zeitungen und Schuhe. Aus der Tiefe des Gartens drang das Kreischen einer Säge, tönnten Hammerschläge an sein Ohr. Selim ging durch alle Räume, es war niemand zu sehen, er lief durch den Garten und fand eine Gruppe von Arbeitern, die den Bau eines neuen Gebäudes vorbereiteten. Er fragte nach Nadiré, sie schüttelten den Kopf. Das Haus war leer gewesen und der Garten verlassen, als sie in der Frühe mit der Arbeit begonnen hatten. Wo mochte sie geblieben sein? Zunächst fragte Selim beim Kaufmann. Ja, sie hatte gestern abend gebeten, bei ihm übernachten zu dürfen und

war mit dem ersten Dampfer in die Stadt gefahren. Würde sie zurückkehren? "Ich glaube nicht", meinte der Kaufmann. "Sie trug ein Köfferchen bei sich und ließ nichts bei uns zurück." Bei der Dampferanlegestelle wußte man, daß Nadiré hanım ein Billett in die Stadt genommen hatte. Verwirrt und ratlos stieg Selim in den nächsten Dampfer ein. In der Stadt angekommen, folgte er fast mechanisch der Mehrzahl der ausgestiegenen Fahrgäste und blieb nach wenigen Schritten auf dem Vorplatz der Valide-Moschee stehen. Jetzt erst wurde ihm schmerzhaft klar, daß er eine Stecknadel in einem Heuhaufen suchte, wenn er in der vorbeiflutenden Menschenmenge nach Nadiré Ausschau hielt. Müde fiel sein Blick auf einen alten Losverkäufer, dessen emsig pickende Taube aus einem hölzernen Kasten einen Glücksbrief herauszog, wenn man ein Geldstück auf den bereitstehenden Teller legte.

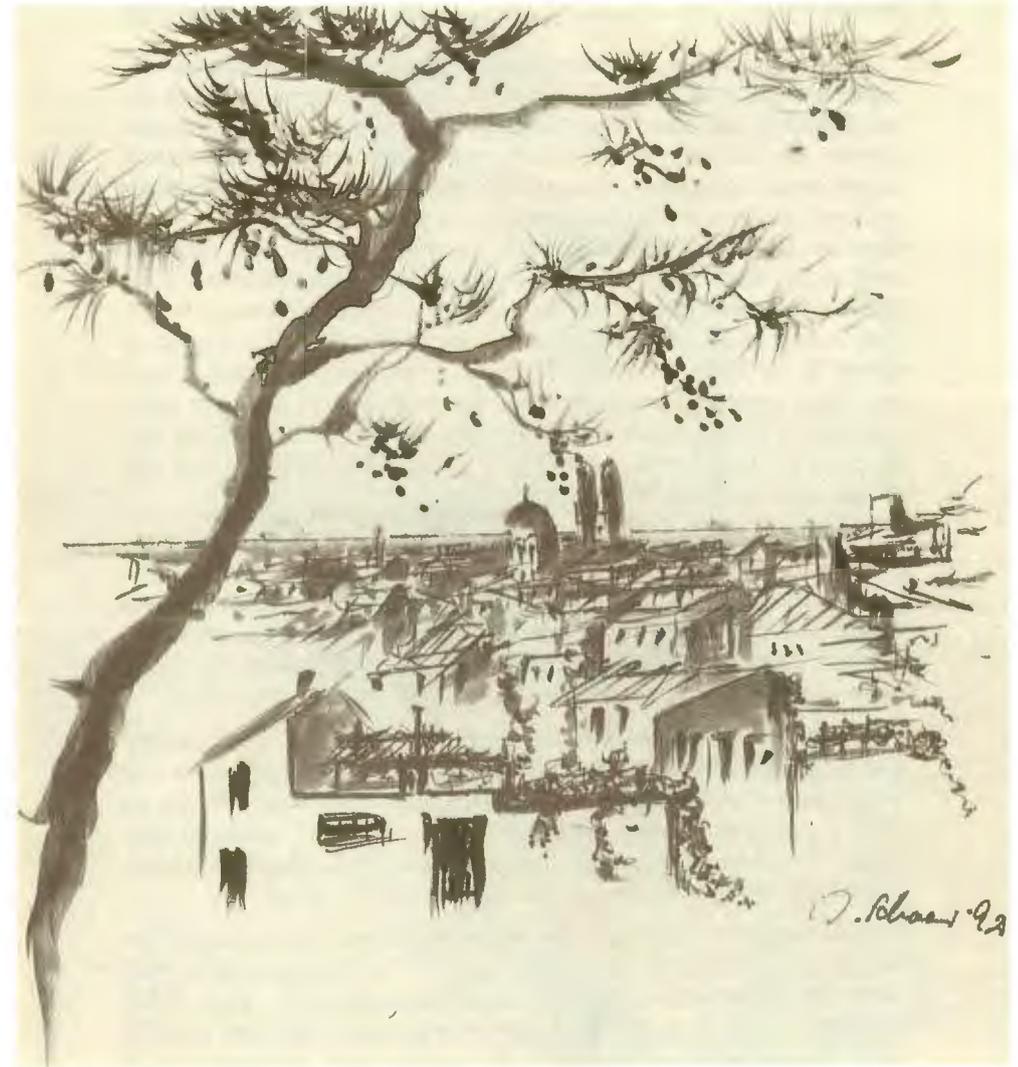
"Soll ich nicht auch das Schicksal befragen?" dachte Selim und ließ eine Münze auf den Teller fallen. Er öffnete den kleinen Brief und las: "Das Glück ging an deiner Tür vorbei, aber es kehrt wieder!" "Nun", dachte er, "das ist immerhin eine Ermutigung." Doch wohin sollte er sich wenden? Eine junge Zigeunerin drängte sich an seine Seite: "Gib mir deine Hand, ich sage dir die Zukunft!" Zögernd streckte er ihr die geöffnete Handfläche entgegen. Das Mädchen nahm sie, betrachtete sie aufmerksam und meinte: "Du suchst eine Frau!" Selim nickte. "Wo ist sie?" fragte er.

"In der Kapali çarsi, im Bazar", rief die Zigeunerin und war schon wieder in der vorübergehenden Menschenmenge verschwunden. "Im Bazar?" wiederholte Selim verwundert. Dann lächelte er: "Sie wird dort etwas kaufen, so wie alle Frauen gern etwas kaufen. Aber was mochte es sein?"

Zögernd schritt er durch die Gassen der Gewürzkrämer, als ihm ein Junge in den Weg trat: "Sie suchen einen Schmuck für eine schöne Frau? Ich weiß einen sehr guten Goldschmied. Kommen Sie mit mir!" Ein Gedanke durchzuckte Selim: "Sie will nichts kaufen, sie will ein Schmuckstück zu Geld machen." Rasch entschlossen folgte er dem Jungen, der ihn durch die Gassen der Teppichhändler zu den funkelnden Schaufenstern der Juweliere führte. Vor einem kleinen Laden blieb er stehen. Eine zierliche Frau im schwarzen Çarsaf verhandelte dort hinter der Scheibe mit dem Goldschmied. Jetzt war das Geschäft abgeschlossen, der Verkäufer öffnete die Tür zum Hinausgehen. Selim erblickte ihr Gesicht, es war Nadiré, er hatte sie gefunden.

"Nadiré hanım", rief er leise.

Erstaunt und verwirrt sah sie ihn an: "Oh", rief sie, "wie kommen Sie hierher?" "Ich folgte dir", antwortete Selim, und er strahlte vor Freude. "Fast wäre ich zu spät gekommen. Aber nun ist alles gut. Mein Haus steht für dich bereit, und mein Garten wartet auf dich!"



Ein Hirte aus Kreta

Die Mittagssonne brannte auf die Häuser der Stadt Heraklion herab. Die Geschäfte und Büros entließen ihre Angestellten. Alle eilten zum Mittagessen und kehrten erst nach einer erholsamen Siesta an ihre Arbeitsplätze zurück. Durch die Menge der Autos und Touristen am Freiheitsplatz suchte ein hochgewachsener Fußgänger ein kleines Restaurant am benachbarten Töpfermarkt, dem manch einer verwundert nachschaute. Statt der leichten bunten Strandkleidung der Sommergäste trug er noch die altkretische Volkstracht: weite Pluderhosen mit einer Schärpe, eine Weste über dem Hemd und ein schwarzes Kopftuch mit Fransen fest über der Stirn gebunden.

In dem schattigen Vorgarten des Restaurants schienen schon alle Tische besetzt, und enttäuscht wollte der junge Kreter weitergehen, als sein Blick mit dem einer Frau zusammentraf, die ihm aus der Mitte des Gartens ihr schönes, klares Gesicht mit leuchtenden dunkelbraunen Augen zugewandt hatte. Fast zugleich erkannte er, daß sie nicht allein am Tisch saß, sondern in Begleitung eines älteren Ehepaares ihr Essen einnahm, das er gut kannte. Auch er war von den Freunden entdeckt worden. Sie riefen und winkten ihm zu, der alte Herr stand auf, ging ihm entgegen und lud ihn ein, an ihrem Tisch Platz zu nehmen: "Grüß dich, Kosta! Nein, solch eine Überraschung! Führt dich dein Weg auch einmal in die Stadt? Wir sind für ein paar Stunden mit unserem Gast aus Malia herübergekommen. Sie wollte noch einmal gern vor ihrer Abreise ins Museum gehen und ein paar Einkäufe machen. Tina, das ist unser Freund Kosta! Also, Kosta, nimm bitte Platz und laß uns etwas zum Essen und Wein für Dich bestellen!"

Es wäre Kosta kaum gelungen, den lebhaften Wortschwall zu unterbrechen, aber es war ihm auch nicht gerade nach Reden zumute. Wie gebannt blickte er auf die junge Frau, die jetzt mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüber saß. Schließlich wagte er eine Frage an sie zu richten: "Kyrios Theodoros sprach von Abreise. Sie wollen uns schon verlassen? Kehren Sie auf das Festland zurück? Sind Sie aus Athen?"

Wieder nahm der alte Herr das Gespräch lebhaft auf: "Ach, ich vergaß es zu sagen! Tina ist keine Griechin, sie ist aus Deutschland. In den vergangenen Jahren war sie oft mit ihren Eltern in unserer Pension zu Gast. Diesmal ist sie ganz allein gekommen. Geflogen", setzte er stolz hinzu. "Aber sie hat inzwischen prächtig griechisch sprechen gelernt. Erzähle ihr nur von Eurem schönen Hof, sie versteht alles!"

Tina lachte: "Onkel Theodoros übertreibt, ich muß noch sehr viel lernen, bis ich wirklich gut griechisch spreche. Aber Lust und Liebe sind vorhanden, vielleicht auch eine Vorbestimmung. Mein Vater liebte Griechenland, und er hat mich Antigone genannt. Ein sehr ehrwürdiger Name, nur zu ungewöhnlich. So wurde einfach Tina von meinen Freundinnen daraus gemacht."

Kosta strahlte: "Antigone! Welch wunderbarer griechischer Name! In unserer Familie ist er bisher noch nicht vertreten. Man hält sich in Griechenland an die Tradition und bleibt bei den gleichen Vornamen. Mein Vater heißt Dimitrios wie sein Großvater, und ich heiße Konstantin wie sein Vater, mein Großvater. So wechseln Dimitrios und Konstantin miteinander ab. Mein Sohn wird wieder Dimitrios heißen, der erste versteht sich; dann kommen bestimmt drei andere nach!" Lachend sah er Antigone an, die tief errötet war. "Bei den Frauen", fuhr Kosta fort, "ist das nicht ganz so streng, aber die Töchter nennt man immerhin bevorzugt nach den Großmüttern."



Es wurde eine sehr fröhliche Mittagsstunde. Kosta erzählte von seinem Hof, von den Schafen und Ziegen, aus deren Milch Joghurt und Käse hergestellt wurden, von den Bienen, die ihm den Honig einbringen, von den Olivenbäumen und Weinstöcken. Schließlich unterbrach er sich und sah Tina an: "Aber interessiert Sie das überhaupt? Kommen Sie womöglich aus einer großen Stadt?" "Oh doch", rief Tina begeistert, "erzählen Sie mir weiter! Ich kann mir das alles gut vorstellen. Mein Großvater hat einen Bauernhof in der Lüneburger Heide mit Bienen und Schafen. In allen Schulferien fuhren wir zu ihm aufs Land. Erst als ich größer war, nahmen mich die Eltern mit nach Kreta."

Sie aßen das griechische Gericht Mousakà und tranken den griechischen Wein, sie prosteten sich zu, und Kosta lud sie alle zum kommenden Sonntag auf seinen väterlichen Hof ein. Tinas Gesicht verdunkelte sich: "Aber ich kann nicht dabei sein, ich muß leider abreisen." Kyrios Theodoros lachte: "Kosta, rede ihr noch einmal gut zu! Ich gehe rasch für ein paar Minuten mit meiner Frau zum Töpfermarkt. Sie stößt mich schon immer an. Sie hat einen Krug entdeckt und fürchtet, sie kommt zum Kauf zu spät."

Die jungen Leute blieben allein zurück. Kosta beugte sich vor, sein Gesicht war jetzt tief ernst und auf das äußerste angespannt: "Bitte erschrecken Sie nicht und antworten Sie mir aufrichtig: Können Sie sich entschließen, nicht abzureisen; können Sie sich entschließen, hierzubleiben, und wollen Sie meine Frau werden?"

Tina war totenblaß geworden. "Es wäre besser, Sie hätten mich nicht gefragt. So schwer es mir fällt, ich muß Ihnen sagen, daß es ganz unmöglich ist." "Aber warum?" rief Kosta ängstlich. "Warum? Sind Sie verheiratet?" Sie schüttelte den Kopf: "Viel schlimmer", sagte sie, "ich bin geschieden." Kosta atmete erleichtert auf: "Was kümmert mich, was vergangen ist? Uns beiden gehört die Zukunft!"

Tina sah ihn tieftraurig an: "Mein Mann hat mich verlassen, weil eine andere Frau ihm einen Sohn schenkte. Ich brachte keine Kinder zur Welt. Niemals würde Ihre Familie es verstehen, wenn Sie eine fremde Frau ins Haus bringen. Wenn dann noch dazu der erwünschte Stammhalter ausbliebe, das wäre einfach undenkbar!" Kosta bezwang mühsam seinen Zorn. Er ließ die formelle Anrede fallen: "dein Mann liebte dich nicht. Er war ein Barbar. Du und ich, wir werden Kinder haben, solche Kinder, wie ich sie mir immer gewünscht habe. Als ich dich sah, wußte ich, daß es nur dich, nur dich für mich gibt. Nie werde ich eine andere Frau lieben können. Aber - ", fuhr er erschrocken fort, "wie ist es mit dir? Trafen unsere Blicke nicht zusammen, dachtest du nicht das gleiche?"

Tina senkte den Kopf: "Ja", sagte sie fest. "Auch ich liebte dich, kaum warst du an unseren Tisch getreten. Aber wenn es so würde, daß ich wieder kinderlos bliebe, wenn von neuem der Kummer und die Enttäuschung über mich kämen - nein, ich würde es nicht zum zweiten

Male ertragen. Gerade weil ich dich liebe, kann ich es uns beiden nicht zumuten. Wir müssen uns trennen, wir müssen es!" Kosta blickte sie verzweifelt an: "Ist das dein letztes Wort?" Sie nickte stumm. Da stand er auf: "Leb wohl, Tina. Du weißt nicht, wie sehr es mich schmerzt. Mögest du niemals so unglücklich sein, wie ich es jetzt bin."

Er sah sich nicht mehr um, als er zum Garten hinausging. Tina blieb wie versteinert am Tisch sitzen, und als die alten Freunde zurückkamen, fanden sie sie in Tränen. "Tina, Kind, was ist mit dir? Und wo ist Kosta?" Sie sah sie flehend an: "Fragt bitte jetzt nicht mehr und vergebst, daß Kosta hier mit uns gesessen hat, wir waren so glücklich, aber wir mußten doch voneinander Abschied nehmen." Die Freunde drängten nicht weiter in sie, aber sie waren verwirrt und traurig.

Tina stand am Fenster ihrer kleinen Wohnung in München und sah in den Regen hinaus. Der Sommer war viel zu grau und feucht in Deutschland gewesen. Sie mußte sich zusammenehmen, daß sie nicht weinte, wenn sie an die Sonne in Kreta, an das blaue Meer, an die weißen Häuser und an den schattigen Garten dachte, in den Kosta eingetreten war und ihre mühsam erkämpfte Ruhe nach den schweren Monaten nach der Scheidung wieder zerstört hatte. Tag und Nacht stand sein trauriges, verzweifertes Gesicht vor ihren Augen.

Es klopfte an die Tür, es war die Hausbesorgerin: "Ein junger Mann hat nach Ihnen gefragt. Ich glaube, er ist kein Deutscher. Er zeigte mir Ihre Adresse auf einem Zettel und sagte: 'Bitte Tina rufen! Niko gekommen!'" Tina sah sie ratlos an: "Lassen Sie ihn herauf!"

Vor ihr stand ein schmaler, dunkler Junge und grüßte sie vertrauensvoll auf griechisch. Tina ließ ihn sich setzen und fragte ihn, was er von ihr wollte. "Meine Familie hat mich geschickt. Wir bekamen Ihre Adresse vom Onkel Theodoros aus Malia. Sie kennen meinen ältesten Bruder Kosta. Er ist seit einem Tag im Mai nicht mehr nach Hause gekommen."

Tina packte ihn erschrocken an der Schulter: "Was ist passiert? Wo ist er jetzt?" Niko schluckte: "Irgendwo in den Bergen. Er hält sich versteckt, er will nicht mehr zu uns zurückkehren. Wir haben ihn überall gesucht, wir haben Boten ausgeschickt. Einer kam mit einem Zettel zurück: 'Gebt es auf, mich zu verfolgen, sonst mache ich Schluß mit meinem Leben!' Wir haben uns das gar nicht erklären können. Eines Tages besuchte uns der Onkel Theodoros. Als er hörte, daß Kosta fortgegangen ist, erschrak er. Er rechnete nach und fand heraus, daß es nur einen Tag später passiert war, seit er ihn in Heraklion getroffen hatte. Er sagte uns, es wäre eine junge Deutsche mit ihnen am Tisch gesessen. Nur die allein könnte vielleicht wissen, warum Kosta sich so aufführt. Die Eltern haben mich zu Ihnen geschickt. Der Vater ist alt und oft krank. Keiner kann die Wirtschaft führen wie Kosta. Ohne ihn geht unser Hof zugrunde. Die Mutter weint alle Tage. Jetzt kommt bald der Winter. Was macht Kosta in den Bergen?"

Tina sah ihn an: "Ich komme mit dir nach Kreta. Gib mir drei Tage Zeit, bis ich alles geordnet habe, weißt du, mit meinem Beruf, mit meinen Eltern, mit der Wohnung und mit dem Geld. Wir fliegen, das geht dann schnell. Später werde ich Kosta suchen, und ich will alles daran setzen, ihn zu euch zurückzubringen."

Sie standen am Abend des vierten Tages vor der Hoftür in Kreta. Der Vater öffnete ihnen. Seine Augen leuchteten auf, als er Tina erblickte: "Tochter", rief er, "Du bist selbst gekommen? Du willst uns helfen?" Tina gab ihm die Hand: "Ich will alles versuchen, Kosta wieder zu finden." Sie breitete eine Landkarte von Kreta aus und ließ sich hier Dorf und Gebirgstäler nennen, in denen die Familie nach Kosta geforscht hatte. "Ihr wart überall in den Weißen Bergen", sagte sie mutlos. Er muß weiter ausgewichen sein, in das Idagebirge. Morgen nehme ich den Autobus und fahre dorthin."

Der Vater sah sie besorgt an: "Eine junge Frau allein in den Bergen, das können wir nicht zulassen! Niko muß dich begleiten!" Tina wehrte ab: "Es wird sich von Dorf zu Dorf herumsprechen, daß ihr erneut die Suche aufgenommen habt, daß euer jüngster Sohn den ältesten Bruder zurückholen möchte, und Kosta wird sich immer trotziger verstecken. Ich gehe allein. Niemand kennt mich hier. Nur...", und sie dachte nach: "Hatte Kosta einen Hund? Das wäre gut. Er sollte mit mir auf die Wanderung gehen. Ich brauchte nirgends den Namen von Kosta zu nennen. Der Hund wird seine Witterung aufnehmen, wo er sich auch aufhält, und wird mich zu ihm führen."

Der Vater nickte: "Das hast du gut überlegt. Kosta hat einen Hund. Er band ihn fest, als er von zu Hause fortging. Der Hund lief am anderen Tag bis zur Autobusstelle. Da saß er und wartete bis zum Abend. Wir mußten ihn am Strick auf den Hof zurückführen." "Wo ist der Hund?" fragte Tina. "Draußen in seiner Hütte neben dem Schafstall", sagte der Vater. "Wie heißt er?" "Kosta hat ihn Tigris genannt, weil er ein so goldgelbes Fell hat. Aber er ist kein böses Raubtier, er ist treu und wachsam." Tina ließ sich ein Stück Fleisch geben, hockte sich dem Tier gegenüber auf den Boden, das anfänglich knurrte und bellte. Aber als Tina immer wieder leise seinen Namen rief und ihn schließlich das Fleisch schnappen ließ, verstummte der Hund und wedelte mit dem Schwanz. Furchtlos umarmte ihn Tina, wandte sich zum Vater und sagte: "Die Freundschaft ist geschlossen, Tigris wird mich begleiten." Das war der Beginn einer tagelangen Wanderung durch Dörfer, Felder, über steinige Gebirgspfade und Berge. Tigris sprang fröhlich bellend um Tina herum, aber so oft sie auch sagte: "Such, Tigris, such! Wo ist Kosta?", gab es keine Fußspur, die er mit der Nase verfolgte und kein Gehöft, auf das er mit großen Sprüngen zugeeilt wäre.

Jeden Abend wollte Tina verzweifelt aufgeben, jeder Morgen schenkte ihr wieder neue Zuversicht. Die strenge Schönheit der Berge drang immer tiefer in sie ein. Ihr war es, als sei Kosta alle diese Wege

vor ihr gegangen und ging ihr voran über die heimatliche Erde. Doch als eines Abends der erste Herbstregen fiel, bat sie früher als gewöhnlich in einem Bauernhof um Nachtherberge.

Die Bäuerin war erschrocken, sie brachte ihr trockene Kleidung, gab ihr ihr eigenes wollenes Umschlagtuch, kochte ihr eine heiße Suppe und wollte durchaus kein Geld oder Geschenk annehmen. Tina sagte müde ihren gewohnten Spruch, daß sie ihren Verlobten suchte, der zur Jagd in die Berge gegangen wäre und sich wahrscheinlich verirrt hätte. Er sei seit einigen Tagen nicht mehr heimgekehrt. Sie verschwieg, daß es schon viele Wochen waren. Dann beschrieb sie ihn der Frau und sagte schließlich ein Kennzeichen, das ihr Niko verraten hatte: "Er trug einen kunstreich geschnitzten Hirtenstab mit einem hölzernen Widderkopf als Knauf." Die Bäuerin wurde stutzig: "Ich meine, ich habe einen solchen Mann vor drei Tagen die Alm hinaufsteigen sehen, auf der die Hirten die Schafe unseres Dorfes hüten. Ich will Dir den Weg genau beschreiben, den Du morgen einschlagen mußt. Es eilt, denn es wird Herbst, und die Herden kehren heim."

Bei Sonnenaufgang machte sich Tina bereit, zuversichtlicher als jemals zuvor. Noch schien die Sonne heiß, und der Weg war steil und weiter, als sie gedacht hatte. Am Mittag wollte sie rasten, aber da wurde plötzlich Tigris lebendig. Mit lautem Gekläff, die Nase am Boden, stürzte er ins Gebüsch. Tinas Herz fing laut zu schlagen an: "Tigris, Tigris!" rief sie laut befehlend. Doch sie mußte lange rufen. Schließlich kam der Hund zurück, in weiten Kreisen laufend und laut hechelnd. Stolz legte er ihr ein totes Kaninchen vor die Füße. Zum ersten Mal war Tina mit ihm ärgerlich: "Was soll das Tigris? Du mußt mir gehorchen und nicht hinter einem Hasen herlaufen! Wir können ihn nicht braten, er nützt uns gar nichts!" Zornig warf sie die Beute in den Abgrund, beschämt schlich der Hund neben ihr her. Aber allmählich stellte Tina fest, daß sie sich verstiegen hatte, und wirklich schien die Alm, die ihr die Bäuerin beschrieben hatte, schon unter ihr zu liegen. Sie war jetzt zu Tode erschöpft. "Nur etwas ausruhen", dachte sie, "dann habe ich wieder neue Kräfte für den Abstieg." Sie legte ihre Jacke unter ihren Kopf und war bald unter dem Schutz einer kleinen Tanne fest eingeschlafen.

Erschrocken wachte sie auf, als die Sonne schon tief zu sinken begann. "Wo ist der Hund?" Er hatte sich zu ihren Füßen niedergelegt, nun war nichts mehr von ihm zu sehen. Immer wieder rief sie seinen Namen, nichts rührte sich. Niedergeschlagen begann sie den schwierigen Abstieg. Hatte sie das Vertrauen des Tieres verloren, weil sie es ausgescholten hatte? War der Hund zurück zu dem Haus der Bäuerin gelaufen, die ihm gestern so freundlich sein Futter gegeben hatte?

Sie fand den Weg zur Alm und sah eine Gruppe von Hirten, die um ein Feuer saßen und erstaunt aufsprangen, als sie in der Dämmerung zu ihnen trat. Wieder sagte sie flehend ihren gewohnten Spruch. Aber

als die Hirten den Kopf schüttelten, und keiner Kosta kannte oder ihn gesehen hatte, war es mit ihrer Kraft vorbei. Ohne den Schutz des Hundes, verzweifelt, daß auch der letzte Hoffnungsschimmer wieder erloschen war, brach sie in Tränen aus: "Bitte", sagte sie, "ich finde den Weg in der Dunkelheit zu der Bäuerin nicht mehr allein zurück. Kann einer von Euch mich begleiten?" Ein alter Hirte antwortete bedächtig: "Du bist sehr müde und würdest auf dem steilen Weg stolpern und Dich verletzen. Auch wir sind alle müde. Aber wir haben hier in der Höhle Schutz vor der Nachtkälte und werden Dir eine bequeme Lagerstatt zurechtmachen. Du kannst Dich unbesorgt unserem Schutz anvertrauen, und morgen werden wir Dich ins Tal zurückbegleiten." Die Männer redeten nicht mehr viel, sie teilten Wein, Brot und Käse mit der fremden jungen Frau und deckten sie mit einem Schaffell zu, als sie sich zur Ruhe legte. Bald war Tina fest eingeschlafen und hörte nicht mehr das leise Reden der Hirten, das Bellen der Hunde, zu denen sich noch ein später Gast gesellte. Einer der Männer sah noch einmal nach ihr, bevor er sich auch zum Schlaf ausstreckte. Er legte das Fell, das neben sie gegelitten war, sorgsam wieder über sie hin.

Nur einen Augenblick schlug Tina die Augen auf: "Kosta", murmelte sie wie im Traum und schlief gleich darauf ruhig weiter. Die Sonne schien hell, als Tina von einer feuchten Hundeschнауze an ihrem Handrücken geweckt wurde. "Tigris!" rief sie, außer sich vor Freude. Aber dann sah sie, daß nicht nur der Hund neben ihrem Lager stand. Ein großer, dunkler Mann mit verwildertem Bart beugte sich über sie, und sie erkannte ihn sofort: "Kosta!" Weit breitete sie die Arme aus. Der Mann war in die Kniee gesunken und hielt sie fest umschlungen: "Tina! Ist es wahr? Bist du zu mir gekommen? Nur zu mir?" "Ja, Kosta, ich habe es nicht gewußt, wie sehr ich dich liebe. Ich habe alles in Deutschland verlassen und habe dich viele Tage unter heißen Tränen gesucht!" "Und du gehst nicht mehr fort von mir?" "Niemals!" "Dann feiern wir die Hochzeit, sobald wir unten im Tal und bei meinen Eltern sind."

Auf die glückliche Wiedervereinigung folgten sieben glückliche Jahre, in denen Tina vier Söhne zur Welt brachte. Der erste erhielt nach der Tradition den Namen des Großvaters Dimitrios, bei dem zweiten stand der stolze Onkel Theodoros Pate, bei dem dritten der treue Bruder Niko, und der jüngste Karlaki - klein Karl - wurde nach Tinas Vater genannt. Die kleinen Buben füllten die leeren Stuben des Bauernhofes mit neuem Leben, denn Kostas Schwestern heirateten, und die jüngeren Brüder fanden ihr Auskommen in der Stadt.

Alle Verwandten bewunderten neidlos den Fleiß und das Geschick der jungen Frau, durch deren sorgfältige Pflege der Garten reiche Früchte und Blumen trug, die aus der Milch so guten Käse herzustellen verstand, daß die Händler jede Woche auf den Hof kamen und danach fragten. Sie holte den alten Webstuhl vom Speicher, und Decken und Taschen webte sie darauf, von denen ein Geschäft in der Stadt nicht

genug bekommen konnte. Die einzige, die ihre Eifersucht und ihren Groll nicht zu unterdrücken vermochte, war die Mutter, der die Verdienste der Schwiegertochter gering gegen den Kummer erschienen, den sie ihnen ungewollt bereitet hatte, als sie die stürmische Werbung Kostas zuerst ausgeschlagen hatte. War bisher im Herzen der Mutter vor allem für den ältesten Sohn der erste Platz gewesen, so schenkte sie jetzt ihre ganze Zärtlichkeit ihrer jüngsten Tochter Marika, die ihr noch verblieben war. Man hatte sie nicht verheiraten können, denn trotz ihrer hübschen Gestalt blieb ihr Geist zurück, und man konnte ihr keine ernste Arbeit auftragen. Die Mutter erfüllte ihr jeden Wunsch und wachte eifersüchtig darüber, daß niemand über sie lachte, oder daß sie in irgendeiner Beziehung zurückgesetzt wurde. Auch sah sie nicht gern, daß sie bei Tina saß oder mit den Kindern spielte. In der ersten Zeit ließ die Mutter die Schwiegertochter gern ihre Herrschaft fühlen. So holte sie sie aus der Kinderstube oder vom Garten fort, sobald die Magd aus dem Hause ging, und ließ sie Wasser tragen, Holz zerkleinern oder Gemüse putzen. Ein bis zwei Mal hatte dies der Schwiegervater beobachtet, in dem Tina einen ganz besonderen Bewunderer und Beschützer hatte. Zornig stellte er seine Frau zur Rede: "Jedermann in meinem Hause hat hier die Arbeit, die er am besten verrichten kann. Tina gehört an die Wiege ihrer Kinder, und alles, was sie daneben tut, geschieht nur, wenn es ihr Freude macht und sie unserer Familie so die Wohltaten erweist, wie sie es bisher getan hat. Für die Arbeit in der Küche haben wir eine Magd angestellt. Für diese ist Tina ebenso gut die Herrin wie du, und es schickt sich nicht, daß meine Schwiegertochter ihre Arbeit übernimmt." Die Mutter schwieg, aber die Liebe für die Schwiegertochter wollte sich nicht einstellen. Da sie jedoch nicht gern gegen ihren Mann und auch nicht gegen Kosta aufzutreten wagte, mußte sie ihre Abneigung verstecken. Der Friede des Hauses blieb gewahrt, solange der Vater lebte und mit Stolz und Liebe das Heranwachsen der Enkelsöhne ansah.

Aber als sieben Jahre nach der Hochzeit vergangen waren, legte der Großvater sich zum Sterben nieder. Sein Tod überschattete das ganze Haus. Die Witwentrauer der Mutter verband sich mit einem ständig mürrischen und zänkischen Wesen, wie sie es vorher nicht an den Tag gelegt hatte. Sie verleidete damit jetzt sogar der jüngsten Tochter das Leben, die es mehr und mehr zu der Frau ihres Bruders zog, in deren Stube das Lachen und Spielen der Kinder die traurigen Gedanken der Erwachsenen verscheuchte.

Eines Tages fand Tina das junge Mädchen verklärt vor ihrem Spiegel stehen, neben sich Tinas geöffnetes Schmuckkästchen, aus dem sie die goldene Kette, die ihr Kosta zur Geburt des ersten Sohnes geschenkt hatte, entnommen und sich umgebunden hatte. Glücklich klatschte sie in die Hände und rief ihrer Schwägerin zu: "Wie schön, wie schön! Guck mal, wie schön!" Tina strich ihr sanft über das Gesicht und sagte: "Ja, wunderschön! Aber nun mußt du mir die Kette auch

wieder geben. Sonst bin ich sehr traurig. Kosta hat sie mir geschenkt!" Auf Marikas Stirn erschien eine Zornesfalte, sie ballte die Fäuste gegen ihre Schwägerin und rief: "Böse bist du. Alles willst du nur für dich. Nichts soll für mich bleiben!" Und sie lief mit der Kette aus dem Zimmer.

Beim Abendessen bemerkte Kosta den Schmuck im Kleiderausschnitt seiner Schwester. Er legte die Gabel nieder: "Was soll das? Warum trägst du die Kette, die ich Tina geschenkt habe?" Die Mutter antwortete rasch: "Sei nicht so aufgereg! Tina darf doch ihrer armen, kleinen Schwägerin auch einmal eine Freude machen. Die Kette stand Marika so gut, daß Tina sie ihr geschenkt hat." Kosta antwortete ihr nicht, aber beim Schlafengehen sagte er zu seiner Frau: "Tu das bitte nicht zum zweiten Mal. Es ist nicht nötig, daß man Marika jeden Wunsch erfüllt, und ich möchte, daß du meine Geschenke in Ehren hältst." Tina traten die Tränen in die Augen, aber um den Sohn nicht gegen die Mutter aufzubringen, schwieg sie still.

Nicht lange danach fand sie ihre Schwägerin wieder über dem geöffneten Schmuckkästchen. Schon hatte Marika einen Ring in der Hand, den Tina erst kürzlich zur Geburt von ihrem Jüngsten von Kosta erhalten hatte. Freundlich wollte sie Marika überreden, ihr den Schmuck zurückzugeben, aber die Schwägerin lachte, schloß die Hand fest über ihrer Beute zusammen und wollte damit aus der Türe laufen. Jetzt war es mit Tinas Beherrschung vorbei. Sie gab ihr einen Schlag auf die Hand. Marika ließ den Ring fallen und stieß ein lautes Geschrei aus: "Mutter, Mutter, sie hat mich geschlagen!"

Tina stand wie versteinert, Kosta konnte sie nicht zu Hilfe rufen, er würde erst spät abends aus der Stadt nach Hause kommen. Schon stand ihre Schwiegermutter in der Tür und bebte vor Zorn am ganzen Körper: "Du hast das arme, unglückliche Kind geschlagen! Noch bin ich am Leben, um meine Tochter zu beschützen. Aber du, du geh mir aus den Augen! Geh dorthin, wo du hergekommen bist und laß dich nie mehr wieder bei mir blicken!" Zitternd öffnete Tina ihren Schrank und packte die wichtigste Kleidung in einem Bündel zusammen. Dann holte sie die Kinder aus dem Garten, zog ihnen ein warmes Jäckchen über und nahm den Kleinsten aus der Wiege. Die Mutter hatte sich mit Marika in die Wohnstube eingeschlossen, die Magd stand mit offenem Mund in der Küchentür. "Sag dem Herren, wenn er heute abend zurückkommt, daß ich zu Frau Katherina gegangen bin", rief sie ihr zu und verließ das Haus. Es blieb totenstill auf dem Gehöft, bis Kosta heimkehrte. Er rief nach seiner Frau, er rief nach den Kindern, niemand kam ihm entgegen. In der Wohnstube fand er die Mutter. Aufrecht und hart trat sie ihm gegenüber: "Ich habe endlich reinen Tisch gemacht und deiner Frau die Tür gewiesen! Noch bin ich hier die Herrin im Haus. Tina darf sich hier keine Rechte anmaßen, und deine arme Schwester darf sie nicht mißhandeln."

Kosta war wie vom Donner gerührt: "Dies Haus ist nicht dein und nicht mein Haus, wir sind mit Tina und den Kindern eine Familie, und das Haus gehört uns allen. Wo ist meine Frau? Ich muß von ihr hören, was vorgefallen ist. Doch das eine darf ich schon jetzt nicht verschweigen. Ich habe bemerkt, daß Tina dir immer fremd geblieben ist, aber nie hat sie es am nötigen Respekt dir gegenüber fehlen lassen. Es ist eine Schande für uns, wenn sie mit den Kindern unter einem fremden Dach schlafen muß!" Eilig richtete er die Schritte zu dem kleinen Haus der Hebamme, die seiner Frau jedesmal in ihrer schweren Stunde beigestanden und sie jetzt voller Mitleid aufgenommen hatte. Kosta schloß die weinende Tina in seine Arme: "Komm zurück mit mir, Tina. Mutters Geist ist verwirrt, seit Vater nicht mehr lebt. Ich will noch einmal in Güte mit ihr reden und dich beschützen mit all meinen Kräften."

Tina schüttelte den Kopf: "Du änderst die Mutter nicht, und auch meine Geduld reicht nicht mehr weiter aus. Haß und Liebe können nicht in einem Haus zusammen wohnen. Armer Kosta, du mußt dich entscheiden zwischen der Mutter und mir. Im Augenblick kann ich nur eines denken: Ich möchte weit fort mit den Kindern nach Deutschland zu meinen Eltern, wo uns nicht Neid und Eifersucht das Leben schwer machen." Kosta sah sie verzweifelt an: "Sollen unsere Kinder die Heimat verlieren, soll ich unter fremden Menschen mein Brot verdienen und Haus und Hof verlassen?"

Tina sagte leise: "Ich habe alles gewagt und aufs Spiel gesetzt, als ich dich suchte. Damals hattest du schon die Heimat um meinetwillen im Stich gelassen, und das Leben erschien dir sinnlos. Jetzt ist das Leben zwar ungewiß, aber es hat ein Ziel: die Zukunft unserer Kinder. Wollen wir nicht noch einmal, wie vor sieben Jahren, einen neuen Anfang wagen?"

Kosta brachte sie aus dem Gerede des Dorfes heraus zum Onkel Theodoros. Umsichtig suchte er alles zu ordnen, die Übergabe des Hofes an seinen Bruder, den Verkauf von Vieh, um nicht ganz mittellos in die Fremde zu gehen, die Paßangelegenheit, die Flugbillette. Tieftraurig nahm er mit Tina Abschied von der Insel. Aber noch waren sie beide jung, und zuversichtlich traten sie die Reise in den Norden an. Ihre Liebe war unerschüttert geblieben.

Der Anfang in Deutschland fiel ihnen schwer, obwohl sie einen griechischen Freund fanden, in dessen Speiselokal sie beide arbeiten konnten. Die Kinder wußten sie im Haus der deutschen Großeltern gut aufgehoben. Dann und wann erreichte sie ein Brief des treuen Bruders. Die arme Schwester war durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen. Die Mutter hatte darüber den Verstand verloren und saß den ganzen Tag fast teilnahmslos auf der Bank neben der Haustür. Manchmal schrak sie zusammen und rief: "Kosta!" oder die Namen der Enkel. Aber sie kehrten nicht wieder zu ihr zurück und dachten an Kreta wie an ein fernes, schönes Märchen.



Smintek - mein Kater

Die letzte Schülerin war gegangen. Vera schloß den Klavierdeckel und zündete die Stehlampe an. Jetzt kam die stille Abendstunde, in der sie sich in die Zeitung und in die Post vertiefen konnte. Die Schule hatte nach den Sommerferien wieder begonnen, aber die Reisebüros schickten ihre Werbeschriften für den Herbst und den Winter:

*"Entfliehen Sie dem Nebel, dem Regen und der Kälte!
Fahren Sie mit uns in die Karibik, zu den Seychellen..."*

Vera blätterte die Prospekte durch. Die verlockenden Anpreisungen von sonnigen Badestränden, Blumenparadiesen und Palmenhainen. Ihr Blick fiel auf einen ungewohnten Text:

"Möchten Sie mit uns Polen besuchen?"

"Polen!" dachte sie, "Was könnte mich wohl reizen, meine Herbstferien in Polen zu verbringen?" Dann las sie weiter: "Aufgebaut sind die stolzen Häuser der hanseatischen Kaufleute rings um die alte Marienkirche in Danzig, wiedererstanden ist die Marienburg. Sie sehen die unberührte Schönheit der ehemals ostpreußischen Landschaft und erleben von Lötzen aus eine romantische Schiffsfahrt auf den Masurischen Seen!"

Vera ließ das Blatt sinken. "Ach", sagte sie bitter, "das ist also heute Polen!" Der nie vergessene Schmerz um die verlorene Heimat ergriff sie von neuem. Immer hatte sie es bisher abgelehnt, in die geliebte

kleine Stadt zurückzukehren, in der keiner sie mehr kannte, in der niemand mehr ihre Sprache sprach. Doch plötzlich hatte sie der Text der Anzeige angerührt. Sie fand keinen Schlaf in der Nacht. Die Kirche, das alte Gymnasium, die breite Kaiser-Wilhelm-Straße, die Seepromenade, der Tennisplatz, die Badeanstalt, der ganze Zauber ihrer Kinder- und Jugendjahre in Masuren, in Lyck stand vor ihren Augen. Vielleicht warteten auch tote Dinge, daß ein Mensch zu ihnen zurückkehrte, sie liebevoll wiedererkannte. Waren die sogenannten toten Dinge, Straßen und Häuser nicht doch lebendig, lebendig wie die Wellen des Sees und die Äste der Bäume?

Am nächsten Morgen griff sie zum Telefon und rief das Reisebüro an. "Führt die Fahrt Ihrer Polenreise auch nach Lyck?" Man bedauerte, das wäre nicht vorgesehen, aber man schlug vor, für sie eine Taxifahrt statt der Schiffsfahrt auf dem Lötzener See zu arrangieren.

Im Oktober kam eine Reisegruppe von mehr als 20 Teilnehmern zustande. Der Reiseleiter verteilte im Omnibus die letzten wichtigen Informationen und gab jedem dazu die Liste der Mitfahrenden in die Hand. Vera überflog die Namen. Es waren einige Ehepaare dabei, in der Mehrzahl einzelstehende Damen, die sich zu der Fahrt angemeldet hatten. Ganz zum Schluß ein einzelner Herr: Dr. Hans Rabowsky, Zahnarzt in Hannover. Veras Herz begann zu klopfen. War es am Ende Hans, der lustige, lange Hans, der die beiden Schuljahre in Untertertia und Obertertia neben ihr gesessen hatte, bis ihre Mutter mit den Geschwistern nach dem Tod des Vaters Lyck verlassen mußte? Hans, der jeden Tag zu spät in der Schule angerannt kam, in der allerletzten Minute sich aufatmend neben sie setzte und die lustigsten Entschuldigungen vorbrachte. Einmal hatte ihm seine kleine Schwester die Schuhe versteckt, dann war der Mutter das Brot zum Frühstück ausgegangen und er mußte noch frische Brötchen holen. Ein andermal flog sein zahmer Rabe auf den Apfelbaum im Garten und wollte sich nicht wieder einfangen lassen. Als der Mathematiklehrer am Freitag, den 13. eine Arbeit schreiben ließ, erschien Hans überhaupt nicht in der Schule, denn bei solchem Termin war auf keinen guten Ausgang der Arbeit zu rechnen, wie er meinte.

Schon hatte sich der Reisebus in Bewegung gesetzt, als Vera noch einmal vorsichtig den Gang bis nach hinten zu den Koffern zurückging und jede Sitzbank forschend betrachtete. Die Ehepaare saßen zusammen, die einzelnen Damen konnten meist eine ganze Bank einnehmen und zum Fenster heraus schauen. Auf der hintersten Bank hatte es sich ein Herr bequem gemacht. Das Teilnehmerverzeichnis war ihm entglitten, und er schlief, halb eingewickelt in seinen Mantel. Vera konnte in dem sorgenzerfurchten Gesicht, unter dem weißen Haar die Züge des Schulfreunds nicht wiedererkennen. "Aber", dachte sie lächelnd, "ich will nachher mit einem Zauberwort versuchen, herauszubekommen, ob er es ist, oder ob er es nicht ist. Warten wir noch ein Stündchen, wenn er ausgeschlafen hat."

Es war ihr selbst lieb, daß sie ihre Gedanken sammeln und sich auf die unerwartete Begegnung einstellen konnte. War es nicht ein Glück, ein Geschenk des Himmels, daß sie sogleich einen Schulkameraden entdeckt hatte? Sie sah sich wieder auf der schmalen, dunklen Holzbank sitzen, das Lateinbuch auf dem Tisch und neben sich Hans, der noch eifrig unregelmäßige Verben vor sich her murmelte, bevor der strenge Dr. Seemann das Klassenzimmer betrat. War die gefürchtete Stunde glücklich vorüber, erwachten sein fröhlichen Lebensgeister, und er fing vor der Geschichtsstunde, von der er keine Anstrengung erwartete, eifrig zu erzählen an.

Gestern hatte er einen alten, lecken Fischerkahn wieder flott gemacht und mit einer Taschenlampe in einer stillen Seebucht Krebse gefangen. Heute sollte das große Fußballspiel der Obertertia des Gymnasiums gegen die Realschüler stattfinden, auf ihn als Torwart würde Verlaß sein. "Du mußt uns den Daumen halten, Verachen!" Aber vor allem stand sein Kater Smintek im Mittelpunkt aller Geschichten:

"Smintek?" fragte Vera, "Smintek, welch ein furchtbar komischer Name. Wie kommst du nur darauf?" Hans lachte überlegen: "Verachen, du bist wohl geistig weggetreten, als wir die Ilias anfangen zu lesen. In Homers Ilias wird nämlich der Gott Apollon von dem Priester mit seinem Beinamen Smintheus angerufen, und das heißt zu deutsch Mäusevertilger. Ein bedeutender Name für einen Kater, meine ich! Doch er ist ja nicht griechischer oder göttlicher Abkunft, sondern stammt von einem schlichten, masurischen Bauernhof. Daher gab ich ihm eine landesübliche zweite Silbe. Er heißt also nicht Smintheus, sondern Smintek!"

Vera fand das natürlich außerordentlich einleuchtend und dazu apart. "Ist er schwarz?" fragte sie weiter. "O nein", rief Hans, "er ist doch kein Satansvieh. Er hat eine elegante schwarz-weiß gestreifte Musterung, einen weißen buschigen Schwanz und bernsteinfarbene Augen. Und klug ist er! Morgens legt er mir seine Beute, eine Maus, auf die Schwelle von meinem Schlafzimmer, aber nie einen Vogel! Keine Tür kann ihn aufhalten, er springt auf die Klinke und drückt sie herunter. Stundenlang wartet er schon auf dem Fensterbrett, bis ich aus der Schule komme. Er rührt die Milch im Näpfchen nur an, wenn ich sie ihm hereingegossen habe." "O, ich möchte Smintek zu gern einmal sehen", rief Vera. Hans schüttelte den Kopf: "Das ist leider auf keinen Fall möglich. Smintek ist ungeheuer eifersüchtig. Kommt irgendwer zu Besuch, schon ist er aus dem Zimmer heraus. Will ich ihn einfangen, kratzt und faucht er und ist mir drei Tage lang böse. Nur ich darf ihn auf den Arm nehmen." Vera seufzte: "Wie gern hätte ich auch solch einen Kater! Aber meine Eltern erlauben es nicht."

Die glücklichen Jahre mit Schwimmen und Rudern, Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren und Radeln gingen zu Ende, als Veras Vater tödlich verunglückte und die Mutter sich entschloß, mit ihren Kindern

in das Haus ihrer Eltern nach Berlin zurückzukehren, wo sich ihnen bessere Ausbildungsmöglichkeiten boten als in der kleinen ostpreussischen Stadt. Vera war vollkommen betäubt von dem plötzlichen Schicksalsschlag und den Veränderungen ihres Lebens. Stumm und frierend stand sie mit der Mutter und den Geschwistern auf dem zugigen Bahnsteig, auf dem die Freunde der Familie sie umdrängten, sie zum Abschied küßten und umarmten.

Angsterfüllt sah sie auf die große Bahnhofsuhr, deren Zeiger immer rascher vorzurücken schienen. Nun waren es nur noch wenige Minuten. Da stürmte ein Junge, die grüne Schülermütze auf dem Kopf, atemlos die Treppen herauf. Es war Hans, und er trug eine große Tasche vor sich her: "Vera", keuchte er, "ich habe ihn glücklich eingefangen, ich wollte ihn dir doch bringen, damit er dir 'Auf Wiedersehn' sagt. Einmal sollst du ihn doch noch sehen!"

Vorsichtig öffnete er den Reißverschluß, holte den erschreckten Kater aus seinem Gefängnis und legte ihn Vera in die Arme. Sonderbarerweise ließ er es sich ruhig gefallen, fauchte und kratzte nicht. Aber mit Veras Beherrschung war es vorbei. Laut weinend drückte sie ihr tränennasses Gesicht in sein weiches Fell. "Smintek", rief sie immer wieder, "Smintek, lebwohl und vergiß mich nicht."

Die Mutter drängte zum Einsteigen: "Gib dem Hans seinen Kater zurück", mahnte sie, und schluchzend gehorchte ihr Vera. Als letzte stieg sie hinter den Geschwistern in den wartenden Zug. Der Stationsvorsteher winkte mit seinem Stab, seine Pfeife schrillte, die Lokomotive zog an. Die Kinder traten noch einmal alle an das Fenster des Abteils, öffneten es weit, riefen und winkten, bis die Freunde, die Umrisse der letzten Häuser verschwunden waren. Aber lange noch weinte Vera vor sich hin: "Smintek, mein lieber Smintek!"

Wie viele Jahre waren seither vergangen!

Konnte es Hans sein, der mit ihr in die alte Heimat fuhr? Vera stand auf. Ihr Herz klopfte, als sie in dem fahrenden Bus nach hinten ging. Der Herr in der letzten Sitzbank war jetzt in seine Zeitung vertieft. Leise stellte sie sich neben ihn und sprach ihr Zauberwort: "Smintek!"

Der Angeredete zuckte zusammen und sah ungläubig zu ihr auf: "Bitte, was sagten Sie?"

"Smintek!" wiederholte Vera noch einmal.

Jetzt blitzte es in seinen Augen auf, und es waren die lustigen Augen des Obertertianers: "Ist es die Möglichkeit! Vera, du! Wie kommst du hierher?" "Genau wie du", antwortete sie lachend, "auf dem Weg nach Polen, oder?" "Nach Lyck!" rief er triumphierend. "Also bist du die Dame, die die Taxe bestellt hat und der ich mich anschließen soll?" "Aber ja, aber natürlich! Hans, wie ist es so herrlich, daß ich nicht alleine fahren muß, daß ich dich getroffen habe!"

Am Reden und Erzählen erkannte sie den alten Schulfreund bald wieder. Die Stunden im Bus, die Abendstunden in den Städten, die ihnen gleichgültig waren, da sie nur nach dem einen Ziel Sehnsucht hatten, ließen die Vergangenheit lebendig werden.

Kurz vor Lötzen, bevor sie die Taxe mit einer Führerin in die alte Heimat bringen sollte, wurde Hans auffallend nervös und ängstlich: "Eigentlich", sagte er, "ist mir wie dem berühmten Verbrecher zumute, der an den Ort seiner Freveltat zurückkehren muß?" "Aber Hans!" Vera sah ihn entsetzt an: "Was sollst du denn verbochen haben?" "Erinnerst du dich an den eiskalten Januar 1928? Nach den Weihnachtsferien, und es waren herrliche Ferien, die wir auf dem zugefrorenen großen See mit Schlittschuhlaufen und Eishockey verbrachten, erschien eine Anzeige in der Zeitung: *Wegen Kohlenmangel bleibt unser Gymnasium drei weitere Tage lang geschlossen!*"

"Natürlich", rief Vera begeistert, "und wie ich mich darauf besinne! Zuerst tanzten wir vor Freude in der Stube herum und holten die Schlittschuhe aus dem Schrank. Aber dann am Nachmittag klingelten unsere Lehrer an allen Haustüren und sagten den Eltern, daß hier ein Dummerjungenstreich vorliegt, daß alles nicht wahr sei und die Kinder am nächsten Morgen in der Schule zu erscheinen hätten. Es kam allerdings nur die Hälfte, denn die Fahrschüler, die auswärts wohnten, konnte man nicht so schnell erreichen. Als alle wieder da waren, zwei Tage später, hielt der Direktor eine große Ansprache in der Aula."

"Ja, da erinnerst du dich ganz richtig", warf Hans ein und fuhr fort: "Der Alte, wie wir unsern Direktor nannten, sagte, die Ehre unserer Schule stünde auf dem Spiel. Ein schlechter, gewissenloser Mensch hätte Lehrer und Mitschüler zum Narren halten wollen. Er erwartete, daß er sich melden und tiefe Reue zeigen würde. Aber es blieb mucksmäuschenstill in der Aula. Und der Alte war fast am Weinen und sagte, er könnte sich nicht denken, wie ein Mensch mit einer solchen Schuld weiterleben möchte. Wir alle wären verpflichtet, ihm jede Spur zu melden, die auf die Person des Täters führen könnte. Aber nichts rührte sich im ganzen Saal." "Ja", antwortete Vera, "und es ist auch niemals etwas herausgekommen." "Konnte auch nicht", sagte Hans, "der Ernst von Rechberg und ich hatten uns geschworen, daß niemals einer den anderen verrät. Wir haben uns in den Finger gestochen, damit wir mit Blut den Eid unterschreiben konnten."

"Also ihr wart das beide?" lachte Vera. "Ja, wir beide! Aber es war uns gar nicht mehr zum Lachen zumute", seufzte Hans, "als wir hörten, wie ernst der Alte die Sache nahm. Wir dachten, die Decke stürzt über uns ein. Eigentlich lebten wir seither immer in Angst, es könnte herauskommen, und es hätte uns doch jemand gesehen, als wir den Brief in den Kasten der Zeitung einwarfen! Aber etwas Schuld haben die von der Zeitung doch. Es fehlte nämlich die Unterschrift vom Direktor. Die haben wir uns nicht zu fälschen getraut."

"Ich finde, es ist wirklich schade, daß ihr in Angst gelebt habt", meinte Vera. "Ihr habt uns solchen Spaß gemacht! Konnte nicht der Direktor einfach schweigen und die Tage von den nächsten Ferien abstreichen?"

Hans wiegte den Kopf: "Geht nicht, geht nicht. Er ist ja auch nicht sein freier Herr. Da gibt es ja noch ein Provinzialschulkollegium oder irgend einen Minister, der jeden Ferientag genehmigen muß. Das kann nicht jede Schule machen, wie sie will. Ja, den Alten hat die Sache sehr gefuchst, besonders als noch auswärtige Zeitungen sich über den Schulstreich amüsierten. Nun ist er schon lange tot. Ich hätte ihn eigentlich um Verzeihung bitten sollen. Aber er lebt nicht mehr, der Rechberg ist gefallen, genau wie der lustige kleine Plenio und der magere Rotenschlager, und wer weiß noch wie viele, die damals gelacht haben. Vera, ich bin darüber oft so verzweifelt und denke, sie können doch nicht alle tot sein. Sie sind doch nicht alle vermißt oder nach dem Westen geflüchtet. Ich hoffe, manche sind noch in unserm lieben, alten Lyck geblieben, zum Beispiel der Endrigkeit und der Paluschek. Wir wollen nach ihnen fragen, wenn wir nach Lyck kommen, wir müssen suchen, ob wir noch irgend einen von den alten Freunden dort finden."

Vera wagte es nicht, ihm diese letzte Hoffnung zu nehmen. Aber nun wurde sie auch ängstlich, je mehr sie sich der Stadt näherten. Die Taxe hielt am Bahnhof, sie stiegen aus und atmeten tief die Heimatluft ein. Die polnische Führerin seufzte unter der Verantwortung. "Wir müssen unbedingt zusammenbleiben", sagte sie streng. "Ich begleite Sie gern an den See, an den Friedhof, oder wohin Sie wollen." "Erstmal müssen wir etwas essen", sagte Dr. Rabowsky, scheinbar gleichgültig. Die Führerin hielt einen Herrn auf der Straße an und redete eindringlich auf ihn ein.

"Aha", lachte Rabowsky, "sie hat sich das ehemalige Hotel Kronprinz sagen lassen, so viel habe ich schon mitgekriegt. Da gehen wir die Hindenburgstraße geradeaus bis zur KW, sprich Kaiser-Wilhelm-Straße, an der alten Penne, an der Kirche vorbei. Vera, ich habe eine Idee: In der Hindenburgstraße Nr. 17 wohnte der Endrigkeit und in der Nr. 32 damals der Paluschek. Schau Vera, ich stelle mich einfach dumm. Ich schaue nicht, was auf dem Briefkasten steht, ich werfe ihnen beiden einen Zettel herein: 'Smintek und Vera laden ihren lieben Freund mit Familienanhang zum Mittagessen ein!' Dreimal drehe ich mich auf dem Absatz herum, fertig ist der Zauber." Er lachte vergnügt: "Das schafft mein Portemonnaie, und die werden staunen!" Und wahrhaftig: Er warf den Brief in Nr. 17 und Nr. 32 in den Kasten.

Vera schwieg, aber eine tiefe Traurigkeit stieg in ihr auf. Und sie wurde immer trauriger, je mehr sie an Ruinenplätzen, verwahrlosten Häusern mit polnischen Geschäftsaufschriften, an billigen, rasch aufgeführten Neubauten vorbeikamen. Um sich hörten sie nur die polnische

Sprache, entdeckten kein bekanntes Gesicht. Müde und enttäuscht landeten sie im Hotel. Im "Kronprinz" waren nur wenige Tische besetzt. "Platz genug für viele alte Freunde!" stellte Hans befriedigt fest. Aber erst einmal saßen sie allein auf ihren Stühlen. Immer wieder schaute Hans zur Tür; aber keiner von den Erwarteten trat herein. Sie warteten nun schon geduldig mehr als eine halbe Stunde auf das Essen.

Schließlich wurde die Führerin ungeduldig und ging selbst in die Küche, um nach dem Rechten zu sehen. Hans sah ihr verstört nach: "Es ist niemand gekommen", sagte er verzweifelt und sank ganz in sich zusammen. "Aber Hans", suchte ihn Vera zu trösten, "es war doch ein Traum, eine phantastische Idee von dir, ganz ohne Grundlage in dieser für uns verödeten Stadt."

Hans schüttelte mit dem Kopf und preßte die Fäuste zusammen. Plötzlich fuhr er hoch, packte Vera am Handgelenk und deutete aus dem Fenster: "Siehst du, wer dort sitzt?" Ein grau-weiß gestreifter Kater starrte vom Bürgersteig in das Fenster des Hotels. Hans sprang auf und stieß einen lauten Schrei aus: "Smintek!" Vera war erschrocken zusammengefahren und suchte ihn auf den Stuhl zurückzuziehen. Aber es war zu spät, schon war er aus der Tür gestürzt, auf die Straße und auf das Tier zu, das sofort die Flucht ergriff und in langen Sätzen um die Ecke zum See herunterraste.

Nach dem ersten Schrecken beschloß Vera zu warten. Es wäre sinnlos gewesen, hinter den beiden herzulaufen, sie würden schon weit voraus sein. Schließlich mußte ja Hans zurückkommen, er konnte sie hier nicht allein mit der Führerin sitzen lassen, und die Taxe sollte in einer Stunde abfahren.

Die junge Polin kam nach wenigen Minuten wieder und sah sich suchend im ganzen Raum um: "Wo ist denn der Doktor geblieben?" Vera antwortete so ruhig wie möglich: "Er fühlte sich nicht wohl und wollte nur einen Augenblick zur Toilette und an der Tür etwas frische Luft schöpfen." Die Suppe wurde aufgetragen, Hans kam nicht zurück. Die Führerin geriet in Aufregung, Vera schien auf einen guten Gedanken zu kommen: "Sein Mantel hängt ja am Haken, lange kann er nicht in dem kalten Wetter ohne ihn herumlaufen. Ich verzichte auf eine weitere Stadtbesichtigung und warte hier mit Ihnen." Als aber eine Viertelstunde nach der anderen verging, wurden beide Frauen ängstlich. Die Führerin entschloß sich, den Mantel zu untersuchen. Der Paß und ein wohlgefülltes Portemonnaie befanden sich in der Tasche, ein Schal hing im Ärmel.

"Wir müssen zurück zum Reiseomnibus. Was sollen wir nur machen?" rief die junge Polin. "Wenn wir ohne den Doktor aufbrechen, muß ich den Mantel der Hoteldirektion übergeben und die Polizei in Kenntnis setzen."



Der Ober kontrollierte noch einmal die anliegenden Zimmer und die Waschräume, kehrte aber unverrichteter Dinge wieder zurück. Vera bat die Führerin flehentlich, mit ihr nur wenige Meter die vertraute Seepromenade entlangzulaufen. Sie war menschenleer. Der Wind rauschte in den Uferbäumen, der See war tiefdunkel und drohend. "Smintek!" rief Vera immer wieder voller Angst in die beginnende Dämmerung hinein, es kam keine Antwort, nur lauter rauschte es in den Bäumen. Die Führerin zuckte mit den Achseln: "Es hilft nichts. Irgendwie muß der Doktor sehen, wie er alleine zurückkommt. Wir müssen fahren."

Sie fuhren auf Lötzen zu, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Vera war so erschöpft und müde, daß sie, kaum als sie den Omnibus erreicht hatten, in ihrer Fensterecke in einen tiefen Schlaf verfiel und von der Auseinandersetzung des Reiseleiters mit der Führerin, die zudem leise in polnischer Sprache geführt wurde, kaum etwas verstand. Sie fuhren die Nacht hindurch nach Westdeutschland. Keinen schien das Verschwinden des Doktor Rabowsky besonders zu erschüttern.

Zu Hause angekommen, rief Vera die Auskunft an, die ihr mitteilte: "Unter Dr. med. Hans Rabowsky findet sich kein Teilnehmer in Hannover, nur eine Frau Elisabeth Rabowsky steht im Verzeichnis." Vera war in Verwirrung. Sollte Hans eine Geheimnummer haben?

Sie entschloß sich, es bei Frau Elisabeth mit einer Nachfrage zu versuchen. Eine leise Frauenstimme meldete sich: "Sie möchten meinen Mann sprechen? Er ist gestern vor einem Jahr verstorben."

Vera erblaßte. Unter Tränen suchte sie die Liste der Teilnehmer an der Polenreise hervor. Der Name Dr. Rabowsky war nicht mehr auf ihr zu finden.



Der verlorene Sohn

Die Großmutter wohnte mit ihrer Tochter und mit ihrer Enkelin in einer geraden, engen Straße, in einem kleinen Haus, das noch in der Zeit "Es war einmal" gebaut schien. Die unterste Etage bildete ein Schreibwarenladen, darin hatte die Mutter fast den ganzen Tag zu tun. So nahm die Großmutter die Enkelin an der Hand und ging mit ihr die Straße entlang zu einem großen steinernen Platz, und wenn sie dort angekommen waren, traten sie durch ein Gittertor in einen großen Park mit hohen Bäumen, Rasenplätzen, Brunnen und Blumenbeeten ein. Die Großmutter setzte sich auf eine Bank und stickte. Nora pflückte Gänseblümchen. Wenn die Kirchenglocke viele dunkle Schläge tat, kamen aus den umliegenden großen Gebäuden ganze Scharen von jungen Leuten. Sie lachten und schwatzten, aßen ein Butterbrot oder tranken eine Cola. "Das sind Studenten und Studentinnen", sagte die Großmutter. "Sie haben zwischen ihren Vorlesungen eine Pause." Wenn die Kirchenglocke nur einmal dünn anschlug, liefen sie wieder in die Häuser zurück. Bei einigen von ihnen dauerte die Pause länger. Sie setzten sich mit einer Zeitung auf die Bank, sie streckten sich auf dem Rasen aus oder spielten Ball.

Zwei junge Mädchen und ein Student warfen sich eine Scheibe zu. Sie schwirrte hoch durch die Luft. Nora sah ihr schon eine Weile nach. Ein Mädchen war etwas ungeschickter als die beiden anderen, die Scheibe, die sie warf, flog weit über den Studenten hinaus, der sie auffangen sollte, und rollte Nora zwischen die Füße. Sie bückte sich, hob sie auf und brachte sie dem jungen Mann. "Dankeschön!" rief er laut, hob Nora in die Höhe und gab ihr einen Kuß. "Nora!" rief die Großmutter von der Bank her. Der Student setzte das Kind wieder auf den Rasen und winkte der Großmutter lachend zu. Dann ging er mit den Mädchen in eins der großen Häuser.

Am nächsten Tag wartete Nora ungeduldig auf den Spaziergang und zog die Großmutter in den Park und zu der gleichen Bank. Wieder spielten die drei jungen Leute mit ihrer Scheibe. Diesmal konnte es die Dritte besser als am Vortag, und kein Wurf ging über das Ziel hinaus. Deshalb wurde Nora ein bißchen ungeduldig und rief schließlich: "Hallo!" Der Student drehte sich nach ihr um und sagte vergnügt: "Da ist ja meine kleine Freundin von gestern!", hob sie hoch, wirbelte sie im Kreis herum und gab ihr einen Kuß. "Nora!" tönte die Stimme der Großmutter. Der Student nahm das Kind bei der Hand und führte sie an die Bank. Die Großmutter sah zu ihm auf: "Sie sind sehr freundlich mit meiner kleinen Enkelin gewesen, ich sah es schon gestern. Darf ich mir eine Frage erlauben? Heißen Sie womöglich Karl Hettmann?"

Der Student antwortete überrascht: "Beinahe! Ich bin Amerikaner und mein Name ist Charles Hettmann." Die Großmutter nickte und fragte weiter: "Kam Ihr Vater aus Deutschland in die Staaten?" "Nein, er ist in Amerika geboren. Aber mein Großvater war Deutscher, und er schrieb seinen Vornamen daher immer noch Karl." "Hat er mit Ihnen von seiner Heimat gesprochen?" Charles dachte nach: "Nein, eigentlich nie. Doch einmal erzählte er mir von dem Hof seiner Eltern. Er hätte ganz anders ausgesehen als unsere Farm. Menschen und Tiere wohnten unter einem einzigen hohen Dach im Schatten großer Eichbäume und ganz nahe am Wald." "Ja", bestätigte die Großmutter. "So sieht es bei uns in Norddeutschland aus." Sie sah den Studenten flehend an: "Wenn Sie nur eine Viertelstunde Zeit für mich hätten, ich müßte Ihnen etwas sehr Wichtiges anvertrauen." Der Student rief den beiden jungen Mädchen ein paar Worte auf englisch zu, sie antworteten "O.K." und schlenderten langsam auf eins der großen Häuser zu. Charles setzte sich neben die alte Frau. Sie nahm Nora auf den Schoß und begann:

"Mehrere große Bauernhöfe, so wie sie Ihnen Ihr Großvater beschrieben hat, lagen verstreut in einer Talmulde des Teutoburger Waldes. Die Schulkinder hatten einen weiten Weg zu der nächsten geschlossenen Siedlung. Sie durchwanderten in kleinen Gruppen jeden Morgen den langen Feldweg von Süden nach Norden zu ihrer Schule und kehrten am Mittag wieder nach Hause zurück. Es lagen nicht nur die großen Höfe im Tal, sondern auch die kleinen Häuser, die man dort Kotten nennt, in denen die Landarbeiter mit ihren Familien wohnen, die bei den reichen Bauern ihren Tagelohn verdienen. In dem Vorgarten eines solchen Kottens stand alle Morgen ein etwa vierjähriges kleines Mädchen, das die vorübergehenden Schulkinder aufmerksam betrachtete. Eines Tages, als der letzte Schüler, ein hochgewachsener, blonder Junge am Zaun entlanglief, fiel dem Kind der Ball aus der Hand und rollte unter dem Gartentor auf den Weg. Sie erschrak, denn sie durfte die Gartentür nicht aufmachen. Aber der Junge hatte den Ball gesehen. Er hob ihn auf, brachte ihm dem kleinen Mädchen und sagte fröhlich: 'Da hast du den Ausreißer!'

Von da an wartete das Kind morgens und mittags auf den großen Jungen, und wenn er es auch noch so eilig hatte, er bückte sich jedesmal über die Hecke, hob es hoch und gab ihm einen Kuß. Sonst sahen sie einander nicht. Aber eine Nachbarin sagte zu der Mutter des Jungen: 'Euer Karl fängt ja früh an mit seinem Brautsand!' 'Wieso', fragte die Mutter zurück. 'Ja, die kleine Elisabeth Fromme kriegt jeden Tag ihren Gutenmorgen-Kuß von ihm.' 'Das sind Kindereien!' antwortete die Mutter, aber sie nahm sich ihren Sohn am gleichen Abend vor: 'Ist das wahr, was sich die Nachbarn erzählen, daß du dem Kind aus dem Kotten jeden Morgen einen Kuß gibst?' 'Was ist schon dabei?' antwortete der Junge trotzig. 'Ich habe nichts Unrechtes damit getan.' 'Unrecht ist es nicht', sagte die Mutter scharf, 'aber es schickt sich nicht. Arm und Reich gehört nicht zusammen. Laß die Flausen! Hast du mich

verstanden?' Ehe der Junge etwas erwidern konnte, rief der Vater: 'Karl, wo bleibst du? Die Kühe müssen von der Weide zum Melken geholt werden!' So lief Karl zu ihm auf den Hof. Der Sommer verging, und wieder kam eine Nachbarin zur Mutter und sagte: 'Hoffentlich werde ich bei euch zur Hochzeit eingeladen. Die Braut ist doch schon ausgesucht. Nein, so etwas Drolliges, wie sie jeden Morgen und Mittag auf den Bräutigam wartet!' Da stellte die Mutter ihren Sohn zum zweitenmal zur Rede: 'Ich hatte es dir doch verboten, das kleine Mädchen aus dem Kotten zu herzen und zu küssen. Die Nachbarn machen sich über euch lustig. Wir sind angesehene Leute und wollen nicht wegen solchem Kinderkram ins Gerede kommen.' Karl antwortete ruhig: 'Ich tue nichts Unrechtes, und ich habe dir auch nicht versprochen, dem Kind aus dem Weg zu gehen!' 'Aber jetzt wirst du es mir versprechen', rief die Mutter. 'Nein!' antwortete Karl mit fester Stimme. Da wurde die Mutter zornrot, und mit der flachen Hand schlug sie ihrem Sohn ins Gesicht. Karl drehte sich schweigend um und ging zur Tür hinaus. Nie wieder hat er seither die Schwelle seines Vaterhauses betreten."

Die alte Frau schwieg. Der junge Mann fragte leise: "Und Sie glauben, das ist mein Großvater gewesen?" Sie sah ihn an: "Es ist nicht nur der gleiche Name, Sie sind ihm sehr ähnlich. Ich erschrak gestern, als ich Sie sah. Dann, als Sie meine Enkelin auf den Arm nahmen, da war ich noch einmal die kleine Elisabeth aus dem Kotten." "Und auch Sie haben niemals wieder von Ihrem großen Freund gehört?" Sie schüttelte den Kopf: "Nie und niemals. Er hatte alle Spuren hinter sich verwischt. Jahrelang haben die Eltern vergeblich nach ihm gesucht. Schließlich wurde der Hof seiner Schwester überschrieben. Doch nun müssten Sie meine Geschichte fortsetzen können. Lebt der Großvater noch?" "Ach nein", entgegnete Charles und sah sie traurig an: "Wir haben ihn im vergangenen Jahr begraben." "Ja", nickte die alte Frau, "er war ja viel älter als ich, und so ist er mir in die Ewigkeit vorausgegangen. So oft habe ich ihn mit meinen Gedanken gesucht. Ich habe um ihn getrauert und für ihn gefürchtet. Und oft habe ich ihm von Herzen gewünscht, es möge ihm gut gehen im Leben."

Charles strich ihr zaghafte tröstend über die Hand: "Wenn es dem Großvater schlecht gegangen ist, so hat er niemals darüber geklagt. Aber am Ende seines Lebens war alles in Ordnung. Er schaute über weite goldene Weizenfelder, er wohnte auf eigener Farm in einem schönen Haus, er hatte eine liebe Frau, er hatte Kinder und Enkelkinder." "Eines hätte ich gern gewußt", sagte die Großmutter nach einer langen Pause: "Ob er noch manchmal an die kleine Elisabeth aus dem Kotten am Waldrand gedacht hat." Charles lächelte: "Jetzt kommt eine gute Fortsetzung für Ihre Geschichte. Bestimmt hat der Großvater Sie niemals vergessen. Als seine älteste Tochter zur Taufe getragen wurde, erhielt sie den Namen Elisabeth, und ebenso wurde seine erste Enkelin, meine Schwester, auf seinen ausdrücklichen Wunsch Elisabeth genannt."